Joseph Viktor von Scheffel

Alfred Ruhemann

Digitized by Google

161. a. 86

Digitized by Google

Alfred Ruhemann

Joseph Viktor von Scheffel

Sein Leben und Dichten.

Mit J. V. von Scheffels Porträt in Lichtdruck ausgeführt und sieben in den Text gedruckten Illustrationen.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1887.

Digitized by Google

Digitized by Google

Joseph Viktor von Scheffel.

Digitized by Google

Joseph Victor von Scheffel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Joſeph Viktor von Scheffel.

Sein Leben und Dichten.

Von

Alfred Ruhemann.

Mit J. V. von Scheffels Porträt in Lichtdruck ausgeführt, einem Fakſimile und 7 in den Text gedruckten Illuſtrationen.

Der Mann ſteht ſeinen Ruhm,
Sein Ruhm iſt nur ſein Schatten.
Leſſing, Nathan der Weiſe.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1887.

Digitized by Google

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Erster Abschnitt.
Die Jugendjahre 21

Zweiter Abschnitt.
Auf der hohen Schule 57

Dritter Abschnitt.
Im Amt und Drang 87

Vierter Abschnitt.
Am Scheidewege. Der Trompeter 122

Fünfter Abschnitt.
Gaudeamus igitur! Der Ekkehard 166

Sechster Abschnitt.
Wanderjahre 225

Siebenter Abschnitt.
Im Münchener Musenhof. Der Bibliothekar.
Auf Reisen 262

Achter Abschnitt.
Die letzten Werke 297

Neunter Abschnitt.
Das letzte Jahrzehnt 321

Nachtrag 354

Digitized by Google

Vorwort.

Ein jedes Buch hat eine kleine Vorgeſchichte, auch wenn über dieſe nicht immer etwas laut wird. Die, welche Anlaß zu vorliegender Bearbeitung des Lebens Joſeph Viktor von Scheffels gab, iſt nur kurz.

Ich fühlte es ſchon vor Jahr und Tag heraus, daß zu dem vielen Unrecht, welches man dem Dichter des „Trompeter“ zugefügt, auch das gehörte, daß man noch nie ein erſchöpfendes, vollſtändiges Bild von ſeinem Leben und von ſeinem Dichten entworfen hatte. Und er hatte es doch wahrhaftig verdient, daß man ihm ſchon bei Lebzeiten ein litterariſches Denkmal ſetzte. Da nahte das Feſt des fünfhundertjährigen Beſtehens der Heidelberger Univerſität und mit ihm die günſtigſte Gelegenheit für mein Vorhaben, der Errichter eines ſolchen Denkmales zu werden. Ich ſetzte mich mit dem Dichter in Verbindung und fragte ihn an, ob ich ſeiner Unter-

Digitized by Google

ſtützung bei gewiſſen Teilen meiner Arbeit gewiß ſein könnte. Das war wenige Wochen vor ſeinem Tode. Scheffel bat ſich, mißtrauiſch wie er gegen Norddeutſche war, das Buch aus meiner Feder aus, welches im vorigen Jahre über „Julius Wolff und deſſen Werke“ erſchienen iſt. Das Urteil, welches ich in demſelben über Wolff gab, mußte ihn wohl befriedigt haben. Denn er gab mir nicht nur die Erlaubnis über ihn zu ſchreiben, ſondern ſagte mir auch ſeine Unterſtützung zu, die mir denn auch, leider in andrer Weiſe als ich mir gedacht, wurde. Denn als ich mich anſchickte, nach Heidelberg zu reiſen, kam die Nachricht, daß ich Scheffel nicht mehr würde ſehen können, zugleich mit der Angabe einiger Quellen, aus denen ich biographiſches Material ſchöpfen ſollte. Der Dichter ſchloß dann die Augen und mir bleibt es nur übrig, allen denen zu danken, welche mich in der bereitwilligſten Weiſe unterſtützt haben.

Möge nun das Buch für ſich ſprechen.

Friedenau-Berlin, im November 1886.

Der Verfaſſer.

Digitized by Google

Einleitung.

Einsam wie der Hohentwiel selbst, dessen begeisterter Sänger er geworden, erhebt sich aus dem Berglande der deutschen Litteratur der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts die Gestalt des Dichters, dem die folgenden Seiten gelten. Wohl haben Wetter- und politische Stürme das Aussehen der Krone des Hegaus gewaltig verändert, die Erinnerung nur noch ist es, welche heute den steilen, ruinengeschmückten Gipfel umschwebt und in ihrem duftigen Schleier gewesene, stolzere Zeiten herbeiträgt —, wohl hat ein allzufrüh bereitetes Grab das, was an Joseph Viktor von Scheffel sterblich war, aufgenommen, ein herbes Schicksal seinen liederreichen Mund schon vor der Zeit geschlossen. Wie aber der Fuß des Berges dem unverdrossen nagenden Zahne der Jahrhunderte

Digitized by Google

trotzt und seinen gesunden Kern wie einen muskelstrotzenden Arm furchtlos und treu den kommenden Wettern zum Kampfe noch entgegenstreckt, so wird auch als gewaltiges geistiges Merkmal in unveränderter Schöne, wie eine einsame Klippe im Meer, umbraust vom Tagesstrome der Ereignisse, als unerschütterlicher Grundstock deutschen Wesens und deutscher Dichtung die Person des Dahingegangenen die heraufdräuenden Nächte der Umwälzungen auf allen Gebieten erhellen und das, was er uns hinterlassen, wird ihre Schrecken mildern.

Auch Zeiten der Umwälzungen, der wildesten Parteileidenschaften haben für ganze Gemeinschaften wie für einzelne Individuen ihr gutes. So mancher vom Wirbel der Meinungen und Begebnisse willenlos ergriffene und umhergeschleuderte Mensch fühlt sich instinktiv abgestoßen, angewidert vom Treiben seiner Mitmenschen. In friedlichen Zeiten hat ein jeder die Maske eines Biedermannes vor der Stirn, es liegt ein gewisser paradiesischer Unschuldsschimmer über Mein und Dein ausgebreitet. Wenn aber die Grundpfeiler der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen zu wanken beginnen, wenn selbst die über- und unterirdischen Elemente sich

Digitized by Google

empören gegen die göttliche Weltordnung, dann springt wohl auch der gebildete Mann plötzlich einige Jahrtausende rückwärts. Im Gefühle seiner Ohnmacht, seines unvollkommenen Wissens, schont er im Kampfe um sein Teuerstes, sein Leben, der allerheiligsten Gefühle nicht und er entmenscht gewissenlos sich selbst. Wohl dem, der dann die Kraft hat, seiner selbst willen allen Lockungen der Parteien zu widerstehen und, abermals seiner selbst willen, sich in die Einsamkeit, weniger mit seiner Person als mit seinem Herzen und seinen Gedanken zurückzuziehen, um im sicheren Hafen und im kleinen Kreise, ohne allen Ehrgeiz sein Leben zu Ende zu leben. Die Heißsporne mögen ein solches Thun Feigheit nennen, die Vernünftigen nennen es eben — Vernunft.

Es mag manchem Leser wunderlich erscheinen, daß er in gar so vielen, ja in den meisten Büchern, die heutzutage verfaßt werden, immer und immer wieder Hinweisungen auf die gegenwärtig etwas verwickelt daliegenden staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse findet. Bei einigem Nachdenken wird er aber selbst herausfühlen, daß, wie er selbst in seinen privaten Verhältnissen, auch der

Digitized by Google

Schriftsteller und zwar in noch viel höherem Maße unter dem Eindrucke der Ereignisse steht. Dieser braucht zu seinem Werke, gleichviel ob es belehrender oder unterhaltender Art ist, einen Ausgangspunkt. Keiner aber liegt ihm näher, keiner fordert mehr heraus, ihn zur Grundlage eines Gedankengebäudes zu nehmen, als der Zusammenfluß der verschiedensten und widersprechendsten geistigen Richtungen, welche kurzweg die neueste Zeit genannt werden. Für diese schreibt er, aus dieser schöpft er. Die Beachtung der Gegenwart und ihrer Strömungen wird indessen zum Zwang, wenn deren Einfluß auf das zu behandelnde Thema ein unleugbarer ist.

In diesem Falle befinden wir uns Joseph Viktor von Scheffel gegenüber. Es wäre mehr als undankbar, wollte man nicht an erster Stelle hervorheben, daß wir uns jetzt wieder inmitten einer ähnlichen, neue Ideen gebärenden Zeit befinden, der wir einen Scheffel zum größten Teile zu danken haben. Denn es ist schwer anzunehmen, daß heute ebenfalls „all Deutschland“ an seinem frischen Grabe getrauert haben würde, hätten die Jahre nach 1848 mehr anziehend als abstoßend auf ihn gewirkt.

Digitized by Google

Ein eigentümliches Schicksal hat es gewollt, daß den inneren Frieden Deutschlands stark bedrohende politische und wirtschaftliche Krisen den Anfang und das Ende von Scheffels Dichterlaufbahn begleitet haben. Doch wirkten sie verschieden auf des Dichters Gemüt. Während das Jahr 1848 ihn sich selbst wiedergab, das heißt, ihn von einer politisch-juristischen Laufbahn zurückhielt und die Erkenntnis höherer, gewaltig in ihm arbeitender Mächte förderte, trug das letztverflossene Jahrzehnt viel, wenn auch nicht in erster Reihe dazu bei, daß seine Feder mehr und mehr verrostete. Eine direkte Beeinflußung seiner Dichtungen aber durch die Zeitgeschichte kann kaum festgestellt werden, da seine größten Schöpfungen bis auf einige Gelegenheitsgedichte völlig abgesondert sowohl von den Begebnissen als auch von sonstigen litterarischen Erzeugnissen dastehen. Weder das Revolutionsjahr hat seine Leier ertönen lassen zum Ruhme der Morgenröte einer anbrechenden, besseren Zeit, noch veranlaßten ihn die ruhmreichen Jahre 1870 und 1871 in die Saiten zu greifen.

Scheffels dichterischer Wirkungskreis kann einem Ringe ohne Anfang und ohne Ende verglichen

Digitized by Google

werden. Was außerhalb desselben lag, berührte den Dichter Scheffel gar nicht und den Menschen sehr wenig. Was aber der Ring einschloß, das war des Dichters ureigenste Domäne. Da reihte sich Edelstein an Edelstein, einer köstlicher als der andere. Ein kühner und wegekundiger Steiger hatte sie Scheffel aus dem Schachte der deutschen Vergangenheit herausgeholt und die Schlacken von ihnen entfernt. Das war wohl bereits ein Verdienst, aber kein so großes, daß es zur Führung des ehrenden Beiwortes „einzig“ berechtigt hätte. Sein verdienstvolles, noch kommende Jahrhunderte überdauerndes Werk war der Schliff, den er den rohen Diamanten gab.

Betroffen, fast bestürzt zuckte jedermann zurück, als Scheffel mit schmetternder Trompetenfanfare sein erstes Werk der deutschen Leserwelt hinhielt. Mißmutig und enttäuscht schob man die von dem Unbekannten keck genug ins moderne Leben gebrachte, kernige Form zurück. Als man aber dem neuen, altertümlichen Dinge da dennoch allmählich aus Neugier näher trat, als man die tausend vielfarbigen Lichter des Edelsteines spielen und in dem vorgehaltenen Spiegel sich selbst, neuzeitige

Digitized by Google

und mittelalterliche Gesinnungen und Anschauungen im holden Neben- und Miteinander sah, kurz echtes, deutsches Wesen, wie es mit unserm Volke geboren ward und erst mit ihm sterben wird — da wurden die Herzen weit, die Hände nicht müde, nach den neuen Schätzen zu greifen. Da ward Scheffel unser!

Ja, urechtes deutsches Wesen — das ist der Kern sämtlicher Dichtungen Scheffels! Das ist es, was uns mit elementarer Gewalt bei ihrem Lesen packt. Der Gebildete, wie der einfache Bürger und Handwerker, welcher schlichten Blickes ins Leben schaut, sie fühlen aus ihnen die allen Deutschen verwandten Züge heraus, das geistige Band, das sich um alles schlingt, was deutschen Stammes ist und möge es am fernen Pole seine Hütte aufgeschlagen haben. Selbst der gedankenloseste Leser legt ein Scheffelsches Buch nicht ohne die Überzeugung gewonnen zu haben aus der Hand, daß er in ihm ein gutes Teil seiner selbst wiedergefunden habe. So wie Scheffel hat bisher noch kein anderer Schriftsteller mitten im Deutschtume gestanden, so wie er hat noch kein anderer es verstanden, vergangene Zeiten und gegenwärtiges Em-

Digitized by Google

pfinden in anmutiger, künstlerisch vollendeter Verbindung zu schildern, und er hat aus der Verschmelzung beider unserm gesamten Vaterlande die herrlichste, weil wahrhaftigste Strahlenkrone gewoben.

Und weil er das geschrieben und beschrieben hat, was gedauert hat und dauern wird, weil er nur das gethan und so allgemein verständlich, wie kein anderer vor ihm, so steht er losgelöst von allen anderen, selbst ähnlichen Bestrebungen da und seine Dichtungen sind nicht an den Raum und an die Zeit gebunden. Scheffel kann weder mit Goethe noch mit Tieck, weder mit Uhland noch mit Heine verglichen und nach diesen bemessen werden. Scheffel ist eben Scheffel. Er ist — leider — gewesen und sein Genius wird vielleicht nicht zum zweitenmale geboren werden.

Scheffel war Romantiker in Form und Inhalt seiner beiden Dichtungen, welche seinen Ruhm begründet haben, und dennoch ist es grundfalsch — wie es geschehen ist — ihn den „letzten Romantiker" zu nennen. Die Richtung der deutschen Litteratur, welche mit dem Worte „Romantik" bezeichnet wird, lag ihm ebenso fern wie diejenige,

Digitized by Google

welche man „Naturalismus“ nennt. Im Gegenteil, gerade er war es, welcher den ganzen ſentimental-ſchwärmeriſchen Plunder zum Hauſe hinauswarf und die neue Zeit mit neuen, friſchen Tönen einläutete.

Daß das Gewand ſeiner Dichtungen demjenigen ähnelte, welches die eben zu Grabe trompetete Litteraturperiode ebenfalls getragen hatte, war kein Zufall. Auch den Romantikern hatte infolge der Aufdeckungen Simrocks, Uhlands und namentlich der Gebrüder Grimm bereits eine Ahnung von den Schätzen vorgeſchwebt, von dem Nibelungenhort, auf den achtlos der Schutt der Jahrhunderte gehäuft worden war. Jene waren aber nicht ſo kundige Bergleute geweſen, wie der, welcher nach ihnen kam. Sie handhabten Spitzhacke und Schaufel ſchlecht und ungeſchickt. Scheffel dagegen griff herzhafter zu, er hob denſelben Schatz, nach dem andere vor ihm geſucht, und als er ihn erſt einmal feſt in Händen hielt, da hütete er ſich wohlweislich, dem Schatze zu liebe ſeine eigene Natur zu ändern. Er ſchliff und feilte an ihm herum und während der Arbeit ſang und ſprach er mit Freunden und Nachbarn als munteres, aufgewecktes, ſpottſüchtiges Menſchen-

Digitized by Google

kind unsres Jahrhunderts. Er betrauerte nicht die Kleinodien, welche verloren gegangen waren und deren Bruchstücke er nun zur bestmöglichen Ausbesserung in Angriff genommen hatte, sondern freute sich seines Fundes und seiner Arbeit, die er so geschickt ausführte, daß kaum die Stellen zu erkennen sind, wo das echte Altertum die moderne Naht trägt.

So ist es denn gekommen — ein Treppenwitz unsrer Litteratur, daß Scheffels „Trompeter von Säkkingen" und „Ekkehard" trotz ihres romantischen Aussehens bei weitem mehr Realismen enthalten, als diejenigen sich träumen lassen, welche mit den bekannten litterarischen Schlagworten um sich werfen. Wahres Leben, wahre Menschen atmen in seinen Büchern, aus ihnen weht uns ein Odem entgegen, der uns zur Andacht, zur Bewunderung zwingt. Auch Scheffels Auge war nur ein sterbliches und trotzdem lag das verborgenste Fältchen der Herzen der Deutschen offen vor ihm da. Was er uns offenbart, kaum wußten wir es, daß es in uns lebte; erst als er es uns gesagt, da fühlten wir, er habe recht für jetzt und immerdar. Er war somit der Bahnbrecher der jetzt sich entwickelnden Litte-

Digitized by Google

raturperiode, zugleich aber noch mehr, denn er wird auch der unwandelbare Begleiter aller der Geistesrichtungen sein, die noch und je kommen werden, weil aus seinen oben genannten Dichtungen — ich wiederhole es — der Inbegriff des deutschen Wesens spricht.

Und andrerseits kann Scheffel kaum als Bannerträger der neuzeitigen realistischen Litteraturrichtung betrachtet werden, weil er den pessimistischen Anschauungen in derselben vollständig ebenso fremd entgegentritt wie denjenigen gelehrten Romanschreibern, welchen vor lauter Gelehrsamkeit jedes Gefühl für Naturwüchsigkeit und humorvolle Frische abgeht. In seinem „Trompeterstücklein“ wie im „Ekkehard“ steckt genau so viel Philosophie als nötig ist, um echten Humor und echtes Gemütsleben hervorzubringen, und wo es sich in Scheffels Büchern um ein Scheiden aus diesem Leben handelt, da wird das schmerzliche Ereignis getreu nach christlich-germanischer Anschauung behandelt. Dem Tode wird das Schreckhafte genommen und der Dichter läßt es wie Versöhnung mit dem vorläufigen Schicksal, wie Hoffnung auf ein neues Weiterleben hineinklingen in die Herzen seiner Gestalten wie seiner Leser.

Digitized by Google

Und mag man sagen, was man will, mag man auch — und man muß es — dem pessimistischen Realismus durchaus die Berechtigung seines sich mehrenden Auftretens auf dem litterarischen Markte zusprechen, so können wir es uns andrerseits doch auch dreist zugestehen, daß uns der lachende Philosoph stets der liebste war und ist. Wir Deutschen sind nun einmal die geborenen Gemütsmenschen, unser Volk wird trotz aller Aufklärung, trotz seiner Fortschritte auf geistigem Gebiete in einem Winkel seines Herzens stets ein warmes Gefühl für natürliche Lebensanschauungen sich erhalten, seine humorvolle Pfiffigkeit wird jeder erkältenden Gelehrsamkeit doch zu guterletzt ein Schnippchen schlagen und es wird festhalten an seinen schwärmerischen Neigungen bis an sein seliges Ende.

Scheffel hat diesem, unserm ureigensten Wesen den vollkommensten Ausdruck gegeben; wenn wir daher von ihm sagen, er war unser Dichter, so hat dieses unser eine wesentlich stärkere Bedeutung, als wenn wir von Goethe, Schiller und Lessing auch sagen, sie waren unsre Dichter. Man kann nicht von Scheffel behaupten wie von den letzteren, daß er die Weltlitteratur beeinflußt hätte, nicht,

Digitized by Google

daß selbst der der deutschen Sprache nicht mächtige Ausländer sagen kann: „seines Geistes habe ich einen Hauch verspürt“. Dagegen kann man wohl sagen, daß Scheffel den Ausländern durchschnittlich unverständlich bleibt; sie pflegen ihn nur als Humoristen oder nur als Lyriker anzusehen, ein volles Verständnis seiner Schöpfungen geht ihnen gänzlich ab. Ja, selbst der Fremdling, der diese kennen lernen will und zu dem Zwecke Deutschland, womöglich die Stätten aufsucht, welche unser Dichter verewigt hat, der muß schon sehr lange unter uns weilen, ehe er uns begreifen lernt und das, was uns an unsren Scheffel fesselt. Seinen idealisierenden Realismus — wenn ich so sagen darf —, dieses holde Gemisch von Wirklichkeit und Schwärmerei weiß nur der geborene Deutsche vollständig zu würdigen. Nur dieser begreift es, daß selbst der dem schwärmerischen Alter entrückte und von der Last der Geschäfte gebeugte Mann im stande ist, plötzlich alles bei Seite zu schieben und seinen Scheffel hervorzuholen, um seine Gedanken wieder jugendfrisch zu machen und seine Augen hell zu neuer Arbeit, nur diesem zieht es verständnisvoll wehmütig durchs Herz, hört er, daß der deutsche Ein- und Ansiedler inmitten

Digitized by Google

wilder, unkultivierter Völkerstämme neben seiner Bibel nur noch ein Buch Scheffels zu stehen hat. Das eine verbindet ihn mit Gott, das andere mit seinem Volke. Sie beide sind sein Hort, sein Stolz.

Ein Mann aber, der im stande ist, uns die Sorgen von der Stirn zu nehmen, aus dessen Dichtungen wir wie aus einem Quell Erfrischung, stählerne Widerstandskraft und heitere Ergebung schlürfen, kann der je zu hoch geehrt werden? Wir schlagen zu dem Genie eines Goethe und Schiller ehrfürchtig die Augen auf, wir stehen beschämt in unsrem nichtsdurchbohrenden Gefühle vor der scharfen Logik eines Lessing, in weihevoll freudiger Stimmung aber naht sich jung und alt, Herr Griesgram und Frau Übermut einem Scheffel. Ihn verstehen alle, mit ihm fühlen wir uns ein Ganzes, von ihm sehen wir uns wie mit einem magischen Gürtel umzogen, aus dessen Zauberkreise kein Deutscher „vom Fels zum Meer" weichen kann. Ehe noch das deutsche Reich zur Wirklichkeit ward, da hatte Scheffel bereits die Einigung der Geister im Süden und Norden vollzogen.

Scheffel weilt nicht mehr unter den Lebenden, sein Geist aber wird unter uns weilen, so lange

Digitized by Google

die Hügel am Neckar Reben tragen und das schwäbische Meer um das Gelände von Radolfzell flutet. Und wenn an den Gedenktagen unsrer großen Toten das Volk den Ruhmestempel unsrer Nation betritt, wenn es mit ehrfürchtiger Kniebeuge vorübergegangen ist an den erhabenen Geisteshelden, dann wird es mit sehnsüchtig geöffneten Armen und thränenden Auges hinaufschauen, wo die Marmorbüste eines heißgeliebten Toten steht, des gottbegnadeten Sängers unsres Volkes, unsres ureigensten Klassikers.

Wer aber wird an den Dichter denken wollen und dabei des Mannes vergessen? Die Beispiele von der bitteren Ironie des Schicksals reihen sich zu tausenden, eines der einleuchtendsten aber bietet das Leben Joseph Viktor von Scheffels. Wir haben in diesen Tagen ein schreckliches, ähnliches Beispiel erlebt. Ein Mann und Herrscher, von seinen Idealen durchglüht und sich nicht verstanden fühlend, verfiel in Wahnsinn und endete sein Leben durch freiwilligen Tod in den Wellen. Es ist nicht anzunehmen, daß unser Dichter bei längerem Leben ebenfalls eine Beute des Irrsinns geworden wäre. Dazu war seine Vernunft eine viel zu gesunde, dazu

Digitized by Google

fußte er viel zu sehr, wenn auch mehr duldend als selbst thätig, im wirklichen Leben. Die romantischen Neigungen König Ludwigs II. von Bayern haben auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der idealen Gedankenrichtung Scheffels gehabt. Wohl aber bewirkten beide bei beiden dasselbe: sie hießen die ihnen Anheimgefallenen absonderliche Wege gehen und trennten sie von dem großen Strome der arbeitenden Menschheit durch Lähmung ihrer Willenskraft.

Das Herz blutet jedem Menschenfreunde, betrachtet er das letzte Lebensjahrzehnt zweier so edler, hochbegabter Menschen, wie König Ludwig II. und der Dichter Scheffel es waren. Umgeben, ja getragen von der Liebe und Verehrung aller Deutschen, sich sonnend im Übermaße des Glückes und in dem Bewußtsein, Großes für das Vaterland gethan zu haben, gelang es ihnen trotzdem nicht, sich frei zu machen von den Schatten, die sich über ihre Wege legten. Bei dem ersteren umnachteten die Dämonen des Irrsinns die Stirn, hinter der einst große, in der Geschichte unsres gesamten Vaterlandes unvergessene und unvergeßliche Gedanken ausgebrütet wurden; den zweiten führten mancherlei Kränkungen, darunter auch viele eingebildete, schließlich starrer

Digitized by Google

Eigensinn zu einem Einsiedlerleben, das viele seiner Anhänger verletzen mußte.

Wir allein waren und sind die Geschädigten. Das bayrische Volk konnte bei aller Liebe zu seinem Herrscher demselben doch schließlich zu verstehen geben, daß es einen thatkräftigen Regenten brauche. Wir aber konnten nicht einem Scheffel anbefehlen, er solle dichten! Und da er trotz aller Zureden keine weiteren Blüten seines Genius der Allgemeinheit weihen wollte, da er sich nicht loszureißen vermochte aus dem krankhaften Trübsinne, der ihn, unglücklicherweise unterstützt durch ein andauerndes körperliches Mißbehagen, bis an sein Ende vom frischen, sangeskräftigen Thun zurückhielt, so war Scheffel schon, ehe er starb, für viele ein toter Mann.

Scheffels Leben bietet für den Psychologen thatsächlich viel Interessantes und der Beobachtung Wertes. Aber auch auf jeden denkenden Menschen muß und wird die eigenartige Laufbahn des Dichters sowohl wie sein Schicksal Eindruck machen. Die Unvollkommenheit des irdischen Glückes wird uns selten so eindringlich wie hier gepredigt, das Hochhalten der Ideale, das bereits auf sehr unsicheren Fuß gestellt ist, erhält in Ansehung der

Digitized by Google

Widerwärtigkeiten, mit denen Scheffel zu kämpfen hatte, ehe er mit seinen Dichtungen durchdrang, noch mehr aber, als er mit ihnen durchgedrungen war, einen recht bitteren Beigeschmack.

Wer aber sich durch das Verhängnis, dem Scheffel anheimgefallen ist, abschrecken lassen wollte, an den höchsten Gütern der Menschheit festzuhalten, der möge auch dessen eingedenk sein, daß dieser sich selbst sein Schicksal geschaffen hat. Er ist dem Zwiespalte unterlegen, der in seinem Innern wohnte, Scheffel verstand nicht zu haushalten mit seinen Neigungen und mit seinen Anlagen. Er gerade war die Persönlichkeit, die allen Stürmen hätte mannhaft Widerstand leisten können, er war an der erhabensten Natur Brust großgezogen und genug gestählt worden, um die Stiche der boshaften Insekten und Eintagsfliegen ertragen zu können. Er unterlag ihnen in kaum verständlicher Schwäche, trotzdem ihm das erhabenste Dichterlos zu teil wurde: sich schon bei Lebzeiten anerkannt und unsterblich zu sehen. An ihm vollzog sich der alte Satz, daß einer desto größerer Unbill ausgesetzt ist, je höher er steht, daß aber auch der, welcher keine Sorgen hat, sich solche schafft.

Digitized by Google

Nun wohl, Scheffel litt viel durch eigene Schuld. Die treibende Ursache seines Verhängnisses war aber auch hier, wie fast immer, die Klatscherei und Verleumdungssucht der bösen Welt, zu denen sich allerdings tiefgehende, außerordentliche Schicksalsschläge gesellten. Scheffel ist sehr mißverstanden worden; man hat in leichtfertiger Weise von dem Dichter auf den Menschen geschlossen und das verträgt eine so feinfühlige Natur, wie die unsers Dichters es war, auf die Dauer nicht. Wir hätten zweifellos noch eine, vielleicht auch mehrere große Dichtungen von ihm erhalten, wäre sein Gemüt nicht durch allerlei Unzuträglichkeiten getrübt und beleidigt worden. Lassen wir es dahingestellt, auf wessen Seite die größere Schuld bei dem Mißverständnisse gelegen hat, auch, ob jene Dichtungen dem „Ekkehard" an Wert gleichgekommen sein oder ihn überragt haben würden. Der Tod gleicht alle Unebenheiten aus und ehe er hier noch mit rasch mähender Sense ein weit die Allgemeinheit an Wert überragendes, für uns unvergeßliches Menschenleben hinweggenommen hatte, da hatte man dem Dichter schon das größte Unrecht abgebeten und mit einem Lächeln des Friedens und der Befrie-

Digitized by Google

digung auf den erblassenden Lippen konnte der vielgeprüfte Mann seine Augen schließen.

Die Erinnerung an Scheffels Persönlichkeit wird denen nicht entschwinden, welche das Glück gehabt, ihn persönlich gekannt zu haben. Deren Anzahl aber war nur eine sehr geringe. Vorliegendes Buch versucht es, das Bild des Unvergeßlichen getreu wiederzugeben; möge etwas von der Begeisterung, aber auch von der Wahrheitsliebe, welche dem Verfasser die Feder führten, auf seine Leser übergehen. Er ruft ihnen mit Ekkehards Schlußworten zum Walthari-Liede zu:

Hochweiser Leser Du, schenk meinem Werke Gnade!
Wohl gleicht mein rauher Reim dem Sang nur der Cicade,
Doch für das Höchste ist mein junger Sinn erglüht.

Digitized by Google

Erſter Abſchnitt.

Die Jugendjahre.

(1826—1843.)

In der ſchnelllebigen Zeit, in welcher wir uns befinden, in der es gärt und kreißt, als ſollte nicht die bekannte Maus, ſondern wirklich ein gewaltiger Berg von neuen Anſchauungen geboren werden, kann die Feder nicht ſchnell genug bei der Hand ſein, um manches zu verzeichnen, was ſonſt leicht überholt, zurückgedrängt, ja von der großen Menge vergeſſen werden könnte.

Man zucke nicht mitleidig lächelnd die Achſeln, als wäre obige Behauptung im vorliegenden Falle nicht zutreffend, als wäre es eine Unmöglichkeit, daß irgend etwas, was mit dem Namen Scheffel im Zuſammenhange ſteht, jemals vergeſſen oder nicht beachtet werden könnte. Zugegeben, daß man jetzt oder

Digitized by Google

in späteren Tagen beim Lesen des „Trompeters“ oder des „Ekkehard“ sich pietätvoll des Mannes erinnert, der das hübsche Zeug da geschrieben, und seiner Schicksale im allgemeinen, daß man weiß, Scheffel nimmt in der deutschen Litteratur eine der hervorragendsten Stellen ein. Dazu braucht man weiter keinen Erklärer, das fühlt eben jeder bei sich selbst, schlägt er ein Werk Scheffels auf. Wer aber mehr erfahren will, als die trockenen Daten eines Konversationslexikons, wer sich so recht hineinleben will in das Geschick seines Dichters, der steht gewöhnlich ratlos da, falls ihm nicht ein Büchelchen erreichbar ist, welches ihm den gewünschten näheren Aufschluß giebt.

Ich meine, eine Lebensgeschichte eines bedeutenden Mannes muß heutzutage schnell verfaßt werden. Es ist hiermit wie mit einem Glase Bier: Der erste Schluck mundet am besten, mit dem nächsten empfängt man schon einen schaleren Geschmack. Noch haben spätere Ereignisse nicht den reichlichen Staub auf die Immortellenkränze gestreut, welche wir liebevoll auf das Grab des Dahingeschiedenen gelegt haben; die Berichte der Zeitungen in den Wochen vor und die zu Bergen

Digitized by Google

sich häufenden Nachrufe und Erinnerungen nach dem Tode des Betreffenden malen uns den Verblichenen mit viel kräftigeren Strichen als es bei seinen Lebzeiten geschehen konnte. Wohl wird die spätere Zeit mit verbessernder Hand noch einzugreifen haben, sie wird Licht und Schatten gleichmäßiger, vielleicht auch gerechter zu verteilen haben. Sie macht aber auch gleichzeitig, unwillkürlich den Gefeierten mehr zu einem litterarischen Porträt als zu einem Wesen, in dessen Adern wir noch frisches, lebenswarmes Blut pulsieren sehen.

Wen möchten wir aber wohl lieber als Wesen von unsrem Fleische und Blute im Geiste vor uns sehen, wen weniger als eine Erinnerung im kalten, wesenlosen Scheine wie den Mann, bei dessen Liedern uns schneller das Herz klopft, das Blut wärmer durch die Adern läuft, bei dessen Worten das Alter seine Bürde verliert, die Jugend in noch ungemessenerer Freude tobt? Deshalb unternahm ich es heute bereits, Joseph Viktor von Scheffel zu schildern, umsomehr als sein Leben den Forschern so gut wie gar keine dunklen Punkte mehr bieten kann, liegt auch noch viel der Mitteilung Wertes in seinem Nachlasse vergraben. —

Digitized by Google

Was einem im Leben beschieden ist, wird ihm an der Wiege gewöhnlich nicht gesungen. Erst später, wenn der Betreffende es zu etwas gebracht hat oder womöglich schon ins bessere Jenseits abgerückt ist, erscheinen furchtbar viel kluge Leute auf der Bildfläche, die bereits gewußt haben, wie alles kommen würde und wie es gekommen ist. So giebt auch die Betrachtung von Scheffels Leben die beste Gelegenheit zu der Bemerkung, der Dichter konnte gar nichts anderes als eben „unser Scheffel" werden. Um diese zu begründen, müssen wir uns ein wenig mit dem Kreise der Menschen befassen, aus deren Mitte der Gefeierte hervorgegangen ist.

Der Namen Scheffel tauchte nachweislich zuerst im Bistume Augsburg auf. Welcher Beschäftigung die Ahnen Scheffels sich hingaben, war mir festzustellen nicht möglich. Der Umstand indessen, daß das jetzige Wappen derer von Scheffel ein verbessertes Stammwappen ist, läßt darauf schließen, daß die Scheffels eine Geschlechterfamilie waren.

Der Großvater Joseph Viktors, Magnus, wurde bereits im damaligen Herzogtume Württemberg und zwar im Jahre 1752 zu Langen-Erling geboren. Sein Großoheim von mütterlicher Seite war der

Digitized by Google

vorletzte Abt und Prälat der reichsunmittelbaren Benediktinerabtei in dem damals gleichfalls reichsunmittelbaren Städtchen Gengenbach, Jakobus Maria Trautwein von Asch. Dem Einflusse desselben ist es jedenfalls zuzuschreiben, daß wir Magnus Scheffel im angemessenen Alter, in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als reichsstiftischen Oberschaffner in der Benediktinerabtei Gengenbach wiederfinden. Nach Aufhebung derselben wurde er zum Aufseher über die zur früheren Abtei gehörenden Gebäude und Grundstücke ernannt und er führte von nun an den Titel „Großherzoglich badischer Amtskellerei-Vorstand."

Seinem Bunde mit Johanna Läuble entsprang am 29. Juni 1789 Philipp Jakob, der Vater des Dichters, auf dessen Lebensgang es sich näher einzugehen lohnt. Denn er war ein Mann von rechtem Schrote und Korn, der „Herr Major", wie er später allgemein genannt wurde, der seinen Weg von unten herauf dank seines energischen Willens, seiner Charakterfestigkeit und seiner unermüdlichen Arbeitslust im Dienste seines engeren Vaterlandes machte.

Seine Neigung trieb ihn in die Laufbahn eines Ingenieurs. Die schweren, kriegerischen Zeiten

Digitized by Google

im ersten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts und die Wirren, welche sie mit sich brachten, hielten ihn nicht ab, so emsig zu studieren, daß er bereits im Alter von dreiundzwanzig Jahren Ingenieurpraktikant war. Als das „Volk aufstand, der Sturm losbrach", da hängte er den inzwischen erreichten Ingenieurgeographen an den Nagel und er trat 1814 als Hauptmann in das fünfte Landwehrbataillon „Kinzigkreis" ein, in dem er den Befreiungskrieg bis zu seinem Ende im folgenden Jahre mitkämpfte. Im Gefechte bei Kehl erregte er durch sein tapferes Benehmen zum erstenmale die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten. Am Karfreitage des Jahres 1814 wurde er mit dem Karl Friedrich-Verdienstorden und dem russischen Wladimirorden vierter Klasse geschmückt. Sein Bataillon wurde später namentlich bei der Belagerung von Straßburg verwendet.

Als der Friede geschlossen war erlaubte man es höheren Ortes noch nicht, daß Scheffel in den Zivilstand zurücktrat. Er wurde 1816 in den Generalquartiermeisterstab versetzt und erhielt gleichzeitig die ehrenvolle Ernennung zum Lehrer und Aufsichtsoffizier des Kadetteninstitutes. Diese Ämter bekleidete er indessen nicht lange, denn es harrte seiner

Digitized by Google

eine noch ehrenvollere Aufgabe: Philipp Jakob Scheffel wurde im nächsten Jahre der Kommission beigesellt, welche in Ausführung des Pariser Friedens die Feststellung der Rheingrenze zu besorgen hatte. Diese von Schwierigkeiten jeder Art umgebene Kommission, welche aus badischen und französischen Ingenieuroffizieren zusammengesetzt war und von Amtswegen die Bezeichnung „Rheingrenze-Berichtigungskommission" führte, blieb volle sieben Jahre beisammen. Sie war von 1817 bis 1820 in Basel, von 1820 bis 1823 in Straßburg versammelt und bot durch ihre verwickelten Geschäfte sowohl bezüglich der technischen Aufnahmen als auch der administrativen Berechnung mit den verschiedenen Ämtern volle Gelegenheit zur Bethätigung gründlicher Ingenieurwissenschaft. Scheffels Anteil an dieser gewaltigen Arbeit wurde seitens der französischen Regierung im Jahre 1827 durch Verleihung des Ritterkreuzes, viele Jahre später, 1841 durch Verleihung des Offizierkreuzes der Ehrenlegion anerkannt.

1824 traf der Hauptmann Scheffel in Karlsruhe wieder ein. Er zog nunmehr den Waffenrock aus und trat in die unter Leitung des Oberst Tulla thätige Wasser- und Straßenbaudirektion als Mit-

Digitized by Google

glied ein. Bei seinem Scheiden aus dem aktiven Dienste erhielt er die Erlaubnis zum Tragen der Uniform à la suite der Infanterie unter Beibehaltung der Anciennität im Armeekorps. Ich möchte an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, daß ein 1830 in Karlsruhe erschienener anonymer Nachruf auf Oberst Tulla, der im Jahre 1828 in Paris gestorben war, den damaligen Hauptmann Scheffel zum Verfasser hat.

Als die militärischen Wanderjahre dem Wunsche Platz gemacht hatten, durch eine Zivilanstellung an einen bestimmten Ort gebunden zu werden, stellte sich beim Hauptmanne Scheffel naturgemäß noch ein zweites Begehren ein: die Sehnsucht nach einem eigenen Herde. Das fast siebenjährige Umherirren von Ort zu Ort, der stetig wechselnde Aufenthalt unter fremdem Dache, des Wirtshausessens ewiges Einerlei während der Regulierungsarbeiten am Oberrheine hatten Herrn Philipp Jakob eindringlicher als es vielleicht bei einer geordneteren und seßhafteren Lebensweise der Fall gewesen wäre, die Mahnung ans Herz gelegt, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein ist. Der stattliche, gut versorgte und mit allerlei Ehren überhäufte Mann war, wie man

Digitized by Google

zu sagen pflegt, eine gute Partie und es hätte gewiß keine Mutter oder Tochter des Landes etwas dagegen einzuwenden gehabt, wenn der Fünfunddreißiger noch als Freiwerber in das Haus gekommen wäre.

Es geschah das indessen nicht und es ist als gewiß anzusehen, daß die Karlsruher Damen nicht gerade gut auf den Hauptmann zu sprechen waren, als er, kaum heimgekehrt, wieder ausflog, allerdings nur, um mit einer lieben und geliebten Frau wieder heimzukehren.

Auch er, der berufstüchtige, energische Mann, dessen äußere Haltung und inneres Wesen sich an Geradheit überboten, trug unter seiner biderben Miene ein fühlendes Herz. Dieses war landesflüchtig geworden. Es hatte sich nach dem benachbarten Württemberg gewandt, allwo bekanntlich die Mädele und die Weine besonders gut geraten sollen.

Und wenn einer, so hat der Vater unseres Dichters das große Los in der Ehestandslotterie gezogen. Was an einer Frau lobenswert erscheint, vereinigte sich in Josephine Krederer, die im Jahre 1824 mit dem Hauptmanne und Ingenieur Scheffel eine glückliche 41 Jahre andauernde Ehe einging.

Digitized by Google

Über ihre und ihrer Familie Herkunft möge der Dichter selber sprechen, welcher aus Seehalde am 31. Juli 1884 folgenden launigen Brief an einen Gelehrten in Stuttgart richtete. Derselbe lautet:

„Die Familie Kreberer (grêde = Getreidehaus, Kornhaus, grederaere = der Getreidehausverwalter) in Oberndorf am Neckar (Württemberg) ist in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts ausgestorben. Balthasar Krederer, von dem ein Stammbuch aus dem Jahre 1614 bei den Kapuzinern in Thiengen sich vorfand, war in Diensten des Grafen von Sulz Schloßhauptmann auf Küssaberg im itzt badischen Klettgau. Mein mütterlicher Großvater Franz Joseph Krederer war Handelsmann und Amtsbürgermeister oder Schultheiß zu Oberndorf und starb auf einer Badereise zu Baden-Baden am 11. Juli 1819. Seine Ehegattin Katharine, geborene Eggstein, geboren 1775 zu Rielasingen am Fuße des Hohentwiel starb am 20. Juni 1851 im 76. Lebensjahre in Karlsruhe, wo sie als Witwe bei ihrer einzigen Tochter Josephine lebte. Diese meine selige Mutter, Josephine Krederer von Oberndorf, war geboren am 22. Oktober 1803

Digitized by Google

daſelbſt, vermählte ſich 1824 mit dem großherzoglich badiſchen Hauptmanne und Baurat Herrn Philipp Jakob Scheffel von Gengenbach, lebte und ſtarb zu Karlsruhe am 5. Februar 1865, eine durch geiſtige Begabung, geſellige Talente und vielfach bewährte Humanität hochgeſchätzte Frau, deren im badiſchen Frauenverein als einer der Stifterinnen des Eliſabethenvereins noch itzt gedacht wird. Ihr älteſter Sohn iſt der Unterzeichnete, geboren am 16. Februar 1826. Von Großmutter wie von Mutter habe ich der ſchwäbiſchen Heimat am Neckar und deren Bewohnern am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts freundliche Erinnerungen bewahren gelernt."

Victor von Scheffel.

Dieſen knappen, aber auch erſchöpfenden biographiſchen Notizen aus des Dichters eigener Feder mag nur noch hinzugefügt werden, daß das Haus der wohlhabenden Krederers in Oberndorf ſeiner ganzen Anlage nach zweifellos in alten Zeiten ein Edelſitz geweſen iſt. Auf ihm ruhte der Sage nach das „Aſylrecht" oder der „Burgfriede", wie das Volk ſagt.

Digitized by Google

Das junge Paar, bei dem wirklich:

— — — das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,

bezog das Haus Spitalplatz 47, jetzt Steinstraße 25 der badischen Hauptstadt, dessen Eigentümer der Hofkammerrat Umrath war. Es bewohnten dasselbe außerdem der Finanzministerialbeamte Harscher und das Klosesche Ehepaar, letzteres bereits seit dem Jahre 1817. Zwischen den drei Familien herrschte bald ein inniger Ton, ein freundschaftlicher Verkehr, dem besonders die Ehefrauen oblagen und der es der jungen Württembergerin ermöglichte, sich bald in der Fremde heimisch zu fühlen. Sie darf wohl als die Seele dieses kleinen Kreises bezeichnet werden, dessen Beziehungen nicht einmal gelockert wurden, als Scheffels im Winter des Jahres 1826—1827 ihr neues, eigenes Heim in der Stefanienstraße 14, später 18, jetzt 16 bezogen. Wie fest und dauernd das freundschaftliche Verhältnis, namentlich zwischen den Familien Scheffel und Klose sich herausbildete, haben die letzten Lebenstage des Dichters gezeigt: von den beiden Söhnen, dem österreichischen Hauptmanne außer Diensten und dem Maler Wilhelm

Digitized by Google

Kloſe, welche Scheffel in dauernder Liebe zugethan waren, hat der erſtere über den Dichter in ſeinem letzten Augenblicke gerade ſo gewacht, wie über das

Joſeph Viktor von Scheffels Geburtshaus.

blutjunge Kind in ſeinen erſten Lebensmonden, als deſſen kleine Händchen dem älteren Kameraden ſich jubelnd zum Spiele und Lachen entgegenſtreckten.

Am 16. Februar des Jahres 1826, laut Anzeige im Kirchenbuche, erblickte im Hauſe Spitalplatz 47

Digitized by Google

Joseph Viktor Scheffel das Licht der Welt als zweiter Sohn seiner Eltern.

„Die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig: nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als soeben seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen." So spricht Goethe gelegentlich seiner Geburt. Da Scheffel im Monate Februar, der erstere aber im August zur Welt kam, so können sie unmöglich beide dieselbe „Konstellation" gehabt haben, es wird aber niemand etwas dagegen einzuwenden haben, daß auch diejenige, unter welcher Scheffel geboren wurde und die leider kein Astronom verewigt hat, „eine glückliche" genannt werden muß. An Stelle der Sterne haben bei Scheffels Erscheinen auf dem Erdenrunde vielleicht die Gräber gesprochen:

Was dröhnen die Gräber und Grüfte
Von Gallien bis an den Rhein?

Digitized by Google

Es schwingt sich empor in die Lüfte
Ein moderndes Totengebein.

Es werden all die markigen und holden Gestalten sich ein luftiges Stelldichein gegeben und zur Geburt ihres Erlösers beglückwünscht haben, welche Scheffels Dichtergenius zu neuem, ewigen Leben erweckte. Die Wellen des Neckars werden mit dem Heidelberger Schlosse heimlich neckische Grüße ausgetauscht haben und der Hohentwiel mag in seinen Grundfesten erbebt sein.

Der Neugeborene zeichnete sich vielleicht zu seinem Glücke durch nichts vor anderen Kindern gleichen Alters aus. Unzweifelhaft war er nach Versicherung aller Nachbarn ein hübsches Kind und der Stolz seiner Eltern. Über das martialische, ernste Gesicht des Vaters wird gewiß oft genug ein Wetterleuchten des Glückes gezogen sein beim Anblicke eines zweiten Stammhalters, denn nun schien das Weiterleben des Scheffelschen Geschlechtes verbürgt zu sein.

Der noch im selben Jahre erfolgte Tod der Großmutter des Dichters von väterlicher Seite konnte nur flüchtig die Freude stören, welche die

Digitized by Google

Eltern in der Erziehung ihres Sohnes Joseph fanden, der sich allem Anscheine nach regelrechter zu entwickeln schien, als sein um fast zwei Jahre älterer Bruder Karl, welcher denn auch wirklich sein ganzes Leben umsonst gelebt hat. Alle Pflege und Schonung, welche der Dichter diesem, namentlich in späteren Jahren angedeihen ließ, waren vergebens aufgewendet. Karl Scheffel starb vor ungefähr fünf Jahren schwachen Geistes und verkrüppelt im Pfründnerhause zu Karlsruhe.

Der Ernst des Lebens, der in dieser Weise dem Kinde von seiner zartesten Jugend an nicht von der Seite wich, wurde in dessen ersten Jahren reichlich aufgewogen durch das freundlich strenge Wesen des Vaters, der in seinem Sohne Joseph sein körperliches und geistiges Ebenbild heranwachsen zu sehen glaubte, und durch die milde, zärtliche Liebe der Mutter. Als dritter im Bunde gesellte sich recht häufig der Großvater hinzu, den es nach dem Tode seiner Frau immer öfter aus den epheuumsponnenen, geheimnisvollen Bauten des früheren Stiftes in dem freundlichen Gengenbach im badischen Schwarzwalde zu seinem Enkel trieb. Wie mag das Kind strahlenden Auges den Mär-

Digitized by Google

chen der Mutter gelauscht haben, in deren seelenvollem Vortrage und sinniger Erfindung Frau Josephine Scheffel eine Meisterin war; wie den Erzählungen des Großvaters von den Äbten und Mönchen, den staubbedeckten Schriftrollen und gewölbten Kellern des Klosters mit ihren großen, dem Ohre des Trinkers melodisch klingenden Stückfässern voll roten und weißen Weines! Verstand das Kind auch nicht alles, was die Mutter und der Großvater ihm schönes erzählten — man merkt es trotzdem den Dichtungen Scheffels an, daß etwas von den Märchen seiner Jugend in ihm haften geblieben ist. Wer weiß, ob sie nicht gerade die Keime waren der Saat, welche später in so herrlicher Weise für uns aufgegangen ist.

Großvater Scheffel hatte noch die Freude, seinen Enkel Joseph sechs Jahre alt und im Jahre 1830 eine Enkelin geboren werden zu sehen, deren früher Tod der Laufbahn unsres Dichters so verderblich werden sollte. Der letzte „Amts-Keller" des Stiftes Gengenbach starb 80 Jahre alt. Er liegt an der Seite seiner ihm um sechs Jahre im Tode vorausgegangenen Frau in Gengenbach begraben.

Digitized by Google

Trugen die mütterlichen und großväterlichen Unterhaltungen mit dem Kinde wesentlich dazu bei, die Phantasie desselben anzuregen und ihm einen grübelnden Sinn von früher Jugend an einzupflanzen, so half die damals herrliche Lage des Scheffelschen Hauses in der Stefanienstraße ganz besonders, die Liebe zur Natur in Joseph auszubilden. Die schöne Gegend am oberen Neckarthale fehlte der gemütvollen Frau Scheffel doch sehr. Daß das so recht im Grünen gelegene Grundstück in der Stefanienstraße wenigstens einigermaßen seiner Frau einen Ersatz für die ihr verloren gegangene Naturschönheit ihrer Heimat bot, war daher eine Hauptursache des Erwerbes desselben seitens des aufmerksamen Gatten gewesen. Der große zum Hause gehörige Garten stieß unmittelbar an den mit prächtigen Eichen bestandenen Hardtwald, der in den letzten Jahrzehnten bedeutend an Bauland hat abgeben müssen. Vor der Vorderseite des Hauses dehnten sich weite Grasflächen bis zur Akademiestraße hin aus.

Der stete Aufenthalt im Freien, die kräftigende, würzige Luft förderten die Kinder zusehends. Hier hörte Joseph das Säuseln und Rauschen in den

Digitized by Google

Wipfeln der Bäume aus nächster Nähe, er sah die Riesen des Waldes sich vor der Majestät des Sturmwindes beugen, die buntbefiederten Sänger des Waldes durch der Zweige Grün hüpfen und ihre kleinen Kehlen unermüdlich zum Lobe des lieben Gottes thätig. Das liebste aber war ihm die kleine Spielgefährtin, welche ihm in Schwester Marie beschert worden war. Sein teilnahmsvolles, zutrauliches Gemüt ließ ihn sich innig an das Schwesterchen schließen, ihr eine stets bereite Stütze in ihrer kindlichen Unbeholfenheit sein.

Das elterliche Haus bot also Joseph Abwechslung und Unterhaltung genug. Des Vaters gutgemeinte, in ihrer Art durchaus berechtigte, aber in Folge ihrer Einseitigkeit entsetzlich nüchterne Anschauungen verfehlten ihren Einfluß auf den zarten, bildsamen Sinn des Kindes nicht. Sie förderten und stärkten ganz entschieden das streng rechtliche, gewissenhafte Wesen, das den späteren Mann auszeichnete, und bildeten eine gediegene Unterlage für den sich entwickelnden Charakter Josephs. Sie wurden aber übertroffen von den Eindrücken der lebendig vor des Kindes Seele stehenden Natur und den Ausflüssen des froh-

Digitized by Google

launigen Geiſtes der Mutter, deren Weſen am beſten mit einem beſcheidenen, munter über Felsgeſtein hüpfenden und Blumen mit ſich führenden Bache verglichen werden kann. Jedenfalls waren Vater und Mutter zwei eigen geartete Menſchen: „Knorrige Schwaben“, ſchreibt ein Zeitgenoſſe der beiden an Karl Emil Franzos, „äußerlich rauh, innen weich; ſchildern läßt ſich's im einzelnen nicht, ohne Gefahr mißverſtanden zu werden.“ Es iſt die Frage, ob vorſtehender Ausſpruch gerade das richtige getroffen hat. Nach allem, was man von Scheffels Mutter weiß, war ſie ſowohl „innen wie außen weich“. Eine etwas derbe Natur bedingt noch keine Rauheit; das Bild der Mutter läßt genau auf das Gegenteil ſchließen. Jedenfalls aber iſt obige Äußerung bedeutſam, und zwar bedeutſam — für das Weſen des Dichters ſelbſt, deſſen Natur ſich aus der Quinteſſenz der Charaktereigenſchaften ſeiner Eltern zuſammenſetzte.

Die Rührung, welche Eltern unwillkürlich befällt, wenn ſie ihr Kind zur weiteren Erziehung in die Schule geben, iſt eine erklärliche. Bis zu dieſem Augenblicke hat kein fremdes Lüftchen ihren Liebling berührt; es war nur Geiſt von ihrem

Digitized by Google

Geiſte, der die Erziehung leitete. Das unſchuldige Herz des Kleinen war wie ein gottgeweihter Tempel, dem man ſich nur mit den allerheiligſten Gefühlen und Gedanken nahte. Nun ſoll eine andere, fremde Hand die Erziehung des Kindes weiterleiten. Und nicht nur das, Altersgenoſſen, deren Eltern anderen Grundſätzen huldigen als ſie ſelbſt, werden ſeine Spielgefährten und damit unbewußte Überbringer der ihnen eingeimpften Anſchauungen. Das kindliche Unterſcheidungsvermögen iſt in dieſem Lebensabſchnitte des Menſchen gleich Null; jeder neue Eindruck, jedes neue Wort wird dem Gedächtniſſe haarſcharf eingeprägt und die Eltern hören mit Schrecken, welche Errungenſchaften ihr Sprößling aus der Schule heimbringt. Der Grund, den Eltern in die Seelen ihrer Kleinen gelegt haben, muß ſchon ein ſehr feſter ſein, wenn er den während der erſten Schulzeit der Kinder auf ihn eindringenden feindlichen Gewalten keinen Durchlaß gewähren ſoll.

Die Berichte, die wir über Scheffels Schulzeit teils aus ſeinem eigenen Munde, teils aus demjenigen einſtiger Mitſchüler beſitzen, bekunden, daß der junge Joſeph Scheffel einer von denen war, welchen die im Hauſe erhaltene Anleitung

Digitized by Google

bereits in Fleisch und Blut übergegangen ist, wenn sie die Schulbänke zu drücken beginnen. Das ihm von der Mutter überkommene sinnige und beschauliche Denkvermögen und das vom Vater geerbte Pflichtgefühl, die ganze streng bürgerliche, in Ehrerbietung gegen Staat und Kirche ersterbende Atmosphäre des Vaterhauses wurzelten bereits zu fest in des Knaben Herzen, als daß er der Melodie, welche die lockeren Zeisige in der Schule pfiffen, hätte blindlings folgen können.

Der Oberbaurat, denn das war er im Jahre 1829 geworden, und seine Frau erlebten an ihrem Sohne während dessen Schulzeit nur Freude. Es liegt mir eine Reihe der alljährlichen Berichte des Lyceums in Karlsruhe vor, in welches ihn der Vater gebracht hatte. Nach diesen war Scheffels Rangordnung in den verschiedenen Klassen während der Jahre 1833 bis 1843 folgende:

1833	Zehnte Klasse	Erster unter 69.
1834	Neunte „	„ „ 71.
1835	Achte „	„ „ 54.
1836	Siebente „	Dritter „ 51.
1837	Sechste „	Zweiter „ 45.
1838	Vierte (Unterquarta)	Dritter „ 37.

Digitized by Google

(1839 und 1840 fehlen.)

1841	Fünfte (Oberquinta)	Zweiter unter	27.
1842	Sechste (Unterſexta)	Erſter „	23.
1843	„ (Oberſexta)	Erſter „	20.

Dieſe Erfolge während ſeiner Schulzeit ſind um ſo höher anzuſchlagen, als dem Knaben das Lernen äußerſt ſchwer wurde. Joſeph war durchaus kein Wunderkind, dem die Kenntniſſe nur ſo zufliegen; er mußte ſie ſich in ehrlicher, viele Schweißtropfen koſtender Arbeit erwerben. Allerdings ſaß dann auch das Erlernte um ſo feſter im Kopfe. Des guten Lateins halber, welches Scheffel während ſeiner ganzen Lebenszeit ſchriftlich und mündlich gleich vollendet beherrſchte, iſt er von großen Gelehrten bewundert und beneidet worden. Seine Kenntniſſe in der griechiſchen Sprache und in der Geſchichte konnten manchen Profeſſor, deſſen Brotſtudium ſie waren, erröten machen. In allen drei Fächern war er bereits auf der Schule hervorragend. Das Studium der Alten war, ſeitdem er die Deklination von „mensa“ kennen gelernt, ſein Leibpferd geworden und er hat bis zu ſeinem Tode nicht aufgehört, dasſelbe nach Herzensluſt zu tummeln.

Digitized by Google

Viel mehr Kopfzerbrechen als die toten Sprachen bereitete ihm die lebende, die deutsche Muttersprache, namentlich wenn es unter Hofrat Gockel Aufgaben in ungebundener Form zu lösen gab. Zweifellos hat da öfter hinter dem Rücken des gestrengen Herrn Jakob Mütterchen aushelfen müssen, der das Dichten ein willkommenes Bedürfnis war, eine Gabe, mit der sie in großer Gesellschaft zur Freude aller Anwesenden glänzen konnte. Nicht Bescheidenheit, sondern eine oft bewiesene Thatsache hat Scheffel späterhin die Äußerung in den Mund gelegt: „Wenn Sie meine dichterische Art begreifen wollen, müssen Sie den Grund nicht in meinem Leben suchen; das ist sehr einfach verlaufen. Es kam alles von innen heraus. Meine Mutter hätten Sie kennen müssen: was ich Poetisches in mir habe, habe ich von ihr."

So leicht Scheffel später das Dichten geworden ist, nachdem die Rinde gebrochen war, welche der Aktenstaub um sein Herz gelegt hatte, nachdem das erste große Lied „in froher Frühlingsahnung" ihm aus dem Herzen gebrochen war, so schwer wurde dieses ihm und vieles andere in seiner Schulzeit. Wäre ihm das Lernen kein mühseliges Geschäft gewesen, so hätte er schwerlich noch im späten Alter

Digitized by Google

mit solcher Liebe und Verehrung an den Reliquien gehangen, welche er zum Gedächtnis an seine Lehrjahre aufhob und mit begreiflichem Stolze guten Bekannten zu zeigen pflegte. So erzählt Oberstudienrat Klaiber in einem im Jahre 1868 im „Daheim“ veröffentlichten und von Scheffel selbst revidierten Aufsatze, dem von der Redaktion dieses Blattes zu des Dichters großem Leidwesen die Überschrift: „Ein deutscher Volksdichter“ gegeben war, Folgendes: „Auf meine Bemerkung, daß er gewiß einst fleißig auf seiner Schulbank gesessen sei, was sich nicht vom Dichtergeschlecht insgemein beweisen lasse, nickte er (Scheffel) freundlich und verließ mich einen Augenblick, um mit einem schön gearbeiteten Etui zurückzukehren, in dem, in grünen Sammet eingelassen, eine ansehnliche Menge silberner und goldener Denkmünzen prangte, lauter Preise von den Tagen des Lyceums her. „Das ist für meinen kleinen Sohn — nicht das schlechteste Vermächtnis seines Vaters“, sagte er, mit wohlgefälligem Blick auf den Zeugen seines einstigen Fleißes verweilend. Auf dem innern Deckel jenes Etui war ein Bildnis des jugendlichen Preisträgers aufgeklebt, ein mildes, längliches Antlitz, von schlicht herabfallenden Haar-

Digitized by Google

strängen und einem ansehnlichen Hemdkragen ehrbarlich umrahmt, aus großen Augen halb scheu in die Welt hinausblickend, kein rollend Poetenauge,

Scheffels Jugend-Porträt.

kein titianisch Himmelstürmen, durchaus gesittet und wohlerzogen."

Durchaus gesittet und wohlerzogen! Daß Joseph Scheffel das war, steht außer Frage in Anbetracht, daß seine Eltern für eine regelrechte Kindererziehung

Digitized by Google

wie geschaffen waren; daß er scheu, schon damals sehr scheu war, zeigte er durch sein häufiges sich Absondern von den Schulkameraden, von jeder Geselligkeit überhaupt. In ihm rangen von jeher zwei Naturen um die Herrschaft. Eine äußere, welche den Anforderungen des täglichen Lebens gerecht zu werden hatte, und eine innere, die ganz anderen Stimmen als denen der Wirklichkeit lauschte. Was die Lehrer lehrten und was die Augen begierig aus den alten Klassikern sogen, das baute sich in seinen Gedanken zu einem luftigen Reiche auf, zu einer neuen alten Welt. In ihr lebte er lieber als in der gegenwärtigen, je stiller es um ihn her war, desto lauter sprachen die alten Meister zu ihm von einem Kulturleben und von einem Zeitalter der schönen Künste, welche in ihrer idealen Vollkommenheit weit über dem unsrigen stehen. Wenn er oben in seinem Dachstübchen, fern von der unter ihm anregend und anmutvoll unter dem Vorsitze der stets lustigen und neckischen Frau Oberbaurat dahinrauschenden Fröhlichkeit dem Schlage der Hardtwaldamseln lauschte, welche „den Frühling anfangen", und mit seinen gutmütigen, treuen Augen in das Grün der Bäume oder in die Oden des Horaz

blickte, dann ahnte er wohl mehr, als er begriff, Schillers Worte in „Die Götter Griechenlands“:

Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Ein Bücherwurm in des Wortes bösester Bedeutung war unser Scheffel indessen nie. Er pfropfte nicht wahllos alles Gedruckte, dessen er habhaft werden konnte, in sich hinein. Daß es nur sehr wenige Lehrfächer waren, deren Studium er sich hingab, beweist, daß es ihm wenig um eine allgemeine Bildung zu thun war. Es hatte damals ganz den Anschein, als würde Scheffel zur akademischen Laufbahn neigen und sie ist ihm von den Jugendgenossen in der That so oft geweissagt worden, daß er sich später ernstlich genug überlegte, ob er eine Leuchte der Wissenschaft werden sollte. Das Zeug dazu besaß er mehr als mancher andere. Eine

dunkle Ahnung aber von dem, was das Leben verschönt, von den Idealen, deren auch ein moderner Mensch habhaft werden kann, wenn er sich nicht allzusehr von der Materie verknöchern läßt, stieg ab und zu in ihm auf und machte ihn trotz seiner Wortkargheit und Schüchternheit zu einem vielbegehrten Kameraden. Die trockene Gelehrsamkeit allein behagte ihm nicht. Je mehr sein Blick den Staub durchdrang, welcher auf den Trümmern einer untergegangenen Welt ruhte, je mehr er des in ihm lebenden Schönheitsgefühles und Kunstsinnes sich bewußt wurde, desto mehr entfernte er sich von dem nahe liegenden Gedanken an ein Brotstudium, desto mächtiger erwuchs in ihm das Ahnen, daß auch ihm einstmals Gelegenheit geboten sein würde, seinen Gefühlen für alles Edle und Schöne Ausdruck geben zu können. In welcher Weise das zu geschehen haben würde, war ihm damals natürlich noch völlig unklar, daß es nicht die Dichtkunst sein würde, welche seinen Lebenszweck zu bilden hätte, darauf hätte er ruhigen Gemütes einen Eid ablegen können, denn, wie schon betont, das Dichten war seine starke Seite nicht, wenn auch ab und zu der Pegasus zu einem hexametrischen Schulritt aufgezäumt wurde.

Digitized by Google

wie R. Artaria in der „Gartenlaube“ mitteilt. Nach diesem stiftete Joseph einem zwanzigjährigen Freunde folgende Strophe:

Aber es hatte die Muse schon früh seinen Scheitel berühret
Und von Buttmann und Krebs flüchtet er an ihre Brust.
„Keck“ drum nannt ihn Herr Süpfle, der zeusgeliebte Professor;
Vierordt, der Hofrat, auch schüttelt bedenklich das Haupt.
Doch es erlosch nicht der göttliche Funke im Lärm der Philister,
Brannte und glühete fort, Flammen ersprühend und Licht.
Endlich konnt' ihn die Hydra Lyceum nicht länger umstricken,
Frei, mit geflügeltem Schritt zog er gen Heidelberg hin.

Zwölf Jahre später und Scheffel hätte von sich selbst nicht anders sprechen können.

Etwaige romantische Neigungen der reifen Schüler des Lyceums kamen auf den Kneipabenden, welche die Banksitzer der obersten Klasse ab und zu

Digitized by Google

veranstalteten, zum Ausdrucke. Scheffel hielt sich von den geselligen Abenden im elterlichen Hause meist fern; die Menschen schwatzten ihm da zu viel. Er verfehlte indessen nie, den Kneipabenden beizuwohnen, denn dort fand er ein gewisses Verständnis für seine Ideen, weil die Kameraden mit ihm an denselben Weisheitsbrüsten großgezogen worden waren. Auch behagte ihm der derbe, burschikose Ton mehr als die feinpolierte, ästhetische Unterhaltung. Er sah in jenem viel mehr Aufrichtigkeit und eine Offenheit, welche in den Kreisen der guten Gesellschaft erst mit dem Lichte bei Tage gesucht werden muß. Diese biedermännische, ehrliche Offenheit zeichnete auch seine Eltern in hohem Grade aus: ein Grund mehr für Joseph, sie als seltene, der Verehrung würdige Wesen zu betrachten. Dem Trinken an diesen geselligen Abenden hielt er sich zumeist fern. Er gehörte zu denjenigen Mitgliedern dieser Schülerverbindung, welche ihre Teilnahme mehr leidend als thätig bezeugten, welche mehr stillschweigend genossen und weniger durch lärmende Aufführung für die Unterhaltung der anderen sorgten. Daß da die Hänselei nicht fehlt, wenn ein sechzehnjähriger Mensch scheuer

Digitized by Google

und zurückhaltender thut, während der jugendliche Übermut die tollsten Possensprünge macht, weiß ein jeder aus seinen eigenen Tagen der holden „Jugendeselei". Scheffel nahm die Neckereien hin, wie sie geboten waren. Er freute sich, daß ihm Gelegenheit gegeben war, andere zu erfreuen. Trotzdem wehrte er sich seiner Haut. Er antwortete selten, geschah es aber, dann traf auch sein Wort mitten in die Blöße des Gegners. Nur gegen zu unzarte Scherze verschloß sich sein ausgeprägt keusches Gefühl. „Man hielt (an einem Kneipabende)," erzählt der bereits einmal angeführte R. Artaria, „des Königs Artus Tafelrunde ab, mit so viel ritterlichem Kostüm als eben aufzutreiben war. Scheffel, mit 18 Jahren noch ein so mädchenhaft hübscher Knabe, daß er eine reizende Königin Ginevra abgab, saß mit Schleier und goldenem Stirnreif zwischen dem König und Herrn Lanzelot vom See. Ein verspätet Hereintretender begann bei diesem Anblicke einen alten Vers zu citieren, der mehr deutlich als zartfühlend das Verhältnis des Paares charakterisierte. Worauf die Königin mit einem lauten Schrei ohnmächtig umfiel und Herr Lanzelot dem unhöflichen

Digitized by Google

Gaste an die Gurgel fuhr und nur durch die energische Intervention seiner Mannen abgehalten wurde, ihn auf dem Fleck zu erdrosseln."

Nach dem, was später geschehen ist und nach den Neigungen, die er während seiner Schulzeit pflegte, ist es erlaubt, daran zu zweifeln, ob Scheffel im Grunde seines Herzens mit dem Berufe einverstanden war, welche er gegen Ende jener erwählte. Er verfiel auf die juristische Laufbahn, eine Thätigkeit, welche gerade das Gegenteil von dem war, was sein Herz erfüllte. Hier die Abendröte und der von den letzten Flammen des scheidenden Gestirnes durchzuckte Himmel der Kunst, dort die Nacht der brutalsten Wirklichkeit, hier unvergängliche Ideale, der Abglanz dessen, was das Leben noch allein verschönern kann, dort der Menschheit ganzer Jammer, ihre widerwärtigste Seite. Zwischen beiden Polen schwankte das Kinderherz Scheffels, oder vielmehr es schwankte nicht, sondern es gehorchte. Nicht dem Gebote der Notwendigkeit zu liebe, nicht des materiellen Wohles halber — denn die Scheffels hatten genug einzubrocken — schlug Scheffel einen verkehrten Lebensweg ein, der Vater befahl und dagegen gab es kein

Digitized by Google

Sträuben. Meinte doch jüngst ein deutschfresserischer Schriftsteller von jenseits des Rheines, das Gehorchen wäre das größte Laster der Deutschen. Warum hätte also Scheffel nicht gehorchen sollen, dessen Achtung vor dem väterlichen Worte eine ungeheure war? Hätte jener Franzmann überhaupt eine Ahnung von Scheffels Dasein gehabt, er hätte ihn sicher als lebendigen Beweis seiner ebenso dummen als frechen Behauptung angeführt.

Mögen andere von dem sorgenlosen Leben, welches Scheffel beschieden war, fabeln, mir kommt es vor, als ob mit jenem Machtworte des Vaters, der ja von seinem Standpunkte durchaus recht hatte und nur den sehr häufig von Vätern gemachten Fehler beging, die Anlagen und die Geistesrichtung seines Sohnes nicht genügend in Betracht zu ziehen, auch die Tragik des Schicksals in des Dichters Leben ihren Anfang nahm. Denn alles sprach dagegen, nichts dafür, daß Scheffel zum Jurist veranlagt war. Es vergingen immerhin einige kostbare, kampferfüllte Jahre, ehe Joseph die lahmen Flügel wieder gewachsen waren und er mit dem Mute der Überzeugung gegen die väterliche Autorität ankämpfen konnte.

Digitized by Google

Was ihn geschmeidiger machte und jede, vielleicht gedachte Auflehnung gegen den Willen des Vaters beseitigte, mag auch die Aussicht auf die ihm zunächst liegenden Studentenjahre gewesen sein. Der Übergang von der Poesie der Schulzeit zur Wirklichkeit des Lebens verlor durch sie seine Härte. Sie ermöglichten ein ferneres, sogar noch ungezwungeneres Schwimmen in dem Strome romantischer, kunsterfüllter Neigungen und machten den Kern der Frucht, welche der Vater für ihn vom Baume des Lebens gepflückt hatte, weniger bitter und unschmackhaft.

Am Donnerstag den 28. September 1843 hielt Scheffel seine öffentliche Abschiedsrede im Lyceum; das Thema, das er sich erwählt, war der Spruch Körners:

Ist die Stunde genaht zum ernstlichen Eintritt ins Leben,
Scheue nicht Arbeit und Kampf, wage dich kühn in den Streit.

Die Preisaufgabe desselben Jahres zur Feier der Gerstnerschen Stiftung löste Scheffel ebenfalls als bester. Sie war vom gefürchteten Professor

Digitized by Google

Süpfle geſtellt worden und lautete: Enaratio sexti Iliadis libri.

Und die Sonne Homers ſollte auch unſerem Scheffel ſpäter leuchten, war auch ſein Schickſal vorläufig in geiſtiger Beziehung mehr dem des edlen Dulders Odyſſeus als des Rufers im Streite, Achilleus, ähnlich.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Auf der hohen Schule.

(1843—1847.)

Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten;
Den allersonnigsten Sonnenschein
Läßt uns der Himmel kosten.

So sang unser Dichter einige Jahre später. Gefühlt, daß das lange Sitzen nicht gut thue, mag er es schon damals haben, als er summa cum laude das Karlsruher Lyceum verließ, um als Student der Rechte eine Hochschule zu beziehen.

Die etwas steifköpfige Eigenart seines 1838 zum Major beförderten Vaters hatte der Sohn von diesem geerbt. Wohl hatte er dem ersteren nachgeben müssen in dem Punkte der Wahl eines geeigneten Lebensberufes, dagegen hatte der Sohn

Digitized by Google

über den Vater einen Sieg davongetragen, als es sich darum handelte, die geeignetste Universität ausfindig zu machen.

Joseph trieb es mit unwiderstehlicher Gewalt nach München. Das zwar auch von künstlerischem Geiste beseelte Karlsruhe konnte ihm doch nur zum kleinsten Teile die Genüsse bieten, nach denen sein Herz unter der ruhigen Außenseite stürmisch begehrte. München aber war durch Ludwig I. zu einem großartigen Museum der bildenden Künste umgestaltet worden, das in der Welt nicht seinesgleichen fand.

Der Vater ahnte natürlich nicht im entferntesten die geheimen Wünsche des Sohnes. Er ließ ihm daher seinen Willen und Scheffel verließ zum erstenmale das elterliche Haus, um sich einer gewissen Freiheit von nun an zu erfreuen. Die Erlaubnis vom Vater erlangt zu haben, in München studieren zu dürfen, war gewiß der erste studentische Streich, den sich Scheffel in seinem Leben erlaubt hat. Er war verzeihlich. Denn war es auch nicht gerade der Wunsch, in der Jurisprudenz sein Wissen zu vermehren, der ihn nach München trieb, so war es doch immer ein Sehnen nach weiterer Aufklärung, nach ernstlichem Arbeiten, nicht nach frischfröh-

Digitized by Google

licher Burschenzeit, welches seine Schritte wie seine Gedanken gen München lenkte.

Also ward ich ein Juriste,
Kaufte mir ein großes Tintfaß,
Kauft' mir eine Ledermappe
Und ein schweres corpus juris,
Und saß eifrig in dem Hörsaal ....,

sagt Jung Werner, dessen Gefühle bei dieser wie bei vielen anderen Stellen im „Trompeter von Säkkingen" denen des Verfassers selbst gleichzuachten sind.

Scheffel machte sich sofort an ein ernstliches Arbeiten, er lebte in München zurückgezogen und ging allen studentischen Gepflogenheiten ängstlich aus dem Wege. Er gönnte sich nicht das erste übliche Semester, in dem der junge, kaum flügge gewordene Student mit wahrhaft beneidenswerter Sorglosigkeit und Lebensfreude sich allen anderen Anstrengungen, nur nicht denen des Studiums unterzieht. Er belegte nicht nur Vorlesungen, sondern hörte sie auch. Daß es auch solche waren, in denen gerade nichts vom Rechte und von den Rechtswissenschaften vorkommt, muß seinen Neigungen angerechnet werden.

Digitized by Google

Uns und ihm ist jedenfalls das Nebenstudium, dem er im Winter- und Sommersemester 1843 zu 1844 in München oblag, zugute gekommen. „Er hörte von Fachvorlesungen im Wintersemester," schreibt der Geheime Hofrat Professor Karl Bartsch in Heidelberg, unstreitig der beste Kenner und Beurteiler der Scheffelschen Dichtungen in der „Allgemeinen Zeitung", „bei Arndts Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaften und Institutionen und Geschichte des römischen Rechts; im Sommersemester 1844 bei Phillips deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und Kirchenrecht und bei Moy Rechtsphilosophie. Daneben aber trieb Scheffel schon damals historische und kunstgeschichtliche Studien; bei Thiersch hörte er im Winter Vorlesungen über Pindaros Gesänge „mit ausgezeichnetem Fleiße," und bei Höfler Geschichte des Mittelalters, im folgenden Semester bei Prantl, der damals Privatdozent war, Geschichte der griechisch-römischen Philosophie „mit ausgezeichnetem Fleiße" und bei Thiersch Ästhetik und neuere Kunstgeschichte „mit vorzüglichem Fleiße und Erfolge." Bezeichnend ist, daß für die Fachkollegia nur das Belegen bezeugt ist und nur die philosophisch-historischen Vorlesungen

Digitized by Google

ein bestimmtes Zeugnis über den Besuch enthalten." Aus dieser Mitteilung des Hofrates Bartsch, an deren Glaubwürdigkeit nicht gezweifelt werden kann, geht deutlich hervor, daß die Eindrücke, welche Scheffel von dem Kunst- und geistigen Leben in München empfing, so stark gewesen sein müssen, daß er bereits damals daran dachte, das juristische Studium aufzustecken. Das väterliche „Nein!" wird es gewesen sein, was den Sohn wieder in das kaum betretene Geleise zwang.

Am 31. Oktober 1844 wurde Scheffel an der Hochschule der Stadt immatrikuliert, welche unzertrennlich von seinem Namen, seinen Dichtungen, seinem Schicksale werden sollte — von „Heidelberg, der Feinen". Ihr Lob ist von tausenden von Zungen gesungen worden, ihr ehrwürdiges Alter aber, das der Universität, deren fünfhundertjährige Geburtstagsfeier soeben von der fröhlichen Teilnahme der gesamten gebildeten Welt begleitet wurde, ihre unvergleichliche Schönheit hat keinen verdienstvolleren Verkünder, keinen gottbegnadeteren Dichter gefunden als Joseph Viktor von Scheffel. Der teuren Stadt gehörte aber auch sein volles, ungeteiltes Herz, sein Denken und Empfinden, sein

Digitized by Google

Singen und Sagen. In ihr lebte er stets wieder auf, wenn ihn Krankheiten und Verdrießlichkeiten übermannt hatten, an die Brust der heißgeliebten Freundin flüchtete er sich in späteren Jahren stets, wenn es dem Menschenscheuen doch zu einsam in der Abgeschiedenheit des Gebirges wurde und es ihn gelüstete, wieder einmal einen Blick in das Getümmel der Alltäglichkeit zu werfen. Leider hielt dieses Lüstchen mit jedem neuen Jahre weniger an, die in ewiger Jugendschöne prangende Zauberin am Neckar war trotz ihres bräutlichen Blütenmantels, in den sie sich zum Frühjahr hüllt und der es dem Dichter stets angethan hat, nicht im stande, Scheffel die Falten auf der Stirn zu glätten und ihm neue Schaffensfreude ins Herz zu gießen.

Wer doch einen Blick in die Seele des hochaufgeschossenen Jünglings hätte thun können, als vor dessen Auge zum erstenmale das alte, ehrwürdige, malerische Bauwerk, das Heidelberger Schloß auftauchte! Wer nur die Züge seines Angesichtes hätte belauschen können, die Sprache seiner treuen Augen, als dieses Wunder der Natur, das schöne Neckarthal mit Stadt und Schloß sich ihm erschloß! Ging da wohl auch jenes Ahnen durch sein Em-

Digitized by Google

pfinden, von dem der Menſch ſich keine Rechenſchaft zu geben weiß, das aber im unmittelbarſten Zuſammenhange mit ihm ſelbſt, ſeiner Zukunft, ſeinem Schickſale ſteht? Jenes Etwas, welches Worte nicht wiederzugeben vermögen? Kam es da ſchon wie eine Erleuchtung über ihn, daß ſein ſpäteres Leben ihn mit tauſend Banden an die neuerſchaute Stätte feſſeln würde — gleichviel in welcher Eigenſchaft, in welchem Berufe?

Es kann das niemand wiſſen, und wäre ſelbſt jemand zugegen geweſen, als das „Karlsruher Kind", der Studio Joſeph Scheffel ſeinen ſtillen Einzug in die altehrwürdige Ruperto-Carola hielt, er hätte uns von den Gefühlen desſelben doch nichts berichten können. Denn was das Herz in gewiſſen erhebenden Augenblicken fühlt, das plaudert der Mund nicht gleich leichtfertig aus, er vergräbt es in die verſchwiegene Bruſt, um es heimlich als ureigenſten Schatz in kummervollen Stunden wieder herbeizuholen und ſich an ſeinem unvergänglichen Dufte wieder zu erquicken, gleichwie man in den Stunden der Bedrängnis, der Einſamkeit am Altare des Höchſten ungeſehen niederſinkt und zu ihm um Kraft und Stärkung fleht.

Digitized by Google

Die Ansichten über Scheffels studentisches Leben in Heidelberg widersprechen sich in vielem. Als später die flotten Burschenlieder unter dem Titel „Gaudeamus" zu einem Bande vereinigt erschienen und in den Herzen der studierenden Jugend wie der trinklustigen alten Herren einen freudigen Wiederhall erweckten, war man sich darüber einig, daß der Verfasser derselben, anstatt bei den Herren Professoren zu büffeln, mit dem bekannten Liede hat von sich singen können:

Ich hab' den ganzen Vormittag auf meiner Kneip' studiert,
Drum sei nun auch der Nachmittag dem Bierstoff dediziert.

Es konnte nicht fehlen, daß man deshalb schlecht von dem Charakter des Dichters selbst zu denken begann, und es ist erwiesen, daß die falsche Meinung, die sich über Scheffel bildete und wie Rost in seinen Ruhmesschild sich eingefressen hat, sein Leben nicht zum kleinsten Teile verkümmerte. Die Welt hatte viele Jahrzehnte hindurch keine Veranlassung, ihren verhängnisvollen und grausamen Irrtum einzusehen. Als es ihr zu dämmern begann, daß sie

Digitized by Google

Scheffel bitteres Unrecht gethan, daß mancher, dem die Gabe des Liedes verliehen ist, ein beredter Jünger Anakreons sein kann, ohne selbst dem „Becherlupf“ über die Maßen gehuldigt zu haben, da war es zu spät, da war der Dichter bereits ein müder Mann geworden.

Wie des Predigers Stimme in der Wüste erschallten damals die öffentlich ausgesprochenen Meinungen derjenigen, welche teils auf Grund persönlicher Bekanntschaft mit dem „Gaudeamus“-Dichter, teils aus richtiger Erkenntnis des Wesens Scheffels mannhaft für ihn eintraten. Wenn man sich die Mühe gegeben hätte, dessen Leben, Gemütsanlage und Erziehung auch nur ganz oberflächlich zu betrachten, so hätte selbst der weniger Einsichtsvolle mit Leichtigkeit erkannt, daß zwischen heute und morgen ein geradezu pedantisch veranlagter Schulfuchs, der mädchenhaft scheu vor allen Ausbrüchen frohlauniger Jugendlust zurückschreckte, nicht zum — sagen wir es nur klar heraus — Süffel werden kann. Nur Trübsinn hätte ihn zum Glase greifen lassen können. Dazu neigte er aber damals durchaus nicht und er war ein viel zu gut gearteter, einsichtsvoller Junge, als daß er nicht auch in dem

Digitized by Google

Fache es zu etwas hätte bringen wollen, in welches er nun einmal verschlagen worden war.

Ganz so streng wie in München wurden allerdings in Heidelberg die juristischen Studien seitens Scheffels nicht genommen. Nicht, daß es ihm schon gleich bei seinem ersten dortigen Aufenthalte klar geworden wäre, daß der „genius loci Heidelbergs feucht" sei, obgleich manch „verflucht feiner Troppe" ihm durch die Kehle gelaufen sein wird, wäre es auch nur nach mühevollen Wanderungen über Berg und Thal geschehen. Die Natur war es mehr, die ihn den Büchern in etwas entfremdete, ihn in eine neue Welt versetzte und mit ungeahnten Phantasien seinen jugendlich empfängnisfreudigen Kopf erfüllte. Seinem kunstverständigen Blicke entging die Schönheit des Stückchens Gotteserde, welches sich da am Neckar ausbreitet, ebensowenig wie seiner Gedankenwelt die geschichtliche Vergangenheit Schwabens. Er fühlte die Schlüssel des Verständnisses zu den Pfaden, welche viele erleuchtete Geister vor ihm gegangen waren, in seiner Hand. Es berauschte ihn der Gedanke, neben seinen juristischen Arbeiten sich in sein Lieblingsstudium, die Geschichte, nicht nur versenken zu können, sondern auch in Heidel-

Digitized by Google

berg gleichsam das lebendige Material zur Hand zu haben, auf dem Boden der Ereignisse stehen zu können, welcher der Angelpunkt der Völkerbewegungen genannt zu werden verdient.

Und was Scheffel nicht lernte, hörte und sah, ersetzte bei ihm die Phantasie, welche sich in einem deutschen Gemüte nirgends emsiger regt als in und bei Heidelberg. Nur wirkt sie verschieden. Goethe fand, daß ein Kuß dort so gut wie nirgends sonst schmecke; für Scheffel war ebenfalls eine Goethesche Meinung ausschlaggebend, aber nicht die aus dem west-östlichen Divan, ebenfalls aus Heidelberg stammende:

Ja, von mächtig holden Blicken,
Wie von lächelndem Entzücken
Und von Zähnen blendend klar,
Wimpern — Pfeilen, Locken — Schlangen,
Hals und Busen reizumhangen,
Tausendfältige Gefahr! —,

sondern die im Liede „an den Mond" des Dichterfürsten enthaltene:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,

Digitized by Google

Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.
— — — — — — — — —
Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Ja, lebendiger als zuvor ſprach eine Welt des Schönen aus Vergangenheit und Gegenwart zu ihm. Sie erleichterte ſein Gemüt, klärte es ab und half ihm, ſelbſt aus ſeinen trockenen, juriſtiſchen Arbeiten ein Ergebnis ziehen, das ſeinem Geſchmacke und ſeinem Forſchungstalente auf dem Gebiete der Menſchenkunde zuſagte. „Wenn ich mich in die alten Urkunden vertiefte," erzählte er dem Oberſtudienrat Profeſſor Klaiber in Stuttgart, „fragte ich nicht, in welche juriſtiſche Rubrik iſt das und das einzureihen, ſondern, wer ſind die Menſchen geweſen, die das ſo geordnet, und was hat ſie dazu getrieben? Wie haben ſie ausgeſehen, wie iſt ihr Denken und Fühlen, ihr Reden und Zuſammenleben geweſen? Und ich konnte nicht ruhen, bis ich ein lebendiges Bild von ihnen in der Seele hatte."

Die juriſtiſchen Vorleſungen, welche er in den

Digitized by Google

beiden zunächst in Heidelberg zugebrachten Semestern hörte, waren bei Mittermaier deutsches Privatrecht, Kriminalrecht und Zivilprozeß, bei Vangerow Pandekten, Lehnrecht bei Zöpfl. Zu diesen kamen Darstellung und Kritik des Hegelschen Systems bei Dr. Roeth — wem fällt da nicht gleich jene sarkastische Stelle aus Scheffels „Guano“ ein:

Gott segn' euch, ihr trefflichen Vögel,
An der fernen Guanoküst', —
Trotz meinem Landsmann, dem Hegel,
Schafft ihr den gediegensten Mist! —,

und Dantes Inferno bei Dr. Ruth.

War es ihm auf der einen Seite ein unabweisbares Bedürfnis, die juristischen Lehrsätze sozusagen zu personifizieren, so schreckte ihn auf der anderen Seite auch die Thatsache von dem zu emsigen Verfolgen der Kollegien über das Recht ab, daß das römische Recht das deutsche völlig in den Hintergrund gedrängt hatte. Er sagt es selbst im „Trompeter“, was er fühlte, als er einsehen lernte, daß die deutschrechtlichen Urkunden, der Sachsen- und Schwabenspiegel und andere Ausflüsse alter christ-

Digitized by Google

lich-germaniſcher Rechtsanſchauung nur noch ein archäologiſches Intereſſe boten und die Deutſchen ſich außer Landes Recht geholt hatten:

Römiſch Recht, gedenk' ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlſtein mir im Magen,
Iſt der Kopf wie brettvernagelt!
Ein Geflunker mußt' ich hören,
Wie ſie einſt auf röm'ſchem Forum
Kläffend mit einander zankten,
Wie Herr Gaius dies behauptet
Und Herr Ulpianus jenes,
Wie dann Spätre drein gepfuſchet,
Bis der Kaiſer Juſtinianus,
Er, der Pfuſcher allergrößter,
All mit einem Fußtritt heimſchickt.
Und ich wollt' oft thöricht fragen:
„Sind verdammt wir immerdar, den
Großen Knochen zu benagen,
Den als Abfall ihres Mahles
Uns die Römer hingeworfen?
Soll nicht aus der deutſchen Erde
Eignen Rechtes Blum' entſprießen
Waldesduftig, ſchlicht, kein üppig
Wuchernd Schlinggewächs des Südens?"

Digitized by Google

Hier stoßen wir also in dem Lebensgange des Dichters zum erstenmale auf den Ausdruck allumfassender, unbegrenzter Vaterlandsliebe, wie sie am schönsten aus seinen Werken gesprochen hat. Wie sein Charakter Züge reinster alemannischer Art aufweist, so zeigen seine Schriften eine Verherrlichung des deutschen Wesens und eine volkstümliche Selbständigkeit, wie wir sie bei keinem zweiten deutschen Schriftsteller vorfinden, selbst Gustav Freytag nicht ausgenommen. „Das deutsche Wort," sagt Heinrich Heine in seinem Aufsatze „Die Romantik," „ist ja unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, die Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern." Diese Äußerung ist auch einem Scheffel aus der Seele gethan. Wir haben keinen treueren Wächter dieser „Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland" bisher gehabt als unsern Scheffel.

Sein heißes Begehren nach Hochhaltung deutschen Wesens, deutscher Sitten ist ihm unzweifelhaft von seiner Mutter ins Herz gepflanzt worden. Sie

Digitized by Google

war es, die den echten deutschen Märchenwald um des Kindes Sinne sprossen ließ. Und noch mehr, sie verschwieg keinen Augenblick ihren Haß gegen alles, was aus Frankreich kam. Selbst der französischen Sprache war sie gram. Die bekannte Karlsruher Schriftstellerin, Frau Alberta von Freydorf, der das Scheffelsche Haus eine zweite Heimat war und welche mit feinfühligem Verständnis in das Wesen der Frau Majorin Einblick genommen hat, erzählt in ihrem Buche „In der Geißblattlaube" (Dresden, Meinhold Söhne) — unter diesem Titel sind von ihr die von der Frau von Scheffel gedichteten Märchen gesammelt und ergänzt worden — folgendes: „Eine französische Erziehung war ihr zuwider; sie hat darüber ein Märchen geschrieben: „Das versteinerte Herz" ... Es geißelt besonders das immerwährende Welschparlieren in der Kinderstube und die steife, zeremoniöse Gouvernanten-Erziehung der früheren vornehmen Welt. (Der heutigen auch. Anmerkung des Verfassers). Überhaupt war sie eine echte deutsche Patriotin, das französische „Gethu" ihr im Grund der Seele verhaßt. Wenn Scheffel in seiner Aventiure Heinrich von Ofterdingen im „Papegàn" singen läßt:

Digitized by Google

Alles thät ich dir wie jener,
Nur französisch spräch' ich nicht,

so wiederholt er nur, was er von Kind auf gehört hatte. Die Majorin Scheffel war auch die erste Dame in der Karlsruher Gesellschaft, die es durchsetzte, sich Frau heißen zu lassen, indem sie ihren Bekannten sagte, sie sehe es als eine Insulte an, wenn man sie Madame nenne."

Scheffel konnte also nicht nur mit seinem erhabenen Bruder in Apoll, Goethe, sagen:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren,

sondern auch den Schillerschen Wahrspruch als mütterliches Vermächtnis auf die Lebensreise nehmen:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Bei der Betrachtung von Scheffels Bildungsgang stoßen wir auf eine in die erste Zeit seines Heidelberger Aufenthaltes fallende außerordentlich

Digitized by Google

interessante Thatsache, auf ein geradezu aus dem Wege gehen allem Studium der altdeutschen und mittelalterlichen Litteratur. Sein Vertiefen in die einheimischen Rechtsaltertümer würde somit als ein Beweis dafür gelten können, daß Scheffel dem Studium der Rechtswissenschaften doch nicht so abgeneigt war, wie es den Anschein hatte, wenn nicht ein anderer Umstand einen Gegenbeweis zur Stelle brächte. Wir haben bereits gesehen, daß er schon während seines Schulbesuches der Dichtkunst so gut wie keinen Geschmack abgewinnen gekonnt hatte, dagegen mit Feuer und Leidenschaft seine Kenntnis der bildenden Künste zu vermehren strebte. Seine künstlerischen Neigungen fanden in München ein ergiebiges Ausbeutungsfeld und in Heidelberg eine weitere Bestärkung. Hier trat ihm der Gedanke, eine andere Laufbahn zu ergreifen, angesichts der schönen Natur noch näher. Hier ließ es sich gut träumen, noch besser aber malen und zeichnen, hier ließ sich in idealen Linien auf Papier und Leinwand werfen, was die Natur in verschwenderischer Fülle an Bergen, Wäldern und Gewässern angehäuft hatte. In München war es die theoretische, in Heidelberg die praktische Seite der Malkunst,

Digitized by Google

welche ihm als Verſucherin nahte. In dieſem Orte brachte er dieſer Huldin die erſten Opfer mit Papier und Bleiſtift dar, welch letzteren er, wie ſpäter bekannt gewordene zahlreiche Skizzen von Scheffels Hand beweiſen, mit großem Geſchicke, aber ohne einen beſonders hervortretenden Zug von Genialität zu handhaben wußte. Faſt komiſch klingt uns, die wir in Scheffel der Dichtkunſt Meiſter zu ſehen gewohnt ſind, ein Ausſpruch des verſtorbenen Reichstagsabgeordneten Friedrich Kapp in die Ohren. Dieſer ſtudierte zugleich mit Scheffel in Heidelberg. Doktor Kapp war zweiter, der jetzige Profeſſor der Medizin in Straßburg i. E., Kußmaul, erſter Chargierter des Korps „Suevia“, dem Scheffel als CK. angehörte. (Damit widerlegt ſich von ſelbſt die Behauptung von Johannes Proelß, daß Scheffel verſtohlen das ſchwarz-rot-goldene Band der Burſchenſchafter getragen habe, eine Behauptung, der überdies das Verhalten des Dichters im Revolutionsjahre und in den auf ihm folgenden ganz nachdrücklich widerſpricht.) Scheffel ſchrieb bereits damals Kneiplieder für ſein Korps, ſie müſſen aber wohl nicht weit her geweſen ſein, denn den Dichtungen Kußmauls ſoll ausnahmslos der Vorzug

Digitized by Google

gegeben worden sein! Der Dichter, der sich von jeher einer peinlichen Ordnungsliebe befleißigte, hat zweifellos die Zeugnisse des ersten Stammelns seiner nachher so heißgeliebten Muse aufbewahrt. Sie werden sich gewiß im Nachlasse, wie vieles andere noch vorfinden und ihre Bekanntmachung dürfte als wichtiger Beweis für den Entwicklungsgang Scheffels mit Freuden begrüßt werden.

Dieser bacchische Kampf der Musen und Gesänge kann aber erst während des zweiten Aufenthaltes in Heidelberg stattgefunden haben, als Scheffel durch die akademische Ungebundenheit schon etwas mehr aufgetaut worden war. Er galt in den ersten zwei Semestern in den Kreisen der Heidelberger Studiengenossen als etwas „trocken." „Etwas Stilles, in sich Gekehrtes war ihm eigen; und wie die Jugend schnell fertig ist mit dem Wort, wollte man darin eine „philisterhafte" Sinnesart erblicken, die uns romantisch oder stürmisch Aufgelegten schlecht behagte," so schreibt Karl Blind, der Landsmann Scheffels, aus seinem Londoner Heim. Demselben freiheitslüsternen „Revoluzer" verdanken wir die Mitteilung, wie und wann Scheffel Geschmack an der altdeutschen Litteratur gefunden hat. Karl Blind

Digitized by Google

und andere Karlsruher Lyceumsschüler, darunter der warme Freund und Verehrer Scheffels, Ludwig Eichrodt, der mit glücklichem Erfolge das Schwäbische Dichterroß tummelt und nebenbei doch ein eifriger Pfleger der irdischen Gerechtigkeit ist, setzten in dem Heidelberger burschenschaftlichen „Neckarbunde“ die Pflege philosophischen Denkens und vorangeschrittener politischer Bestrebungen emsig fort, was sie äußerlich durch Tragen von grünen Sammetkappen und grauen Filzhüten bezeugten. Blind im besonderen studierte eingehend aus Neigung die deutschen Heldenlieder und Minnesänger und bemühte sich, dem Germanisten Hahn noch einige Hörer zuzuführen, deren so wenige waren, daß Hahn in seiner eigenen Wohnung, anstatt im Universitätsgebäude, seine Vorträge halten konnte. „Die Lehrer der klassischen Sprachen,“ so äußert sich Blind wörtlich, „schienen eine berufsmäßige Abneigung gegen die germanistische Richtung zu haben. Als ich, bei aller glühenden Liebe zu Homer und auch Virgil, eines Tages eine mit den Namen einer Anzahl Schüler bedeckte Bittschrift an das Professorenkollegium einreichte, um einige Stunden für unser vaterländisches Schrifttum gewährt zu er-

Digitized by Google

halten, wurde ich thatsächlich vor diesen hochweisen gestrengen Rat zur Rüge befohlen ... Wie haben sich doch darin die Zeiten geändert!"

Scheffel war anfänglich nicht zu bewegen, die Schüler Hahns, der immer weniger Zuspruch erhielt, zu vermehren. Vielleicht wollte er auch nicht zu häufig mit den rotangehauchten Neckarbündlern zusammentreffen. Eines Tages aber hörte er von Blind einige Verse des „Weinschwelgen". Da wars um ihn geschehen, da fand er plötzlich Gefallen an der naiven und doch so kernigen altdeutschen Dichtkunst. Die poetische Darstellung des ungeheuerlichen Durstes:

Dô huob er ûf unde tranc
Sô lange und sô sêre,
Sô vil und dannoch mêre,
Sô vaste und sô harte,
Daz sich das hemde zârte ....

mag der erste Anlaß zur Erstehung der Trinkgesänge Scheffels gewesen sein, für deren Schöpfung ihn unsre akademische Jugend auf den Schild gehoben hat. Mehrere Anmerkungen zum „Ekkehard" lassen durchblicken, wie eingehend der Dichter den „Wein-

Digitized by Google

ſchwelgen“ geleſen hat. Im übrigen erwähnt Blind auch, daß Scheffel „das Studium des römiſchen Rechts offenbar ebenſo widerwärtig war wie mir, der ich alsbald in einen Haß gegen dasſelbe geriet. Je tiefer ich in unſre vaterländiſche Geſchichte eindrang, umſomehr erkannte ich, wie unſre Volksfreiheit durch die Einpflanzung römiſcher Satzungen zerſtört worden war . . . . Auch darin war Scheffel ſchnell mit mir einer Meinung, wenn ich ihm dergleichen ſagte.“

Joſeph Viktor war aber nicht die Natur, dem ſtürmiſchen Drängen in ſeiner Bruſt nach Einſchlagen eines ihm mehr zuſagenden Lebensweges einen unerlaubt großen Spielraum zu geſtatten. Sein Pflichtgefühl half ihm, die bittere Pille zu verſchlucken, welche dem anderen nicht herunter wollte, es brachte ihm ſogar ein kleines, unſchuldiges Märtyrertum ein. Scheffel verließ Heidelberg und ging nach Berlin, wo er am 24. Oktober 1845 immatrikuliert wurde, in der Abſicht, ganz ernſtlich dem juriſtiſchen Studium zu obliegen, das der Anziehungskraft der Reize Heidelbergs ſchmählich unterlegen war.

Daß kein anderer Grund Scheffel in die preußiſche Haupt- und Univerſitätsſtadt führte, be-

Digitized by Google

weist die von Professor Karl Bartsch verbürgte Thatsache, daß der Dichter, trotz des Beifalls, welchen er den ihm durch Karl Blind und Hahn verabfolgten Proben altdeutscher Litteratur zollte, in Berlin weder die Vorlesungen der Gebrüder Grimm, noch die Lachmanns besuchte. Ferner eine Stelle aus seinem Briefe vom 3. Januar 1846 an den jetzigen Oberamtsrichter Schwanitz, einen lieben Universitätsfreund, lautend:

„Mein Leben ist Tag für Tag ziemlich dasselbe, einfach und geräuschlos, aber es sagt mir sehr zu und nur das verstimmt mich eigentlich, daß ich die reichliche geistige Nahrung aus allen Zweigen des Wissens, die mich interessieren, nicht so ausgedehnt als ich möchte, schöpfen kann, sondern an die Pandekten und all die Irrgänge des römischen Rechts gefesselt bin — und mein Jurisprudenzstudium ist eigentlich doch keine Folge innerer Neigung und Überzeugung. Doch jetzt sind die Würfel gefallen und wenn es nicht in Gottes Namen geht, so ochse ich in Dreiteufelsnamen und gedenke jedenfalls in diesem Winter ein ziemliches Stück vorwärts zu kommen."

Unser Dichter war aber trotz seiner Versicher-

Digitized by Google

ung, daß ihm „das Leben in Berlin sehr zusage“, ein Held, daß er es ein Jahr hindurch aushielt, in dem Berlin vor 1848, dem Geibel ein so beredtes Zeugnis in seinem „Clotar“ ausgestellt hat:

Schön ist's unstreitig abends an den Zelten,
Wenn man sein Liebchen dort spazieren führt;
Schön ist's im fischberühmten Stralau, Dank o
Neptunus dir, und schön ist's auch in Pankow.
Schön ist der Staub der wimmelnden Chausseen,
Schön ist der Fähndrichs feingeschnürtes Korps,
Schön sind die nachgeäfften Propyläen
Mit Treppen drauf, das Brandenburger Thor,
— — — — — — — — — — —
Ja, schön sind Menschen, Wasser, Luft und Erde,
Vor allem die Charlottenburger Pferde. — —

Das damalige Berlin war für ein so empfängliches und allem Schönen offene Gemüt, wie das Scheffels es war, in der That kein behaglicher Aufenthalt und die üblen Eindrücke, welche der junge Student damals empfing, verloren sich selbst bei dem alternden Manne nicht. Scheffel hat es sein Leben hindurch möglichst vermieden, Berlin zu berühren, und wenn ihn die Notwendigkeit dorthin rief, hat er gesucht, so schnell als möglich wieder

Digitized by Google

fortzukommen, trotzdem die Reichshauptstadt einer fast märchenhaft erscheinenden Umwandlung unterworfen worden ist und sich von aller zopfigen Krähwinkelei losgesagt hat.

Scheffel nahm wenig Anteil an dem Berliner gesellschaftlichen Leben, an den ästhetischen Vereinigungen, welche ihr Dasein von dem übriggebliebenen Ruhme der Salons der dreißiger Jahre fristeten. Auch die Universität war lange nicht das, was sie später wurde. Die Heidelberger Universität erst ist es gewesen, welche der preußischen Schwester so treffliche Lehrkräfte verschafft und diese dadurch zur besten des neuen Deutschlands gemacht hat.

Nachdem Scheffel zwei Semester hindurch fleißig Kollegien in Berlin gehört: bei Stahl deutsches Staats- und Privatrecht und Geschichte der neueren Rechtsphilosophie, bei Hefter Kriminalprozeß, Zivilpraktikum und Relatorium, bei Doktor Berner Kriminalpsychologie, bei Doktor Schmidt Pandekten-Praktikum, und auserlesene Lehren der gerichtlichen Medizin bei Professor Wagner, auch seiner Neigung für die bildenden Künste durch Anhören einer Vorlesung von Waagen über die Geschichte der bildenden Künste der neuesten Zeit Vorschub geleistet

Digitized by Google

hatte, schnürte er sein Ränzel. Er verließ die philiströse, aber schon von Unheil drohenden Flammen durchzuckte Atmosphäre Berlins und kehrte nach Heidelberg zurück, um dort noch ein Semester zuzubringen und dann sein Staatsexamen zu machen.

Hier verweilte er, am 12. November 1846 zum zweitenmale immatrikuliert, bis zum 18. März 1847, von welchem Tage sein Abgangszeugnis von der Universität lautet. Seine Rückkehr zur Ruperto-Carola mag in den Augen des Vaters damit entschuldigt worden sein, daß zur Zeit in Heidelberg sich die besten deutschen Rechtslehrer aufhielten. Doch „inwendig" wird es Scheffel schon „ganz unbändig" für „Alt-Heidelberg, Du feine" gebrannt haben. Er wird schon etwas von dem magischen Bande gefühlt haben, welches sich um ihn und die traute Stadt geschlungen hatte, die noch kein deutscher Musensohn verließ, ohne nach ihr, wie nach einer erwählten Braut, eine unstillbare Sehnsucht zu empfinden:

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz, gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.

Digitized by Google

Wie schon angedeutet, übte während des letzten Studienhalbjahres das Burschentum bereits einen größeren Einfluß auf Scheffel aus, ohne daß indessen sichtbare Zeichen seines „Korpsgeistes" zu verzeichnen wären. Wohl erzählt R. Artaria in der „Gartenlaube" von allerhand kecken Streichen, an denen Scheffel teilgenommen haben soll — wahrscheinlich in der Gefolgschaft der „Suevia" — doch müssen solche Mitteilungen mit Vorsicht aufgenommen werden, denn sie bedingen, falls sie glaubhaft erscheinen sollen, einen gewissen Umschwung in Scheffels Charakter, der durch nichts bewiesen wird und nur aus der Angst vor dem Examen hergeleitet werden könnte. Diese aber fühlte Scheffel weder, noch brauchte er sie zu fühlen, denn er war für dasselbe gut gerüstet. Schob er doch sogar im letzten Semester alle anderen Lehrgegenstände bei Seite, welche ihn von der Verfolgung seines augenblicklichen Studiums hätten abhalten können! Er hörte bei Mittermaier Zivilprozeß-Praktikum und Relatorium, bei Roßhirt Code Napoleon und badisches Landrecht, und Zivilprozeß bei Doktor Brackenhöft.

Ehe Scheffel seinen Abgang von der Univer-

Digitized by Google

sität nahm, führte eine Februarreise ihn nebst drei Kommilitonen in den Odenwald. Im Bauernhofe bei der Ruine Rodenstein fand Johannes Proelß in einem Fremdenbuche von Scheffels Hand Folgendes verzeichnet:

Ed. Rahn, stud. jur. von Breslau
B. Aschenheim, stud. cam. von Elbing } aus
E. Kamm, stud. jur. von Karlsruhe } Heidelberg
J. Scheffel, stud. jur. von Karlsruhe

den 6. Februar 1847 bei Schneegestöber.

NB. In guter Jahreszeit kann Jeder in Odenwald gehen!!!

Dazu einen Verbindungszirkel, der V. C. F. (Vivat, crescat, floreat) und E. in einander verschlingt. Proelß leitet aus diesem eingeschneiten Aufenthalte Scheffels und seiner Reise- und Studiengenossen die Entstehung der Gestalt des Rodensteiners her, und diese Ansicht hat viel für sich. Scheffel wird sich später im „Engeren", als seine Kneiplieder den stürmischen Beifall der seßhaften Freunde fanden, dieser Reise in den Odenwald erinnert und zu ihrem Gedenken die berühmt gewordenen Lieder geschrieben haben. Daß die eingeschneiten Studiosi in ihrem Ärger über die mißlungene Reise die bekannten drei

Digitized by Google

Dörfer Gerprenz, Reichelsheim und Pfaffenbeerfurt an Ort und Stelle nochmals vertrunken haben mögen, ist glaubhafter, als daß Scheffel dabei die Lieder vom Rodensteiner frisch von der Leber gedichtet haben soll. Diese sind zu vollendet schön, Scheffel aber war damals noch ein zu unfertiger Dichter, als daß er hätte so geistreich improvisieren können.

Digitized by Google

Dritter Abſchnitt.

Im Amt und Drang.

(1847—1852.)

Scheffel ſchied aus dem ſtudentiſchen Leben, ohne recht in ihm geweſen zu ſein, betrachtet man das erſtere als den Ausfluß jugendlicher Ungebundenheit und überquellender Stürmerluſt. Hält man dagegen die Zeit, welche man auf der Hochſchule zubringt, für eine ſolche ernſten Strebertums nach den Quellen der Wiſſenſchaft, der Enthaltſamkeit von allen Genüſſen, ſo da dem Ernſt des Lebens und des Lernens ein Schnippchen ſchlagen könnten, ſo kann man nicht anders behaupten, als daß der Studioſus der Rechte Joſeph Viktor Scheffel aus Karlsruhe ſeine Schuldigkeit gethan hat, trotzdem er manches getrieben, was ſeinem Berufe gewiß nicht vorteilhaft war. Dazu gehört das Studium der bildenden Künſte, der

Digitized by Google

Verkehr mit angehenden Malergenies in München, ja selbst ein von ihm in Berlin gehaltener Vortrag über Dantes politische Schriften.

Der Meinung war wenigstens das hohe Ministerium. Scheffel lieferte noch im Sommer 1847 seine schriftlichen Arbeiten zur Staatsprüfung ein. Das Urteil über die ihm aufgegebene „Rechtsfrage" lautete: „Die Abhandlung zeichnet sich durch umfassende Benützung der Litteratur, Selbständigkeit der Ausführung, logische Anordnung des Stoffes und klare, gewandte Diktion vorteilhaft aus und kann unbedenklich für eine gelungene erklärt werden." Die Auslegung einer Scheffel vorgelegten Stelle des Corpus juris bei der mündlichen Prüfung in Heidelberg am 9. August 1848 erhielt das Urteil „ziemlich gut", „die Antworten des Kandidaten in den vier Fächern — größtenteils richtig und gehörig begründet, aber minder geläufig — zeugten mehr von Talent und allgemeiner Bildung als von ausgedehntem positiven Wissen in den Gegenständen der Prüfung." Mit „ziemlich gut" bestanden, konnte Scheffel nach Hause melden. Seine Examinatoren waren die Professoren Roßhirt, Vangerow, Zöpfl und Morstadt.

Digitized by Google

Wie sehr er seinem Gedächtnisse und seiner mehr allgemeinen als gründlichen juristischen Bildung vertraute — die Herren Professoren merkten aber, wie gezeigt, trotzdem, daß das Studium mancher anderen Wissenschaft Scheffel vom fleißigeren Lernen abgehalten hatte — zeigt ein Brief an einen seiner damaligen Freunde, von dem Johannes Proelß in der „Frankfurter Zeitung" folgende Stelle mitteilte. Diese lautet:

„Da schloß ich mich ein, ochste den Code Napoleon und die Pandekten noch im Sturmwind durch und Hurrah, hopp, hopp, hopp! ging ich am 31. Juli mit Kamm in die Examenaffaire hinein . . . Ich behandelte die Fragen mit großer Nonchalance, schrieb in Prosa und Versen — item es genügte. Drinn wurde ich noch eine Stunde mündlich vorgenommen."

Den Doktorgrad erwarb er im Herbste desselben Jahres bei der juristischen Fakultät in Heidelberg summa cum laude.

Am 11. November 1848 stand im „Großherzoglich Badischen Regierungsblatte" zu lesen:

Das Ergebnis der anfangs August dieses Jahres vorgenommenen Prüfung der Rechtskandidaten betreffend:

Digitized by Google

Von achtzehn Rechtskandidaten, welche sich der letzten Prüfung unterzogen haben, sind durch Beschluß vom Heutigen folgende fünfzehn unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen worden: 1) Konrad Grohe von Mannheim. 2) Viktor Joseph Scheffel von Karlsruhe. 3) Christian Bohne von Karlsruhe (jetzt Oberlandesgerichtsrat und Mitglied des Kompetenzgerichtshofes in Karlsruhe). 4) Eduard Kamm von Wertheim (jetzt in gleicher Stellung wie der oben genannte). 5) Wilhelm Ried von Lohr. 6) Max von Roggenbach von Mannheim. 7) Anton Schmidt von Bühlerthal (jetzt Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe). 8) Heinrich Fink von Lörrach. 9) Herrmann Reich von Freiburg (jetzt Oberamtsrichter in Freiburg). 10) Karl Friedrich Sevin von Lörrach. 11) Anton Bassermann von Mannheim (jetzt Landgerichtsdirektor in Mannheim). 12) Peter Straub von Unadingen. 13) Franz Schröder von Mannheim. 14) Eugen Wolff von Freiburg (jetzt in gleicher Stellung wie die unter 3) und 4) genannten). 15) Gustav Eschborn von Düsseldorf (jetzt Amtsvorstand in Schwetzingen).

Karlsruhe, 2. Nov. 1848.

Justizministerium
von Stengel. Vdt. K. Stösser.

Digitized by Google

Am 9. Februar 1849 wurde der Dichter als Praktikant dem Oberamtsgericht Heidelberg, Kriminalabteilung, beigegeben.

Scheffel war in der langen Zeit zwischen der Ablieferung seiner Prüfungsarbeiten und der mündlichen Prüfung nicht müßig geblieben, wofern man Reisen eine Thätigkeit nennen darf.

Es hatte sich seiner eine Leidenschaft bemächtigt, welche man in dem ruhigen, fast schwerfällig erscheinenden jungen Manne kaum gesucht hätte. War es der Wunsch, durch neue, ungewohnte Eindrücke den stillen Gram über das unerwünschte Brotstudium leichter zu überwinden, oder hineinblicken zu können in fremde Verhältnisse und fremde Landstriche, war es Bildungssucht oder Sehnsucht nach Zerstreuung, was ihn schon damals nicht zur Ruhe kommen ließ und ihn bis zu seinem Lebensende von Ort zu Ort trieb, zum steten Wanderer machte? Vielleicht keines von allem, vielleicht alles zusammen. Jedenfalls verdient die unstillbare Neigung des Herumziehens in der Welt bei den Charaktereigenschaften Scheffels in erster Reihe genannt zu werden. Sie hat ihr gutes Teil zur Schöpfung und Vollendung des Dichters Scheffel beigetragen.

Digitized by Google

Im Februar des Jahres 1847 hatte es ihn in die winterliche Landschaft des Odenwaldes hineingetrieben, im folgenden Jahre hielt er sich eine Zeit lang in der alten Kaiserstadt Frankfurt am Main auf und zwar in einer fast offiziell zu nennenden Stellung.

In der wilden Revolutionszeit versuchte sich auch unser Scheffel einmal in der Politik. Zu seinem Heile aber verdarb er sich an ihr gründlich den Magen.

Wie ihm eine gründliche Bildung, so war ihm auch ein scharfes Unterscheidungsvermögen zu eigen. Als er als „Legationssekretär" des Professors der Rechte Karl Theodor Welcker, welcher als Vertrauensmann der badischen Regierung dem deutschen Bundestage und dem Parlamente angehörte, mit diesem nach Frankfurt am Main und später nach Lauenburg kam, woselbst die Lösung der schleswigholsteinischen Frage versucht werden sollte, durchschaute er nur zu klar die ganze Tragikomödie, die sich daselbst abspielte. Vom Scheitel bis zur Sohle vaterländisch und monarchisch gesinnt, durchdrungen von der Vorstellung der hohen Mission des Herrschertums und überzeugt von der Richtigkeit der

Digitized by Google

angeblichen Privilegien und Freiheiten, denen tausende von blühenden und verheißungsvollen Menschenleben zum Opfer gebracht wurden, sah er sich von einer tiefgehenden Verstimmung und Betrübnis erfüllt über die Verunstaltung und Entwürdigung der Ideale des Menschengeschlechtes. Seine hohe Bildung und fachgemäße, weitgehende Belesenheit, sein haarscharfes Denken und sein unbeschränkter, in den engeren Verhältnissen der Heimat geschärfter, unbefangener Blick durchdrang mit Leichtigkeit die selbstsüchtigen Masken, welche viele der Biedermänner von 1848 vor den Gesichtern hatten. Seine frühreife Erkenntnis nahm ihm das allzugroße Vertrauen, welches er bis dahin der gesamten Menschheit entgegengebracht hatte, sie machte ihn mißtrauisch und flößte ihm zugleich jenen bitteren, sarkastischen Zug ein, welcher selbst später keine rechte Lebensfreude mehr in ihm aufkommen ließ, als sein Lebensschiffchen schon längst in den Hafen des Glückes und der sorgenfreien Ruhe sich gerettet hatte. Den Grund, daß er uns Deutsche so prächtig zu schildern verstanden hat, haben wir namentlich in den Jahren 1848 und 1849 zu suchen.

Wenn es dem Menschen so recht weh um das

Digitized by Google

Herz ist und er sich hilflos einem großen Schmerze gegenüber sieht, dann kommt es oft vor, daß seine Stimmung gerade in das Gegenteil überschlägt und er seiner galligen Laune in einem humoristisch-ironischen Kopfsprunge Luft macht. Einem solchen Zwiespalte der Gefühle verdanken wir ein von Julius Wolff mitgeteiltes, wahrscheinlich im Jahre 1848 entstandenes Gedicht Scheffels, welches wir vorläufig als einen seiner ersten poetischen Versuche und zwar als einen sehr gelungenen zu betrachten haben. Sein Inhalt bedarf nach Vorstehendem keiner weiteren Erklärung. Das Gedichtchen, welches der Aufnahme in die „Gaudeamus"-Sammlung wohl wert ist, lautet:

Es war ein Kommissari,
Der soff bei Tag und Nacht,
Er hatt' einen Sekretari:
Hat's ebenso gemacht.

Depeschen, Brief' und Akten
Macht' ihnen wenig Müh',
Sie kneipten und tabakten
Von spät bis morgens früh.

Digitized by Google

Und lag der Kommiſſari
Des morgens noch im Thran,
So fing der Sekretari
Das Saufen wieder an.

Wo war der Kommiſſari,
Der ſoviel ſaufen kunnt?
Wo war ſein Sekretari?
Sie war'n beim deutſchen Bund.

Das Tagebuch Scheffels wird jedenfalls genaueſtens die Eindrücke widerſpiegeln, welche der Dichter bei ſeinem Aufenthalte in Frankfurt am Main und Lauenburg und in Anſehung der in ganz Deutſchland ſtattgefundenen mit Blut und Gewaltsakten getauften Umwälzungen empfunden hat. Dem mit ihnen verbundenen Sturme der Meinungen konnte ſich der Dreiundzwanzigjährige um ſo weniger entziehen, als ſein Herz feſt an der vielgeprüften badiſchen Heimat hing und er auch die Kraft in ſich fühlte, trotz ſeiner Jugend und Unkenntnis auf politiſchem Gebiete entſcheiden zu können, wo das Recht und auf weſſen Seite das Unrecht zu ſuchen war. Auch wühlte es in ihm ſelbſt noch viel zu ſehr, als daß er es ſich in jener Zeit

Digitized by Google

der wundersamsten Gegensätze hätte versagen sollen, selbst Stellung in dem Kampfe der Parteien zu nehmen und seine Mannbarkeit durch thätigen Anschluß an die Kämpfer für die badische Regierung zu beweisen. Er gab damit auch die erste Probe einer ausgesprochen litterarischen Thätigkeit.

Seit dem 16. Januar 1849 erschienen in Karlsruhe die „Vaterländischen Blätter für Baden". Sie wurden unter der Mitwirkung badischer Abgeordneter herausgegeben. Scheffel nahm von Heidelberg aus Anteil an diesem konservativen Organe, dem kein zu langes Bestehen beschieden war, denn es schlummerte bereits nach ungefähr dreiviertel Jahren wieder ein.

Unterzeichnet oder mit den Buchstaben seines Namens versehen hat Scheffel keinen seiner Beiträge. Dem Stile nach zu urteilen, stammt ein Artikel in Nummer 13 vom 2. Februar „Zeitungsenten" betitelt, von ihm. Auch ein solcher gegen die in Heidelberg erscheinende Zeitung „Republik" und für die schleswig-holsteinische Sache scheint Scheffelschen Geistes zu sein. Es finden sich in letzterem recht derbe Hiebe auf die „Roten", zum Beispiel: „Die Rohheit der hiesigen „Republik"

Digitized by Google

geht ins Aſchgraue . . . . Auf derlei Schmiererei haben wir nur eine Antwort, ein einfaches, kräftiges Pfui Teufel! . . . . . Aber nein, es iſt überflüſſig, einen ſo innerlich verrotteten Menſchen wie den Urheber jenes Artikels dies und noch manches andere vorzuhalten, denn „Gedanken ſtehen ihm zu fern“ und das Ehrgefühl ſteht ihm auch zu fern, dem Mann, der mit alſo „unbefangenem Blick und frei von nationalem Duſel“ die Dinge in Schleswig-Holſtein betrachtet.“ Zum Schluſſe wird vorgeſchlagen, den Verfaſſer „ſamt allem Gelichter, was ſeine Anſicht teilt“ an die Dänen abzutreten, denen man „von Vernunft nicht reden darf!“

Eine noch deutlichere Probe der Eigenart der ſpäteren Schreibweiſe Scheffels glaube ich in der in Nummer 77 enthaltenen „Unterredung mit dem Teufel“ zu erblicken, welche auf dem alten Heidelberger Schloſſe in Gegenwart des „Nachbars Maier“ vor ſich geht. Selbſt auf die Gefahr hin, mich darin zu irren, daß dieſer mit feinem Witz und blutiger Satire geſchriebene Aufſatz von Scheffel ſtammt, kann ich nicht umhin, eine Stelle aus demſelben wörtlich anzuführen.

„„Ich verſichere Sie,“ meint unter anderem

Digitized by Google

der Fürſt der Hölle, „der Aufenthalt in Deutſchland wird mir bald lieber, als der in meiner Heimat unten. Es geht bei Ihnen faſt noch hölliſcher zu als bei mir zu Hauſe. Meine Leute ſchüren aber auch recht gut; da hab' ich beſonders ein paar alte ſachkundige Teufel zweiten Ranges im Berliner Miniſterium ſitzen, die rauchen ſich ausgezeichnet; Ablehnung der deutſchen Kaiſerkrone, Auflöſung der Kammer, Belagerungszuſtand mit obligatem Leute-Totſchießen, brandenburgiſche Noten an die Frankfurter — ich bin zufrieden, ſehr zufrieden —; wenn ich nicht der Teufel wäre, ſo würde ich ſagen, es iſt göttlich."

„Krieg' die Kränk!" brummte mein alter Nachbar Maier für ſich.

„Ich verſtehe Sie nicht, Bürger," ſagte der Teufel mit etwas verzogenem Geſicht.

„Bitte, laſſen Sie ſich nicht genieren," erwiderte ich ſchnell, „mein Freund Maier ſpricht etwas Pfälzer Dialekt, und was er eben bemerkte, heißt auf deutſch: Ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden" . . . .

„— Ich ſage Ihnen, es giebt eine ſchauderhafte Wirtſchaft in Deutſchland, ein Durcheinander,

Digitized by Google

über das ich mir wirklich die Hände reiben werde; und wenn Sie dereinſt, was nicht ausbleiben wird, in die Hölle kommen, ſo werden Sie finden, daß es dort kaum ärger zugeht.““ —

Die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit hatte es dem doch ſonſt ſo ſchüchternen und ſich zurückhaltenden Weſen Scheffels namentlich angethan. Damals und ſpäter konnte er eben für jeden Eingriff in die Rechte Deutſchlands außer ſich geraten. „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte“, das meinte auch er ebenſo wie Ernſt Moritz Arndt und es hat 1849 nicht viel gefehlt, daß Scheffel obiges markige Wort des Freiheitsbarden thatſächlich wahr gemacht hätte.

Seine Mutter klagt nämlich in einem Briefe an eine Freundin vom 26. Oktober jenes Jahres derſelben ihre Not, daß Joſeph nicht zu halten wäre, ſich den ſchleswig-holſteiniſchen Kämpfern anzuſchließen. Fernere Briefe von ihm ſelbſt und der Mutter betonen wiederholt den Abſcheu vor den Ereigniſſen im engeren Baden und in ganz Deutſchland. Der badiſche Aufſtand zwang die weiblichen Mitglieder der Scheffelſchen Familie ſogar, zeitweilig nach Württemberg und zwar nach Cannſtatt zu überſiedeln.

Digitized by Google

Im folgenden Jahre, als Scheffel bereits Dienstrevisor am Oberamt Säkkingen war, hatten sich noch nicht die Wellen der Empörung über den schleswig-holsteinischen Handel in ihm gelegt. Er schrieb an einen in Schleswig wohnenden Freund seines Vaters:

„Wenn ein guter Wille und ein heiliger Zorn über unser deutsches Elend hinreichten, um mich armen Schreiber an den Platz hinzustellen, wo jetzt jeder hin gehört, der noch Herz und Ehre im Leibe hat, so stünde ich längst als Wehrmann bei einem Ihrer tapferen Bataillone und hörte die dänischen Kugeln pfeifen. Verhältnisse, Umstände, Rücksichten, und wie all die lumpigen Motive heißen, die den edlen Trieb im Menschen abtöten, wollen es anders, und so bleibt mir nur der miserable, leider Gottes echt deutsche Trost, Ihnen, teurer Herr, mit der Feder meine Teilnahme auszudrücken. Ein reiches Maß von Prüfungen ist über Sie verhängt; aber was Sie leiden, und was Ihr Land leidet, wird eine Stelle finden, wo es gutgeschrieben wird bis zur großen Abrechnung. Ich weiß, daß Sie mit der nordischen Mannesruhe Ihr Schicksal tragen und

Digitized by Google

daß Sie bereit sind, noch mehr hinzugeben im Kampf für deutsches Recht und deutsche Ehre, und darum wäre es eitel Mühe, Worte des Trostes beizubringen. Wer so mit dem Schwerte in der Faust seine Pflicht thut, der tröstet sich selber und verachtet das Pack, das da draußen herumsitzt und die Hände im Schoß liegen hat. Und wenn's unser Geschick nicht ist, daß wir als altes, schwaches Kulturvolk uns zu Grabe legen sollen, und wenn unser Deutschland durch eiserne That mal wieder jung geworden ist, dann wird sich's noch dankbar an seine besten Söhne in Schleswig-Holstein erinnern und wird zu den Kämpfern von Idstedt sagen: Ihr seid die einzigen, die 's verstanden und mir den Weg zum Gesundwerden zeigten. Ich habe seit Jahresfrist nichts Erfreuliches mehr erlebt und mich mit stiller Resignation in den Schwarzwald zurückgezogen, wo ich höchstens noch hie und da die alten Tannen rauschen höre, als schüttelten sie unwillig ihre Wipfel über das saft- und kraftlose Geschlecht, das auf dem Erdboden wandelt und Mensch heißt. Aber seit die Kunde von Schleswig-Holstein zu mir über die Berge ge-

Digitized by Google

kommen ist, ist mir's wieder frisch im Gemüt geworden; das Herz schlägt warm und freut sich."

Mit diesem so viele unvergängliche Wahrheiten und teils bereits in Erfüllung gegangene groß-deutsche Hoffnungen enthaltenden Briefe möge vorläufig von der politischen Rolle und den politischen Ansichten Scheffels in den Drangjahren der inneren Entwicklung unsres deutschen Vaterlandes genug gesagt sein. Obige eigenhändige Zeilen kennzeichnen die hochherzige Gesinnung des kaum flügge gewordenen Mannes besser, als irgend eine längere Auseinandersetzung es thun kann.

Die stürmischen Jahre 1848 und 1849 hatten auch noch in anderer Beziehung einen gewichtigen Einfluß auf den Rechtspraktikanten Scheffel ausgeübt. Mit der Erweiterung seines Gesichtspunktes und den aus dem gegenwärtigen Leben geschöpften Kenntnissen von Menschenkunde Hand in Hand ging eine immer unbezähmbarer werdende Sehnsucht nach einer ihm zusagenderen, abwechslungsreicheren Beschäftigung und ein immer heftiger sich äußernder Abscheu vor der trockenen Akten- und Matrikelschreiberei.

Digitized by Google

Sein Aufenthalt in Säkkingen wurde zum entscheidenden Wendepunkte seines Lebens.

Land und Leute bestärkten seine damalige wetterwendische und launenhafte Stimmung. In Kreuz- und Querzügen durchforschte er diesen Teil des badischen und des sich anschließenden württembergischen Landes, in einsamen Wanderungen, begleitet von dem ihn nunmehr nicht verlassenden Skizzenbuche, suchte er seiner gedrückten Laune Herr zu werden.

Alle Welt kennt heute das Waldstädtchen Säkkingen im Hauensteinischen Schwarzwalde. Scheffel hat ihm durch seinen „Trompeter von Säkkingen" einen unsterblichen Ruhm und Namen verschafft. Der Ausländer, der nur einigermaßen mit der deutschen Litteratur vertraut ist, sowie der Deutsche versäumen nicht, wenn sie in die Nähe des jugendlichen Rheines kommen und der Grenzscheide zwischen Deutschland und der Schweiz, die „heitere Stadt des heiligen Fridolin" aufzusuchen, wo der „Scheffelsee", die Wirtschaft „zum schwarzen Wallfisch", der Dampfer „Hiddigeigei" außer einem monumentalen Erinnerungszeichen bekunden, wie dankbare Bürger den Dichter, der des Städtchens Weltruf begründet, zu ehren wissen.

Digitized by Google

Der Hauensteiner Schwarzwald ist eine an urwüchsigen Naturschönheiten überreiche Gegend; sie waren es, welche Scheffel so mächtig an sich zogen, daß er der dumpfen Luft in der Amtsstube übergram wurde. An Arbeit fehlte es auch nicht, denn die Waldbauern, die „Hotzen" sind ein gar händellustiges, eifrig prozessierendes Völkchen, dessen Schilderung Scheffel selbst unternommen hat.

Ungefähr zu der Zeit, während welcher Scheffel „auf Don Paganos Dache wie ein Kater auf und ab ging", erschienen in dem „Morgenblatte für gebildete Leser", welches Cotta in Stuttgart herausgab, und zwar in den Nummern 14—18 des Jahrganges 1853 namenlose Aufsätze unter dem Titel „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald". In diesen aus Scheffels Feder stammenden Artikeln erblicken wir somit den ersten größeren journalistischen Versuch des Dichters; in ihnen finden wir zum erstenmale die deutlichen Proben einer mehr als durchschnittlichen litterarischen Begabung des Verfassers und seines eigenartigen Stiles, die Verschwisterung der strengen Wissenschaft mit einem anmutigen und dabei doch charakteristisch schildernden Plaudertone.

Der Dichter selbst hat es versäumt, seine Auf-

Digitized by Google

sätze in Prosa, die sich in einigen, wenigen Zeitschriften vorfinden, in Buchform erscheinen zu lassen. Er hielt sie vielleicht für nicht bedeutend genug, um ein größeres Publikum zu fesseln, vielleicht war es auch seine übergroße, fast ängstliche Bescheidenheit, welche sich gegen ihre nochmalige Veröffentlichung für einen größeren Leserkreis sträubte. So kam es, daß dieselben fast ganz in Vergessenheit gerieten und erst sein Tod, der einem liebevollen Suchen nach Zeichen von des Dichters Erdenwallen Thür und Thor öffnete, förderte sie wieder an das Tageslicht. Vielleicht wird es nunmehr geschehen, daß Scheffels Reisebriefe dem deutschen Leserkreise in Buchform übergeben werden. Dem Verfasser ist es leider nur gestattet, nur soviele flüchtige Proben von ihrem Inhalte hier mitteilen zu können, als es ihm der beschränkte Raum seines Buches und die Fülle des zu bewältigenden Stoffes gestattet.

Alle hier und später zu erwähnenden Aufsätze Scheffels sind zweifellos von großem Interesse. Sie sind, um es kurz zu sagen, lehrreich und unterhaltend zugleich. Eine besondere Befürwortung ihrer nochmaligen Veröffentlichung aber knüpft sich an die Berichte Scheffels „Aus dem Hauensteiner

Digitized by Google

Schwarzwalde". In ihnen spiegelt sich so recht die Stimmung wieder, die den Dichter in der kritischsten Zeit seines Lebens übermannt hatte, aus ihnen erhalten wir den Schlüssel zu dem vollen Verständnisse der Dichtung des „Trompeter" und noch mehr die Beantwortung der Frage, welche schon viele Gemüter beschäftigt hat, warum der Geist Scheffels bei seiner ersten größeren Dichtung im gewaltigen Schwunge von Capris „sonnenumsponnenen Felseneilande" sich hinschwang nach des Schwarzwaldes dunklen Tannengehegen.

Scheffels Charakter erinnert in seiner ungeschminkten Ursprünglichkeit an das Wesen der alten Deutschen, in ihm selbst vereinigten sich alle Vorzüge und alle Schwächen der germanischen Rasse. Dort nun, wo ein unsterblicher Dichter der Alemannen, Johann Peter Hebel, gelebt und gedichtet hatte, der Scheffel zum leuchtenden Vorbilde wurde und dem dieser zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages die innig empfundenen Worte nachsandte:

S'isch Kein me cho, der g'sunge het wie Du
So frisch vom Herze und so heimeth-treu,
Ders g'fühlt het, was im zarte Haberchörnli,

In Feld und Wald, in Felsen und in Bäche
Für e verborgni Offebarig lebt,
Kein, dem wie Dir, die guete Schwarzwaldgeischter
Ihr Sproch zueg'flüstert hen, ihri g'heimi Sache,
Der die Böse selber, de Irrgeist und de Puhu
So z'bschwöre weiß mit scherzhaft spitzge Wort! —,

dort, wo nahebei nach Hebel der Rhein:

— im verschwiegene Schoß der Felse heimli gebohre,
An de Wulke g'säugt, mit Duft und himmlischem Rege,
Schloft, e Bütscheli-Chind in sine verborgene Stubli
Heimli, wohlverwahrt. —,

da hat sich noch ein Rest jenes treuherzigen, querköpfigen alemannischen Volksstammes in seiner Eigenart rein erhalten, da spottet selbst die Natur noch in ihrer unbeleckten, abgeschlossenen Wildheit jedem Versuche der sonst alles zerstörenden, dem Geschmacke von uns Kulturmenschen sich anschmiegenden Verschönerungswut. „Außerdem aber," so lautet eine Stelle in den in Rede stehenden Aufsätzen Scheffels „sitzt noch allerlei mannhaft und merkwürdig Volk an beiden Ufern des Oberrheins und auf den Bergen, die als Ausläufer des Schwarzwalds sich ans Ufer vorschieben, und namentlich

Digitized by Google

dort oben, wo durch ein paar tausend Fuß Höhe der Mensch vorerst vor dem Hinauflecken der modernen Kultur gesichert ist und in frischer Bergluft selber frisch bleibt, ragen noch eigentümliche Gruppen in zäher Abgeschlossenheit und Besonderheit als noch nicht untergegangene Geschichte deutschen Volkstums in die Gegenwart hinüber."

In der Natur wie in den Menschen des Schwarzwaldes, in dem „Wälder" — so wird der Schwarzwaldbauer auch genannt — wie in den Wäldern fand Scheffel unzweifelhaft einen ihm verwandten Zug heraus: er fühlte sich selbst als ein zu spät auf die Welt gekommenes Stück „deutschen Volkstums". Und von diesem erzählt er in den Aufsätzen „Aus dem Hauensteiner Schwarzwalde" gar manch packendes Geschichtchen. Er plaudert mit uns von dem unablässigen Kampfe der „Wälder" gegen ihre staatliche Obrigkeit und von den Salpeterern — so nannten sich die Murrköpfe, welche immer und immer wieder danach strebten, die selbständige Grafschaft ihres Landes aufzurichten, nach dem Einungsmeister Johann Fridolin Albiez, der den Beinamen „Salpeterhannes" führte, und „ebenso kräftig zu fluchen als den Rosenkranz zu beten ver-

Digitized by Google

ſtand". Er rollt uns in ſeiner knappen und doch ſo haarſcharf treffenden Sprache die ganze Vergangenheit dieſer wunderbar in ihrer äußeren Erſcheinung, wunderbar in ihrem Ideengange ſich gebenden Bauern auf, er erzählt von den blutigen Tagen von Albbruck, wo das Haus Öſterreich endlich kurzen Prozeß mit den Aufſtändiſchen machte, und von der jetzigen „Theorie des paſſiven Widerſtandes gegen alle Anordnungen der neuen (badiſchen) Regierung, die jene mit einer Zähigkeit und Bauernlogik durchführten, welche alles, was in dieſem Fache anderwärts geleiſtet wurde, weit hinter ſich läßt . . . Als die neue badiſche Feuerſchauordnung verfügte, daß durch beſtellte Schornſteinfeger die Kamine unterſucht und gekehrt werden mußten, würde ein ächter Salpeterer geglaubt haben, ſich am Geiſte des Grafen Hanns (von Hauenſtein) und der alten Rechte zu verſündigen, wenn er einen neumodiſchen Kaminfeger in ſeinen Rauchfang hätte aufklettern laſſen. Als das Impfen der Schutzpocken allgemein eingeführt war, konnte das Phyſikat von Waldshut nur unter Zuzug von Gendarmen den eingeborenen Salpetererkindlein dieſe mediziniſche Wohlthat ſpenden". Scheffel verratet

Digitized by Google

uns ferner, wie die Hoffnung auf eine Rückkehr der alten freiheitlichen Zustände einen „ächten Salpeterer“ niemals verlassen wird. „Oben auf dem Rücken des Eggbergs, von wo sich eine weite Aussicht über das Rheinthal ins aargauische Frickthal hinüber öffnet und die Spitzen der Alpen vom Appenzeller Säntis bis ins Berner Oberland aus duftiger Ferne herüberglänzen, schauen die Strohdächer des Hauensteiner Dörfleins Egg zwischen den Tannen hervor. Vor diesen steht, bei den verfallenen Giebeln eines steinernen Bauernhauses, ein Kruzifix mit kunstreichem, verwittertem Schnitzwerk und ein dürrer Apfelbaum, so seit lange keine Frucht mehr getragen. Die Trümmer des Hauses werden nicht abgetragen. Dort hauste einst Johann Thoma, der Lehenbauer von Egg, der zur Zeit des Salpetererkrieges ein großer Mann gewesen, auch am Wiener Hof viel feine Intriguen angezettelt und sich „Edler ab Egg“ geheißen, schließlich aber von der österreichischen Regierung am Kragen genommen und ins Banat verwiesen worden. Dort ist er verschollen und in seinem Hause nisten jetzt die Fledermäuse. Bei den Salpeterern aber geht die Sage, daß, wenn einmal der „Rechte“ kommen wird und

das alte Reich und mit ihm die alten Recht und Privilegy und wenn ihre Landsleute aus dem Banat wieder auf dem Wald erscheinen werden, vorher an jenem Apfelbaum ein Zeichen geschieht. Und im November 1850, als es hieß, die Österreicher werden einrücken, da kamen ein paar alte Hauensteiner vier Stunden weit, um zu sehen, ob der Baum ein grünes Reis getrieben."

Und mit demselben gründlichen Forschungstriebe, mit dem Scheffel der Geschichte der Grafschaft Hauenstein nachgegangen ist und ihren alten Satzungen, hat er auch dem privaten Leben der „Wälder" nachgespürt, das sich ihm am unmittelbarsten in seiner Amtsstube erschloß. Denn das Prozessieren ist dem widerhakigen „Hotzen" das Alpha und Omega seines Lebens. „'s muß usprobyrt sy", sagt er und er prozessiert und führt so lange seine „Privilegy" ins Treffen, bis er um Haus und Hof gekommen ist. Als Muster eines Hauensteiner Streithahnes führt Scheffel den „Streitpeterle" an, Peter Gottstein in Hochschür, für welchen die Registratur des Amtsgerichtes in Säkkingen ein besonderes Aktenfach einrichten mußte. „Wie ein Indianer die Kopfhäute seiner Feinde, so hing

Digitized by Google

er alle Sportelzettel, und zwar guirlandenweise zusammen geheftet, in seiner Hütte auf . . . . . Seinen Nachkommen hinterließ er eine geordnete Registratur, ein paar Dutzend unvollendete Prozesse und die tröstliche Gewißheit, daß sein Nachlaß in Gant fallen werde." Ein fernerer, sehr emsig befolgter Grundsatz der Schwarzwaldbauern ist der: „g'soffe muß doch sy", und wenn in der weiteren Folge diesem Grundsatze zu sehr von ihnen gehuldigt worden ist und Stuhlbeine zur Abkühlung der Gemüter krachen, kann man die tröstliche Wahrnehmung machen, daß ein Wirt, der ohne Unterschied auf die kämpfenden Parteien einschlägt, in höherem Ansehen bei dem „Wälder" steht, als die hohe Obrigkeit. „Respekt vor dem Wirt, der ist ein fester Mu, der zeigt's Einem." Und er kehrt das nächstemal wieder dort ein.

Ein besonderes Interesse wird der Leser dieser Aufsätze Scheffels an dessen Ausfluge nach dem „toten Bühl" nehmen, allwo beim Dörflein Hochschür das Einödgasthaus „zum dürren Ast" steht. Hier lernen wir den nach seiner roten Nase benannten „füürigen Alexander" kennen und durch ihn einen großen Teil des Elends, der unter dem

Digitized by Google

dortigen Gebirgsvolke herrſcht. Das Wirtshaus „zum dürren Aſt“ aber iſt durch Scheffel unſterblich geworden, denn nach ihm hat er ſich im „Trompeter“ und im Kreiſe des Heidelberger „Engern“ „Meiſter Joſephus vom dürren Aſte“ genannt. Ein beredteres Zeichen für die Gemütsſtimmung des Dichters während ſeines Säkkinger Aufenthaltes giebt es ſchwerlich.

Wem fallen da nicht, wenn Scheffel ſo eingehend Land und Leute ſchildert, als wäre er ſelbſt der „Aetti“, der auf der Ofenbank ſeinen „Diskurs“ hält, die prächtigen Dorfgeſchichten Berthold Auerbachs ein, wem nicht die knorrigen Geſtalten aus den Dichtungen Scheffels ſelbſt? Der Dichter hat ſein ganzes Leben hindurch, für ſeine Schöpfungen wie für ſich ſelbſt, Kraft und Nahrung geſogen aus dem, was die Schwarzwaldtannen ihm gerauſcht. Sein innerſtes Weſen hat ſich wie der Epheu an der Ruine feſtgerankt an dem teuren Boden, mit dem er ſich eins fühlte, mit deſſen Bewohnern zuſammen er feſt im Sturme der fortſchreitenden Lebensanſchauungen blieb und treu bei den Anſchauungen der Väter.

Digitized by Google

Im Dienst — im Dienst! o schlimmes Wort,
Das klingt so starr und frostig;
Die Lieb ist hin, der Lenz ist fort,
Mein Herz, werd mir nicht frostig.

Ja, er fühlte es trotz seiner Jugend mit Entsetzen, wie er innerlich gegen alles abzustumpfen begann, was ihn an sein Amt, seinen Beruf erinnerte. Wie ein eiserner Reif legte sich das Unerquickliche seiner Lage um seine Stirn und — er fühlte es deutlich, daß er in dem nunmehr unabweisbaren Kampfe der Pflicht mit der Neigung unmöglich auf der Seite der ersteren würde stehen können. Es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um fahnenflüchtig zu werden.

Dieser ist höchstwahrscheinlich in den Briefen des Studienfreundes Julius Braun zu finden, der zu jener Zeit von einer längeren Orientreise zurückgekehrt war und dessen Schilderungen die glühende Sehnsucht Scheffels nach den Schätzen des Südens offenbar auf die Spitze trieben, umsomehr als ihnen eine Aufforderung Brauns mit ihm in Rom zusammenzutreffen beigefügt war. Am 18. Dezember 1851 antwortete Scheffel, nach den Mitteilungen R. Artarias, dem Freunde wie folgt:

Digitized by Google

„ . . . . . Während wir in Altdeutschland herum sitzen und uns immer noch die Augen reiben, als hätten wir einen bösen Traum geträumt, hast Du Dir auf klassischem Boden die Sohlen abgelaufen, manchen scharfen Ritt durch die Wüste und die ausgebrannten Steinberge Kleinasiens gemacht und vom Steuer Deines Schiffes hinaus ins blaue Meer des griechischen Archipels geschaut, und nun ruhst Du im alten Rom und rekapitulierst hinter dem Vater Herodot, der vor grauen Jahren desselbigen Weges gefahren, Deine Reisebilder.

Lieber Langer, wem das zu teil geworden, der darf wieder manchen schlechten Tabak in Deutschland rauchen, er hat immer noch 'was Erkleckliches voraus . . . . . Ich hab' im rauhen Schwarzwald oben in Säkkingen und auch zu Herrischried, wo ich im Ochsen und sonst mir manchen guten Freund erworben, gar oft meine Gedanken zu Dir fliegen lassen, und die schmutzigen Wände meiner Amtskanzlei kamen mir immer grau vor, und meine Hauensteiner wurden vom „jungen Ambtmâ" immer viel glimpflicher behandelt, wenn ich ein Wanderblatt aus Italien

oder aus dem Orient zu Gesicht bekommen hatte . . . . .

. . . . . Langer! Dein gestriger Brief hat mir ins Herz geschnitten. Hättest Du vier Wochen früher geschrieben, so wäre jetzt mein Bündel geschnürt, und ich käme zu Dir über die Alpen, bräche in Rom bei Dir ein und sagte: Mensch, hauche mich an mit Deinem Odem, auf daß ich des Tintenschreibens erlöst werde. Am Neujahr wollt' ich fort, da kam der Louis Napoleon mit seinem Staatsstreich und wiewohl mich's herzlich gefreut hat, daß der kleine Thiers auch einmal mit jenem keltischen Gesang: „Ha' — ham' — hammer Dich emol" u. s. w. — abgefaßt und nach Ham in Schatten gesetzt wurde, so schien mir die Landstraße doch zu kritisch, um jetzt darauf zu wandern. Von Dir hatt' ich auch keine Nachricht, dachte, Du fährst von Konstantinopel donauaufwärts heim.

Um ein paar Monate nützlich zu arbeiten, laß ich mich von Bruchsal ans Hofgericht verschreiben, und wie ich kaum ein paar Tage hier sitze, kommt Dein Brief. „Rate, wo sind wir jetzt?"[1] habe ich mich gefragt, den Brief in der

[1] Anspielung auf eine Stelle dieses Briefes.

Digitized by Google

Hand und die Glut des Orients im Sinn. Auf meinem Sekretariat, wo die Gipfel des Zuchthauses zum Fenster hereinwinken und der alte Sekretär Sch..., der bereits 50 Jahre im Amt ist und nur noch im Kanzleistil denkt und ein Gesicht hat wie ein Schellfisch und vor lauter Dekreten und Urteilen die Liebe vergessen hat, so daß er sie jetzt — zu spät — nur seinem Hund Pfefferle zuwenden kann und um mich herum seinen Tabak schnupft — da sind wir jetzt! Daß ich's nicht lange aushalten werde, begreifst Du. Leer, unbefriedigt fahre ich schon lange in der Welt herum. In Karlsruhe bin ich oft stundenlang vor den Gypsabgüssen gestanden, am Donnerstag hab ich der Frau Venus von Melos meinen Besuch gemacht, am Samstag der kleinen Büste der Sappho oder der schleierduftigen Berliner Muse — ich muß mich an der plastischen Schönheit antiker Welt und südlicher Natur erlaben, sonst verbeißt sich alle Sehnsucht nach innen und ich bin im stande und schreib meinen Hofgerichtsräten einmal wahnsinnige Entscheidungsgründe zu einem weisen Urteil. Schreib mir deshalb, ob Du den Sommer noch in Rom bleibst.... Ich wollte oft, ich hätte

Digitized by Google

nie ein corpus juris gesehen und wäre in München Maler geworden . . . . .

Deutschland ist gegenwärtig ein Janusbild mit dem einen Kopf, der nach rückwärts schaut, der vordere hat den Schnupfen gehabt und ist vor allzustarkem Niesen abgefallen . . . . . Die Professoren katzbalgen sich, wie früher, die deutsche Bewegung fluktuiert jetzt im kleinlichen, die theologische Fakultät ist wieder lebendig geworden, denn die Jesuiten waren im Lande und haben den Herren allerhand gesagt, was sie bereits der Archäologie für verfallen hielten — und jetzt streiten sie wieder über die Unterscheidungslehren und es wimmelt mit Flugschriften wie vor dreihundert Jahren. Was sagst Du dazu?"

Als Scheffel obige Zeilen an Braun richtete, hatte er bereits Säkkingen den Rücken gekehrt. Es war die nicht zu tötende Unruhe, welche ihn davon getrieben hatte. Später, als er sich in Italien frei von den drückendsten Fesseln fühlte, welche ihm sein Beruf aufgelegt hatte, da sah er erst ein, wie sehr er an jenem abgeschiedenen Stück Erde und seinen Bewohnern hing und was er aufgegeben hatte, als ihn die Pflicht der Selbsterhaltung und das Unge-

Digitized by Google

wisse seines Schicksals von dannen trieb. Dankbar kehrte er in Vers und Prosa unverzüglich zur Heimat, zum Grenzsteine seiner bisherigen Lebensstraße zurück.

Am 2. Dezember 1851 hatte er beim Hofgerichte in Bruchsal um Zulassung zur Sekretariatspraxis angefragt. Sie wurde ihm vom Ministerium zugestellt und er übersiedelte daher am 9. Dezember nach Bruchsal. Ein gutes Zeugnis wird seinem klar und scharf denkenden Kopfe von einem amtlichen Berichte am 14. Mai des folgenden Jahres ausgestellt. Es heißt in demselben, unter Bezugnahme auf einen früheren Bericht: „daß Scheffel auch seit damals fortwährend durch seine Leistungen im Sekretariate sowie durch erstattete Vorträge sich sowohl hinsichtlich des Fleißes als hinsichtlich des Talents und der Kenntnisse in hohem Grade wahrhaft ausgezeichnet gezeigt hat."

Seine Thätigkeit in Bruchsal schien der letzte Versuch zu sein, durch übergroßen Fleiß der Empörung in seinem Innern Herr zu werden. Er war vergebens aufgewendet und erschwerte ihm nur das Fortkommen aus dem Amte. Er mußte, um zu begründen, warum er „behufs Antritt einer größeren

Digitized by Google

Reise nach Italien und Frankreich seine seitherige Stellung als Volontär bei hohem Gerichtshofe aufzugeben gedenke", zu der allerdings wahrheitsgemäßen Ausrede seine Zuflucht nehmen, daß „die beabsichtigte Reise, wie er hoffe, für seine weitere wissenschaftliche und universelle Ausbildung von Nutzen sein werde."

Mit denselben Waffen wird er den geharnischten Widerstand seines Vaters gegen das Fortlaufen aus dem Amte zu besiegen gewußt haben, dem das unstete Wesen seines Sohnes große Sorgen machte. Es schien so, als sollte er um seine Lieblingshoffnung, Joseph in der Stellung eines badischen Amtsrates zu sehen, betrogen werden. Es wollte dem in seinen Anschauungen kerzengeraden Major durchaus nicht in den Sinn, daß ein „in die Welt hinauslaufen" auch von Nutzen sein könne. Ein von der Erhabenheit der Rechtspflege fest überzeugter Vorgesetzter Scheffels soll ebenfalls das Seinige gethan haben, den jungen, unerfahrenen Mann von seiner beabsichtigten Reise mit unbestimmtem Urlaube abzuhalten. „Aber Herr Praktikant, bedenken Sie doch!", soll er gesagt haben, als alle Gründe bei dem Halsstarrigen nicht mehr verfangen wollten,

Digitized by Google

„in zwei Jahren können Sie Hofgerichtsassessor in Mannheim sein!“ Auch diese trostreiche Aussicht konnte Scheffel nicht zum Bleiben bewegen. Wie Hannibal überschritt er die Alpen, seinen Rubikon:

Mein Hutschmuck die Rose,
Mein Lager im Mose,
Der Himmel mein Zelt:
Mag lauern und trauern
Wer will hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Am Scheidewege. Der Trompeter.

(1852—1853.)

Auf den klassischen, vom Blute der Deutschen gedüngten Gefilden Italiens ist schon manchem das richtige Licht über seinen eigenen inneren Wert aufgegangen. Gewaltig zieht es uns Deutsche über die Alpen. Dort in dem Wunderlande, wo selbst der Pinien schlanker Wuchs, des Himmels Blau und der Berge Rundung eine gewisse Klassizität atmen, wo der Kunstschätze ungemessene Zahl das teure Vermächtnis eines Volkes bildet, welches einst der ganzen damaligen Welt seine Gesetze vorschreiben durfte und nach dessen Weisungen selbst die Jetztzeit noch ihre Schritte richtet, da kann unsre Phantasie nach Gefallen ihre

Digitized by Google

Reckenarme ausstrecken, da fühlen wir uns von einem frommen Schauer ergriffen beim Anblicke der auf uns überkommenen Bruchstücke eines Kulturlebens, welches noch in seinen Trümmern von seiner einstigen, nie wieder erreichten Größe Kunde giebt, da lodert aber auch inmitten unserer Träume eine heilige Flamme in uns auf, zu kämpfen und zu streben, um es jenen Menschen gleichzuthun, deren göttliches Ziel die ideale Vervollkommnung dessen war, was das menschliche Leben verschönern und veredeln kann.

Jenen Boden nun betrat Joseph Viktor Scheffel ebenfalls wie viele vor ihm, und doch mit anderen Gefühlen. Er betrat ihn und zwar als Sieger nach einem heißen Kampfe, in dem der väterliche Wille schließlich dem jugendlichen Ungestüme des Sohnes unterlegen war. Der Friede war nichts weniger als gesichert. Die Parteien hatten nur einen Waffenstillstand geschlossen, die Ergebnisse von Scheffels italienischer Reise erst sollten ausschlaggebend werden für das endgiltige Unterliegen des einen oder des anderen Teiles. Im Rücken also, im väterlichen Hause, welches für ihn der einzige Schutz war, den er hatte, hinterließ er Verstimmung und

Digitized by Google

Gereiztheit; beide Gefühle hatten sich natürlich auch auf ihn übertragen. Er hätte aber nicht der gute, seine Eltern heiß liebende Sohn sein müssen, wäre ihm selbst nicht das Herz sterbenswund geworden von dem Ungehorsam, den er dem Vater gezeigt hatte und zeigen mußte, weil er instinktiv fühlte, daß die bessere Einsicht des alten Herrn in diesem Falle mehr ein eigensinniges Beharren bei dem einmal für den Sohn aufgestellten Lebensplane war.

Sah er nun wenigstens ein festes Ziel vor sich, fühlte er, daß ein neuer, mit wirklicher Leidenschaft zu ergreifender Beruf ihm Ersatz für die Laufbahn bieten würde, die aufzugeben er fest entschlossen war? Er mußte, wenn er aufrichtig dachte, diese Frage bei sich selbst mit einem entschiedenen Nein beantworten. Was war es denn gewesen, was ihn während seiner juristischen Thätigkeit „grämlich und verschlossen" — wie Scheffels Bekannte aus jener Zeit versichern — gemacht, ihn hinaus in die einsame Natur getrieben hatte, ihn gezwungen, sich gegen den väterlichen Willen aufzulehnen? Die unendliche Liebe zur Kunst! Jetzt war er so gut wie aller ihn drückenden Bürden ledig, jetzt konnte er nach Gefallen seiner Göttin

Digitized by Google

dienen, ihr ein fleißiger und überzeugter Priester sein. Würde sie ihn aber auch erhören, ihn aufnehmen in die kleine, erlesene Schar gottbegnadeter Künstler? So hoffnungsfreudig er auch in dieser Beziehung sein mochte, so überzeugt er auch — und er war es gewiß, sonst hätte er einen so entscheidenden Schritt nicht gethan — von seinem Talente war, konnte er es bereits mit Bestimmtheit sagen, daß er endgiltig seinem Vater gegenüber Recht behalten würde? Wohl stand ihm eine Fülle theoretischen Wissens zu Gebote, wohl war von dem Aufenthalte in Italien eine Fülle von Anregungen zu erwarten, war aber beides hinreichend, um die unwiderruflich verloren gegangene jugendliche Behendigkeit und Lernfähigkeit zu ersetzen? Scheffel hoffte es.

Zunächst allerdings verstummten alle diese zwiespältigen Gefühle in ihm. Zunächst bewegte er sich wieder als ein freier Mensch, der Körper und Seele nicht genug im goldenen Sonnenstrahle mit Opfern erkaufter, ungebundener Lebenslust und Freude baden konnte. Endlich war das Ziel der heißen, unbändigen Sehnsucht erreicht, er fühlte unter sich den Boden, dem er so vertraut geworden, seit er sich mit nimmersatter Leidenschaft in die Klassiker

Digitized by Google

der alten Welt vertieft hatte. Er war ihm längst kein Fremder mehr und doch war es eine neue Welt, die sich mit unerwarteten, von Tag zu Tag mehr überraschenden Fernsichten ihm aufschloß.

Von den Bergen der Schweiz hernieder stieg er in das gelobte Land der Kunst und des ewig blauen Himmels. An der Hand eines kundigen Meisters, des Oldenburger Landschaftsmaler Willers lernte er die herrlichen Himmelsstriche mit den Augen des Künstlers betrachten.

So im schlichten Leinwandröcklein,
Große Mappe unterm Arm,
Schmuck und flott als Landschaftszeichner
Sahen mich Albanos Berge,
Sah mich das Sabinerland —,

so hat er selbst unter sein Bild geschrieben, welches der bekannte Künstler und Kunstgelehrte Eduard von Engerth, heute Direktor des Belvedere in Wien, im Jahre 1853 angefertigt hat.

Dieser Mann hat außer anderem auch das Verdienst, die gewichtigsten Aufschlüsse über Scheffels Aufenthalt in Rom und Albano und über die Weise, wie und wodurch jener ein Dichter ward, gegeben

Digitized by Google

zu haben. Ich stehe deshalb nicht an, zum größten Teile hier wörtlich und ausführlich zu wiederholen, was Engerth Karl Emil Franzos hierüber mitgeteilt und dieser in der „Neuen Illustrierten Zeitung" wie folgt veröffentlicht hat.

Es war im Herbste 1851, als Engerth nach Rom kam; seine junge, blühende Gattin begleitete ihn, die Künstlerfahrt war zugleich eine Hochzeitsreise. Bald sammelte sich ein Kreis von deutschen Freunden, Malern, Bildhauern, Archäologen um das junge Paar; ein großer Teil bezog im Frühling 1852 mit ihm die Sommerfrische zu Albano. Es waren manche darunter, die später ihren Namen bekannt gemacht, der Archäologe Braun, der Maler und Dichter Hollpein — wieder andere, die trotz ihres Talentes unberühmt geblieben, so eine feine, künstlerische Natur, der Schleswig-Holsteiner Lorentzen, und ein kurioser Kauz, ein kränklicher, verwachsener Mensch, der es dennoch vielen an Lustigkeit vorthat, ein Berliner Maler namens Schlegel. Auch an bedeutenden Frauen fehlte es dem Kreise nicht. Da waren außer Engerths Gattin die nachmalige Hofdame Fräulein von Schulte, die schöne Frau Malvine von Backhausen aus Norddeutschland und ein allzeit

Digitized by Google

munteres, älteres Mädchen, die Malerin Amalie Bensinger aus Schwaben. In diesen Kreis traten im Mai 1852 zwei neue Ankömmlinge aus Deutschland. Der eine, ein schöner, hochgewachsener Mann mit mächtigem hellblondem Bart und Haupthaar war der Landschaftsmaler Willers aus Oldenburg, der andere, Willers Schüler, ein junger, mittelgroßer Mann mit fast bartlosem feinem, geistvollem Gesichte, hieß Joseph Scheffel.

„Ich stehe nicht unter dem Banne seiner späteren Berühmtheit," erzählt Engerth, „wenn ich Sie versichere, daß er uns allen binnen wenigen Tagen teuer war, daß wir insgesamt die Empfindung hatten, einem außergewöhnlich begabten Menschen und einem ungewöhnlichen Schicksal gegenüberzustehen. Ein geistvoller, hochgebildeter Mann hatte er einem Beruf, der ihn nicht befriedigte, dessen Anforderungen er jedoch in jeder Beziehung gewachsen war, entsagt, um sich unserer Kunst zu widmen. Gegen die Vernünftigkeit dieses Entschlusses schien so ziemlich alles zu sprechen: nicht bloß, daß er alles hatte aufgeben müssen, was er an Wissen und Arbeit für seine Zukunft angelegt, nicht bloß der entschiedene Widerspruch der Eltern, von denen

Digitized by Google

er materiell ganz und gar abhängig war, sondern hauptsächlich sein Alter und die geringe Stufe der künstlerischen Vorbildung, auf der er stand. Sechsundzwanzig Jahre alt, war er eben erst dazu gekommen, nach der Natur zu zeichnen, an Pinsel und Palette durfte er noch lange nicht denken. Dies war selbst bei außergewöhnlicher Begabung spät, vielleicht zu spät, und lag hier eine solche Begabung vor? Wir konnten es nicht finden; unleugbares Talent war ja vorhanden, bei einem Dilettanten hätte man es sogar ein sehr hervorragendes Talent genannt, aber ungewöhnlich war an diesem Schüler der Kunst nicht die künstlerische Kraft, sondern nur die Begeisterung, der eherne Wille. „Ich will und muß ein Maler werden," sagte er und handelte darnach. An Fleiß und Energie übertraf ihn niemand, gegen welche Hindernisse er, dem seit der Knabenzeit das Landschaftzeichnen das höchste Vergnügen gewesen, sich endlich erkämpft, seinem Drange folgen zu dürfen, erzählte er gern immer wieder und ohne Verbitterung; so spricht einer, der nach harten Kämpfen einen Sieg errungen, ein Glücklicher, der auf die Zeiten des Unglücks zurückblickt. Schon der bloße Entschluß habe ihn zu einem

Digitized by Google

anderen Menschen gemacht, versicherte er. Kurz — wenn je ein Künstler seiner inneren Stimme, seinem „Dämon" vertrauen durfte, so war Scheffel auf dem rechten Wege, als er unter Willers Anleitung streng stilisierte Landschaftstudien zeichnete. In diesen ersten Monaten hat ihn wohl kein Zweifel beirrt.

Uns aber wollten die Zweifel nicht verstummen, und wir sprachen viel über seine Zukunft, eben weil wir ihn herzlich lieb hatten. Es war aber auch kaum anders möglich. Wie er früher und später war, weiß ich nicht, mir lebt Scheffel als einer der liebenswürdigsten, anregendsten Menschen, die ich je kennen gelernt, in der Erinnerung fort. Er sprach nicht bloß gern und viel, sondern auch ganz ausgezeichnet in Form und Inhalt. Was hatte er nicht alles gesehen und studiert! Er war so ziemlich in allen Sätteln gerecht; er wußte mit den Archäologen über Altertümer, mit uns Malern über Kunst, mit den Historikern über Geschichte, mit den Poeten über Litteratur zu sprechen, zu disputieren, als ob er jedes einzelnen spezieller Berufsgenosse wäre; nie war er um ein Faktum verlegen, und sein Standpunkt war stets ein geistreicher, ja nicht selten ein ganz origineller. Aber vielleicht das beste daran

Digitized by Google

war die Art, wie er sich gab — so durchaus natürlich und anspruchslos. Der Mann war nicht geistreich, weil er es sein wollte, er sprach nicht, um andere zu überglänzen, sondern, weil es ihm Bedürfnis war, sich mitzuteilen — ein Mensch voll der reichsten Gaben, voll überschäumender Kraft, eine reine, schöne, großangelegte, glücklich entwickelte Natur: so ist Scheffel uns allen erschienen. Und dabei als ein harmloser, munterer, bescheidener Mensch! Er war unter uns fröhlichem Künstlervolk vielleicht der fröhlichste, jeden Tag wie ein Fest genießend, die Arbeit sowohl wie die Erholung. Kein Wunder, wenn uns allen etwas fehlte, so oft „Sor Giuseppe", von seinem Arbeitseifer hingerissen, so spät oder gar nicht beim Mittagsmahle erschien. Gleichwohl verließ uns ihm gegenüber eine zweispaltige Empfindung nicht; wir freuten uns des prächtigen, erquicklichen Genossen, und dabei mußten wir doch immer denken: „Jammerschade, wenn aus diesem ungewöhnlichen Menschen nichts weiter werden soll, als nach langen Jahren harter Arbeit ein Landschaftmaler, wie viele andere."

Es ist kein gerade sehr erfreuliches Bild, welches Engerth von dem sechsundzwanzigjährigen

Digitized by Google

Scheffel da entworfen hat. Man erblickt ein von der Vorsehung mit überreichen Gaben ausgestattetes Menschenkind auf einem Pfade, der geraden Weges in den Abgrund führen muß, das will hier sagen, in eine Lebensbahn, welche in diesem Falle ebenso falsch gewählt war wie diejenige, welche Scheffel soeben mit heißem Dankgefühle für die ihm erwiesene Gunst, sich in einem anderen, ihm mehr zusagenden Sattel versuchen zu dürfen, verlassen hatte. Engerth hat nicht nur gut, er hat vorzüglich beobachtet. Alles spricht dafür, ganz abgesehen von Scheffels eigenen Worten, die sich in einem später hier anzuführenden Briefe an Frau von Engerth vorfinden, daß Scheffel in einem Zwiespalte mit sich selbst lebte, der sich immer deutlicher ihm offenbarte, je näher die Forderung an ihn herantrat, eine feste Beschäftigung zu ergreifen, an den er aber mit der ihm eigenen hartnäckigen Verschlossenheit nicht glauben wollte. Die Blüte seines Wesens, seiner eigentlichen Natur hatte sich unter den Sonnenstrahlen der wiedergewonnenen Freiheit, fern von den mißtrauischen Blicken des Vaters und der Vorgesetzten, überraschend schnell und in duftiger Frische erschlossen. Wir haben gehört, wie sie berauschte und ent-

Digitized by Google

zückte. Jede Faser in Scheffels Natur bebte ihrer eigentlichsten Bestimmung entgegen, jede Muskel an ihm zuckte ungeduldig in der Erwartung, daß endlich die Erleuchtung über den Mann kommen und ihm zeigen würde, er sei ein Dichter, nichts anderes. Das Scheffel angeborene Mißtrauen aber erlaubte ihm nicht, daran zu glauben. Goethe sagt:

Niemand will ein Schuster sein,
Jedermann ein Dichter. —

und er hat leider recht. Unser Scheffel wollte nun gerade kein Dichter sein, trotzdem er es bereits damals war. Dieser Zug seines Wesens macht ihn uns nur teurer, wir können auch ihn einzig in seiner Art nennen und empfehlen diese übergroße, liebenswürdige Bescheidenheit denen zur Nachahmung, welche es wirklich nötig haben, an ihrer dichterischen Fertigkeit zu zweifeln.

Die Dinge in Albano nahmen ihren naturgemäßen Verlauf. Je enger sich der Freundeskreis der dort hausenden deutschen Landsleute zusammenschloß, je mehr sich die launige, geistreiche, gemütvolle Art Scheffels die Herzen eroberte, desto mehr betrübte es die Freunde, daß sie Scheffel immer

Digitized by Google

tiefer sich in eine Lebensbahn hineinverirren sahen, die ihn früher oder später ebenso unbefriedigt lassen mußte, wie das Amt eines Rechtsprechers, desto unverhüllter wurden ihre Andeutungen, daß Scheffel sich auf einem Holzwege befände und den Dichter vor lauter Dichtern nicht sähe.

Eine Eigenschaft, die spätere Bekannte desselben bestätigt und ebenfalls bemerkt haben, machte sich schon bei dem jungen Manne in auffälliger Weise bemerkbar: „Scheffel konnte mündlich erzählen," plaudert Engerth, „wie ich's kaum wieder von jemand gehört habe; die einfachste, nüchternste Begebenheit wurde in seinem Munde spannend und reizvoll. Dabei sprach er unaffektiert, wie immer, und dennoch ganz anders, als sonst im Gespräch; nicht bloß, was den Ton der Stimme, sondern auch die Ausdrucksweise betrifft, welche durchaus eigentümlich war und Wendungen aufwies, wie man sie sonst wohl nur schreibt, aber nie spricht. Ich erinnere Sie, um Ihnen von dieser individuellen Färbung seiner mündlichen Erzählungen eine Anschauung zu geben, an den „Ekkehard"; das ist sein natürlichstes Werk; als ich es las, hörte ich immer seine Stimme." Zweifellos war Scheffel künstlerischer

Digitized by Google

Fähigkeiten voll und auch sich derselben bewußt. Nur beging er das Versehen, zu glauben, daß er ihnen durch die Führung des Pinsels werde den überzeugendsten Ausdruck geben können, während er seinen entzückten Hörern bereits, noch ehe er Verse niederzuschreiben begonnen hatte, in Worten die glühendsten Farbentöne und charakteristische Gemälde vorführte.

So vollkommen der Dichter Scheffel war, so voller menschlicher Schwächen war es der Kunstjünger. Auch er wollte die Wahrheit nicht hören und er zog sich gekränkt und beleidigt zurück, als eines Abends, während er seine Hörer durch seine lebhafte Darstellungsgabe wieder einmal hinriß, Frau von Engerth in die Worte ausbrach: „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben Sie das Zeug nicht auf!?"

Einen tiefen Eindruck machte dieser spontane Ausruf der von Scheffel hochverehrten Frau, welchem die Anwesenden lebhaft zugestimmt hatten, auf diesen, wenn er auch mit süßsaurer Miene, sichtlich verstimmt, versicherte, er wäre nur ein Maler und nichts anderes. Denn einige Tage später gestand er ein, einige Gedichte geschrieben zu haben, ein weiteres

Digitized by Google

Zureden aber, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, schnitt er mit den Worten ab: „Vielleicht später einmal, wenn ich bereits ein Maler von Ruf bin. Dann schadet's nicht mehr, wenn ich ab und zu etwas schreibe. Jetzt würde es schaden, es könnte mich von dem Berufe ablenken, für den ich geboren bin."

„Aber das blieb nicht sein letztes Wort in jenen Tagen", so lautet Engerths weiterer Bericht, der wichtig genug ist, um wörtlich wiedergegeben zu werden. „Wir bemerkten bald, daß eine Veränderung in ihm vorging. Minder fleißig wurde er nicht, aber ernster und nachdenklicher. Nun kam es vor, daß er ganze Abende lang schwieg. Fragten wir ihn, was ihn bedrücke, so schüttelte er den Kopf; forderten wir ihn auf, doch wieder einmal etwas Hübsches zu erzählen, so lehnte er ab; ihm falle nichts mehr ein, wir hätten ihn nach dieser Richtung überschätzt und so weiter. Den wahren Grund verriet er mir, als er mir eines Tages — es war schon im Herbste — bei einem Spaziergange, den wir selbander unternommen, voll Bitterkeit sagte: „Ich merke wohl, Euch allen gefallen meine Geschichten mehr als meine Zeichnungen.

Und das thut mir sehr, sehr weh. Denn was soll anders aus mir werden, als ein Maler?!". — „Ein Dichter", erwiderte ich; und weil ich fühlte, daß diese Stunde vielleicht von Bedeutung sein könnte für das Schicksal eines hochbegabten und meinem Herzen teuren Mannes, so hielt ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, ihm nicht zu verhehlen, was ich dachte. Ich hielt ihm vor, wie spät er zum Malen kommen werde, daß er sich hier erst die Handwerksbehelfe aneignen müsse, ehe er an künstlerische Thätigkeit denken dürfe. Für die Dichtkunst bringe er sein Geschick des Ausdrucks, seine hohe Bildung, seinen feinen Geschmack mit. Er hörte mich blaß und stumm an, dann nickte er mir schweigend einen Gruß zu und verließ mich. Von da ab vermied er es einige Tage lang mit mir allein zu sein; daß er mir nicht grollte, konnte ich aus der verdoppelten Freundlichkeit ersehen, mit der er mir begegnete, wenn wir uns in Gesellschaft anderer trafen."

Wem es selber schon im Leben begegnet ist, daß die im Herzen lange Jahre hindurch gepflegten, großgezogenen und zu ihrer Erfüllung herangereiften, mit Opfern erkauften Ideale plötzlich von fremder

Digitized by Google

Hand niedergerissen und mit scheinbar grausamer Rücksichtslosigkeit in den Staub getreten werden, der wird Scheffels Gefühle in jener Zeit richtig zu würdigen verstehen. Er fühlte sich verletzt, trotzdem er im innersten Herzen den Genossen recht geben mußte, gleichzeitig aber auch beglückt durch die Teilnahme, die Fremde an seinem Geschicke nahmen. Er grollte ihnen zwar, trotzdem schloß er sich ihnen noch inniger an, er erstarkte in sich wieder, weil er sich in seiner Krisis nicht verlassen und sich nicht ohne Beistand demselben Kampfe um die Existenz ausgesetzt sah, den er soeben beendet zu haben glaubte. Man kehrte nach Rom zurück und Scheffel besprach sich offen mit Herrn und Frau Engerth über Gegenwart und Zukunft, was den ersteren veranlaßte, eine Zeichnung zu entwerfen, die Scheffel als befrackten Herkules mit Löwenfell und Keule ausgestattet darstellte; zwei weibliche Gestalten, die Malerei und die Dichtkunst versinnbildlichend, umschweben ihn. Scheffel soll den gutgemeinten Scherz mit Humor aufgenommen haben. „Dann aber ward er wieder schweigsam, ja finster, wie wir ihn bisher nicht gekannt. Selbst meiner Frau, an der er sonst mit rührender

Digitized by Google

Verehrung hing, vertraute er nun nicht mehr an, was ihn drückte. Und im Februar war er plötzlich verschwunden, er schrieb nur eine kurze Zeile, er müsse fort in die Einsamkeit. Dann erfuhren wir zufällig, daß er auf Capri sei .... Das erste Schreiben, welches wir schon nach unsrer Rückkehr in die Heimat, im Dezember 1853 von ihm erhielten, klärte uns darüber auf, was er auf Capri getrieben." Dieser schon angedeutete Brief an Frau von Engerth ist von großer Wichtigkeit für die Kenntnis des Charakters des Dichters, seiner ersten großen Dichtung und seiner späteren Lebensziele. Er lautet:

Hochverehrte Frau!

Der Poet hat allerlei Vorrechte, die sich andere Leute nicht herausnehmen dürfen: er redet Kaiser und Könige mit Du an, und man nimmt's ihm nicht übel, und Heinrich von Ofterdingen wollte bekanntlich, als es ihm beim Sängerkampf auf der Wartburg ans Leben ging, bis unter den Mantel der Landgräfin sich flüchten, ohne daß er später wegen Majestätsbeleidigung verklagt wurde. Auf dies Poetenrecht gestützt, habe ich den Mut, diese Zeilen an Sie zu richten, und ich hoffe, Ihr Herr

Digitized by Google

Gemahl, den ich hiermit feierlich um seine Genehmigung ersuche, erteilt mir ohne Bedenken die Erlaubnis, Ihnen das beiliegende Büchlein als Gruß eines Abwesenden, der's viel lieber selbst nach Rom gebracht hätte, zu Füßen zu legen.

Ich weiß selber kaum, wie ich dazu kam, es zu schreiben. In dem prächtigen Sommer im Albanergebirg, in dem frischen strebsamen Künstlerleben und in den heitergeselligen Stunden, die sich unsre Kolonie dort schuf, ist mir, ganz unbewußt, eine poetische Ader aufgegangen — später in Rom ließ mich der Gedanke nicht los und ich hatte keine Ruhe mehr, bis in der Einsamkeit von Capri der mitfolgende Sang ausgebreitet war. Hiernach wird sich auch mein damaliges schnelles Abreisen im Februar erklären. Sie haben mich oft freundlich neckend gefragt, was die Falten auf der Stirn bedeuten sollen, die mich unwillkürlich anflogen; ich hab's selber kaum gewußt, vielleicht waren's die Anfänge des „Trompeters", die mich damals plagten. Seit jener Zeit hab' ich wenig frohe Stunden mehr gehabt; in der Heimat erst häusliche Betrübnis, dann, wie gottlob wieder alles leidlich beruhigt war, überfällt mich eine Augenentzündung, die durch anfängliche

Digitized by Google

Vernachlässigung so hartnäckig wurde, daß ich jetzt wieder seit acht Wochen meine Stube nicht verlassen habe. Das ist aber alles nicht viel; dagegen bin ich bei klarer Betrachtung der Verhältnisse und bei dem ernst und bestimmt ausgesprochenen Willen meiner Eltern, vorerst von meinem Lieblingsgedanken, mich ganz auf die Malerei zu werfen, wieder abgegangen — und den Schmerz hierüber werde ich sobald nicht los, da mein innerster Beruf mich dahin zog. Es wird mir immer deutlicher, daß das Schönste und Beste, was sich der Mensch im Leben wünscht, nicht in Erfüllung gehen darf — warum? Vielleicht gerade weil er sein größtes Glück nicht zu ertragen fähig ist, und weil einmal die Entsagung auch zu den menschlichen Dingen gehört, wie der Schatten zum Licht.

Darum kommt immer eine unendliche Wehmut über mich, wenn ich an Rom denke oder schreibe; es ist mir, als ob das Wasser von Fontana Trevi noch auf den Lippen brennte; und wenn mich freilich die Erinnerung oftmals wieder hinausträgt auf die Ariccianer-Straße oder zum Albanersee, oder mit lustiger Kavalkade und arri-he sommaro! hinauf auf den Monte Cavo; oder aber zum Kaminfeuer

Digitized by Google

Ihres Saales in der Via Isidoro, wo wir so manche heitere Stunden verbrachten, so ist dann die Enttäuschung nur um so größer, wenn ich die Augen wieder aufmache und den Schnee des Heidelberger Marktplatzes vor mir habe. Ich kann dann sagen wie Platon:

Was hab' ich nun Gebliebenes
Von all der Lust und Pracht,
Als weniges Geschriebenes
In schlechten Vers gebracht?

denn außer den Zeichnungen in meinen Mappen wird dieses Büchlein das einzig sichtbare Denkmal meiner Thätigkeit in Italien sein.

Die größte Freude, die es mir macht, besteht nun darin, daß ich vermittelst desselben mich bei liebgewordenen Freunden ins Gedächtnis zurückrufen kann. Für Rom hätte ich gerne ein Dutzend geschickt, aber es stehen mir nicht mehr als zwei zur Zeit zu Gebote. Ich ersuche Sie, das eine wohlwollend aufzunehmen und das andere, nach Ihrem und Herrn Engerths Dafürhalten, aufs zweckmäßigste zu verwenden, nämlich es entweder unter die Bekannten, die sich gewiß auch in diesem Jahre

Digitized by Google

wie früher öfter zu gemütlichen Abenden versammeln, zu verlosen, — oder es dem Verein der Künstler zu seiner Bibliothek zuzustellen, — oder es meinem teuren Lehrer Willers zu stiften — wofern dieser nicht einen grimmigen Fluch ausstößt, daß ihm sein ungetreuer Sohn Joseph mit solchem Larifari, anstatt mit tüchtigen Studien unter die Augen tritt.

Für uns Albaner Gesellschaft habe ich ausdrücklich eine Stelle im Büchlein stehen lassen, deren Sinn sonst niemandem recht klar sein kann; Sie finden sie auf Seite 292 und Fräulein Benfinger wird mir ein schön Gesicht machen, wenn ich's ihr zeige.

Ich wäre glücklich, wenn ich gelegentlich erführe, wie man in Rom den „Trompeter" aufgenommen hat; und wenn Herr Engerth einmal eine freie Stunde hat und mir einen besseren zeichnen wollte, als den auf dem Titelblatt, so wäre es mir ein großer Spaß.

Wenn's Gottes Wille ist, so sehe ich Sie, hochgeehrte Frau, und Ihren Gemahl in späteren Tagen wieder, in Wien oder Rom, denn Sie hier am Neckar einmal zu begrüßen, darf ich doch kaum hoffen. Vielleicht fahren Sie auch durch, wie Fräu-

Digitized by Google

lein von Schulte, die nichts mehr von mir gewußt zu haben ſcheint, was ich jedoch kaum verdient zu haben glaube.

Leider iſt es mir nicht mehr möglich, dieſe Sendung, wie ich urſprünglich vorhatte, auf Weihnachten in Rom eintreffen zu laſſen; möge ſie denn im neuen Jahr, zu dem ich alles erdenkliche Glück wünſche, willkommen ſein.

Ich ſchließe mit den herzlichſten Grüßen an Herrn Engerth, an Willers, Hollpein und alle Freunde aus den glücklichen Tagen von ehemals; und mit der Bitte um Entſchuldigung der Kühnheit, daß ich Ihnen ſelbſt zu ſchreiben mich unterfing. In wehmütiger Erinnerung an Rom und ſeine Berge

Ihr ergebenſter

Joſeph Scheffel.

Heidelberg, den 17. Dezember 1853.

(bei Schloſſer Kraus, gegenüber dem Muſeum.)

Nachſchrift.

Wie ich das Paket zur Abſendung für die Poſt gerichtet habe, kommt mein langer Freund Doktor Braun und teilt mir die Nachricht mit, daß Sie ſchon im November Rom verlaſſen haben. Da muß ich jetzt die Sendung auf gut Glück, und ohne das

Digitized by Google

zweite Exemplar, nach Wien abgehen lassen. Ich hoffe, daß dieselbe Sie dort im besten Wohlsein treffen möge. D. O.

Aus einer Stimmung heraus, die wohl die der Verzweiflung genannt werden kann, ward also jener „Sang vom Oberrhein" geschaffen, der den Dichter volkstümlich gemacht hat. Mit dem „Trompeter" war anfänglich nicht die Dichtung geboren, welche wie ein Sturmwind dahergebraust kam und die Herzen der staunenden Menschen mit Grauen und Ehrfurcht zugleich vor der Majestät des Genies des Verfassers erfüllte. Eher kann sie mit einem Regentropfen verglichen werden, der auf die dürre, ausgemergelte Sandfläche der deutschen Litteratur als Vorbote des heraufziehenden Gewitters der geistigen Umwälzung gefallen ist, dem das Schicksal bevorstand, von der nach Erquickung lechzenden Erde aufgesogen zu werden, wäre ihm nicht rechtzeitig Verstärkung in Gestalt reichlich fließenden Regens zu teil geworden.

Was war die Dichtung für den Dichter selbst, das ist wohl die Frage, die an erster Stelle erörtert werden muß. Wir haben gehört, wie ungern und mit wie heftigem Widerstreben er an das Dichten

überhaupt zu jener Zeit gegangen ist, und doch muß es ihm ein Trost gewesen sein, zu hören, in wie hohem Grade er die Phantasie und Fähigkeit besaß, seine Gefühle poetisch auszudrücken. Scham vor sich selbst, sich eingestehen zu müssen, daß mit der Malerei vielleicht doch nicht die geeignetste Berufsart für ihn gefunden wäre, andererseits ein angeborener Trotz, das einmal Angefangene unter allen Umständen zu Ende führen zu wollen, auch wenn es sein Unglück sein sollte, wiederum das erklärliche Bestreben, den Freunden zeigen zu wollen, daß wirklich kein Dichter in ihm stecke, das Gefühl des Verlassenseins und das Bewußtsein, sich vielleicht doch an den Eltern, der Heimat, an seinem eigenen Fortkommen vergangen zu haben, alles das zusammen zwang ihm die Feder in die Hand. Wie schon manch Einer wollte er Trost und Erleichterung im Liede suchen, sich mit Hilfe der Phantasie hinwegtäuschen über die augenblickliche Verlegenheit, in der er sich seiner selbst willen befand.

Keiner war wohl erstaunter als er selbst, als er sah, was aus seiner Dichtung unter seiner Hand, gegen seinen Willen, geworden war. Der „Trompeter von Säkkingen“ ist eine Generalbeichte von

Digitized by Google

des Dichters bisherigem Leben, von seinen Erlebnissen, seinen Empfindungen, seinen Leiden und seinen Hoffnungen. Was ihn bis dahin bergeschwer bedrückt hatte, das strömte im Liede aus und hob wieder seine Brust zu neuem Streben, was er bis dahin Heiteres erlebt, das stattete ein kerngesunder Humor mit drastischen Schalkszeichen aus, und wo er gefehlt, wo er geirrt, da ergoß sich die scharfe Lauge des Witzes mit unerbittlicher Strenge über ihn selbst. Und noch mehr. Denn nicht engherzige Selbstsucht, nicht persönliche Empfindsamkeit führten ihm die Feder, das Vaterland war sein erster und sein letzter Gedanke bei der Arbeit. Sein Ruhm, seine gegenwärtige Stellung, seine Leiden und seine Zukunft fanden in Scheffels Dichtung einen tiefempfundenen, liebevollen, einen geradezu herrlichen Ausdruck.

Nach dem, was wir aus dem Munde des Herrn von Engerth wissen, wird uns manches im und am „Trompeter“ erklärlich, erklärlich auch, daß ein kaum siebenundzwanzigjähriger Mensch ein Epos schreiben konnte, welches an Wert nie wieder erreicht worden ist und einem neuen Litteraturabschnitte zur Vorkämpferin wurde. In diesem harm-

Digitized by Google

losen, schulmeisterlich nüchternen Menschen, der mit fast ängstlich zu nennender Scheu vor den Weltkindern unsres Jahrhunderts zurückschreckte, lebte und webte eine göttliche Kraft. Sie drang mit siegender Uberzeugung aus seinen Augen, wenn sein eigentliches Wesen ihn packte und seine Phantasie ihn mit prophetischen Blicken über seine Umgebung hinwegschauen ließ. Sie spricht mit Engelszungen aus seiner ersten großen Dichtung, aus den Liedern, die sie wie ein ewig grünender Kranz umwinden, sie spricht aus dem tiefen Verständnisse des innersten Kernes der Seele des deutschen Volkes, welches wir in ihnen vorfinden.

Hierin vor allem liegt auch der Angelpunkt, die ganze litterarhistorische Bedeutung des „Trompeters". Nichts konnte den wassersuppigen, mondscheinsüchtigen Litteraturerzeugnissen der damaligen Zeit mehr Abbruch thun, als Scheffels Dichtung, die wie ein rotbäckiges frisches Dorfkind einer mit falschen Farben belegten, hochfrisierten und aufgeputzten Stadtdame gegenübertrat, nichts mehr die innere Hohlheit der „amaranthnen" Versedrechsler zeigen, als der kecke „Trompeter", der mit sprudelnder Laune, unbekümmert, ob die Form und das

Digitized by Google

Maß seiner Sprache auch den ästhetischen Gesetzen der sogenannten guten Gesellschaft entsprach, so recht redselig aus dem Herzen heraus plauderte und in dem beißenden Tone fortfuhr, den schon Heine gegenüber der in Deutschland an der Tagesordnung befindlichen falschen Gefühlsduselei und dem süßmauligen Geplapper alter, zahnloser Jungfern anzuschlagen für gut befand. Der „Tendenz Verpfeff'rung" lag Scheffel, wie er selbst es sagt, fern. Er dichtete aus sich selbst heraus; da sein Wesen aber in so auffallender Weise die Grundzüge deutschen Charakters aufwies, Gemüt, Schwärmerei, ernsthaftes Wissen, Schwarzseherei und namentlich die Kunst, sich selbst und andere zu belachen, so konnte es nicht fehlen, daß dieselben Eigenschaften in noch verstärktem Maße sich im „Trompeter" vorfanden und ihn zu einem Hauptstück der einheimischen Litteratur machten.

Wie mächtig muß doch das vaterländische Gefühl in Scheffel gewesen sein, daß es ihn von dem blauen Himmel Italiens, den Stätten klassischen Altertums und moderner Lebensfreude hinwegtrug zu dem wildromantischen Schwarzwalde, in dem er mit Groll im Herzen gegen die Vorsehung, welche ihn zum „Mußjuristen" gemacht, umhergeirrt war.

Digitized by Google

Ein wie dankbares Gemüt hat dieser seltene Mann doch besessen, daß er selbst auf kleinere Episoden aus seinem Leben und Jugenderinnerungen das Gefüge der Erzählung aufgebaut hat. Ist doch selbst der philosophische Kater Hiddigeigei, wenn Scheffel vielleicht auch an Hoffmanns Kater Murr gedacht haben mag, eine Schöpfung aus dem Leben, ein dem elterlichen Hause und besonders der Liebe zur Schwester entrichteter Tribut. „Das Geschlecht des Katers Hiddigeigei genoß," so erzählt Alberta von Freydorf in ihrem bereits erwähnten Buche ‚In der Geißblattlaube', „große Verehrung und hatte eine Freistatt im Scheffelschen Garten, weil es von der schönen Angorakatze stammte, welche das Lieblingstier der verstorbenen teuren Tochter (Scheffels Schwester) gewesen war. Die Katze fühlte wohl das besondere Anrecht auf die Liebe ihrer alten Herrin, sie war so zahm, daß sie ihr folgte auf Schritt und Tritt. Wenn wir in der Geißblattlaube saßen, so lag sie stets schnurrend zu unseren Füßen. — Aber nicht nur sie allein, sondern die ganze Nachkommenschaft der würdigen Altahne genoß desselben Schutzes. Kein Kätzlein durfte ertränkt werden; die, welche nicht bei Freunden untergebracht

Digitized by Google

werden konnten, behielten Heimatrecht in Garten und Haus. So kam es, daß zu der Zeit, als ich aus der Penſion zurück war, mehr denn zwanzig dickgeſchwänzte, langhaarige Katzen und kleine Kätzchen im Garten herumliefen; ja, es wären ihrer noch viel mehr geweſen, wenn die Nachbarn, oft genug beläſtigt durch die tollen Frühjahrskonzerte, nicht heimtückiſch manch eine nächtlicher Weile weggefangen oder weggeſchoſſen hätten. Wenn im Herbſte die Oleanderbäume zur Uberwinterung in der Einfahrt untergebracht waren, wurden dieſe für die verſchiedenen Katzenfamilien der beliebteſte Aufenthalt. Sie ſaßen auf den grünen Pflanzenkübeln herum, wie Kanarienvögel auf dem Stengel." Hat er doch ſogar — und darauf bezieht ſich die Stelle im Briefe an Frau von Engerth, welche mit den Worten beginnt: Für uns Albaner Geſellſchaft u. ſ. w. — eines kleinen Ausfluges gedacht, den die Sommergäſte in Albano nach dem Kloſter Palazuola gemacht, allwo der ältliche Prior desſelben der Malerin Fräulein Amalie Benſinger die beſten Biſſen vorſetzen ließ und ihr in ehrerbietiger Weiſe zum Ergötzen der Geſellſchaft den Hof machte. Die Verſe, welche ſich auf dieſes doch gewiß nicht

Digitized by Google

außergewöhnliche Ereignis beziehen, sind die folgenden:

Mit den Franziskanern aus dem
Kloster Ara coeli kam der
Prior auch von Palazuola

und so fort bis:

In Gedanken schritt er selber,
Und wer weiß, warum sein Murmeln
Klang nicht wie Gebet, es klang wie:
„Fahre wohl, Amalia!"

Und so lassen sich noch verschiedene Stellen im „Trompeter" zeigen, aus denen hervorgeht, wie das dankbare, schnell befriedigte Gemüt des Dichters selbst geringfügigere Dinge aus seinem Leben durch Hineinflechten in den Rahmen der Dichtung zu verewigen trachtete.

Was ist da noch viel von ihr zu sagen? Sie ist zum Gemeingut der Nation geworden und zwar muß man in diesem Falle unter Nation nicht nur die Gebildeten verstehen, sondern auch den überwiegenden Bruchteil unseres Volkes, der nur an von ihm verstandene Dichtungen herantritt, dann aber auch mit der ganzen Liebe und Herzensfreu-

Digitized by Google

digkeit, deren nur der Deutsche fähig ist, wenn man den Kernpunkt seines Wesens getroffen hat. So harmlos und knapp der erzählende Teil des „Trompeters“ auch ist, so nebensächlich er auch im Gefüge der Dichtung erscheint, so echt deutsch trotzdem ist selbst das Liebesleben und Liebesleiden Jung Werners und Margarethens, welches Scheffel in freier Erfindung an den Grabstein auf dem Säkkinger Kirchhofe knüpfte:

Hier ruht Herr Wernher Kirchhofer,
Der einstmals ein Trumpetter war,
Und seine Eheliebste,
Marie Ursula, geb. Freiin von Schönau —

und wie die unvergleichlichen Lieder im „Trompeter“ unsere Herzen zu bewegen verstehen, wie sie die Stimmung der Volksseele zu treffen verstanden, das hat jeder von uns selbst erlebt und gefühlt und fühlt es noch, wenn er das „Behüt dich Gott“ oder „Altheidelberg, du feine“ — doch nicht nur diese allein — zu hören bekommt oder auch nur liest.

Es widerstrebt einem, an solche Dichtungen, wie der „Trompeter“ eine ist, deren Vortrefflichkeit durch Volkswillen anerkannt wurde, das Winkel-

Digitized by Google

maß mäkelnder Kritik zu legen. Wer sich dadurch abgestoßen fühlt, daß Scheffel in den gemeinsamen Fehler aller jugendlichen Anfänger verfallen ist und hier und da mit einer behäbigen Breite und Weitschweifigkeit erzählt, oder daß der Verse Bau und die Sprache im „Trompeter" zuweilen ungetüncht erscheint, der möge getrost sein: „animam meam salvavi" der Welt verkünden. Wir anderen aber wollen über dergleichen Schattenseiten hinwegsehen und uns der ersten litterarischen That Scheffels mit ungetrübtem Herzen freuen, wir wollen die geniale Fertigkeit bewundern, mit welcher der an seine eigentlichste Bestimmung nicht glauben wollende Malschüler sich in eine fernliegende Vergangenheit mit geschichtlicher Treue zurückzusetzen verstand, und das gute Beispiel, welches Scheffel uns gegeben, beherzigen, indem er uns, anstatt in krankhaften Pessimismus zu verfallen, den Humor als echtesten Ausfluß aller Lebensweisheit, als besten Schutz gegen heimliche Unzufriedenheit mit sich selbst hinstellte. Wer, wie unser Dichter, sich gegen jede bessere Einsicht fest verschließend, dennoch darauf beharrte, trotz seines nicht über das Durchschnittsmaß hinausragenden Talentes ein Maler zu werden

Digitized by Google

und trotzdem in der Person des Malers Fludribus die Selbstverhöhnung auf die Spitze zu treiben verstand:

— — — —; im Schloß des Papstes
Hat die besten Kunstideen,
Die ich selbst im Busen hegte,
Ein gewisser Rafael schon
Früher an die Wand gemalt —,

der verdient gewiß die Krone der uneigennützigsten Selbstverleugnung.

Jeder weiß, wie schwer es in Deutschland einer wirklich gediegenen, ernsthaften Dichtung gemacht wird, sich durchzuringen, während mittelmäßiges Gut, welches geschickt auf den Markt gebracht wird, ganz wider Erwarten schnell sein Publikum findet. Heute, wo eine große Doppelpresse der Bonzschen Druckerei in Stuttgart jahraus, jahrein Scheffelsche Bücher in ihren stählernen Fangarmen hat, nimmt es uns fast Wunder, daß es eine Zeit gegeben, wo der „Trompeter von Säkkingen" innerhalb vier Jahren nur zwei Auflagen erlebte. Die damaligen litterarischen Verhältnisse in unsrem Vaterlande waren aber derartige, daß es überhaupt ein Wunder ist, daß Scheffel gleich für seine Dichtung einen Ver-

Digitized by Google

leger bekam. Der verstorbene Adolf Bonz muß indessen wohl den richtigen Blick für das Epos des Unbekannten gehabt und erkannt haben, daß neben der blauen Blume der Romantik, von der das Publikum nachgerade übersättigt schien, im „Trompeter“ ganz eigenartige, vollsaftige Lebensanschauungen und Derbheiten zu finden waren, deren Darreichung im lyrischen Gewande allmählich auf das Publikum wirken mußten. Die mir vorliegenden Proben zeigen, daß auch die Presse dem „Trompeter“ eine glückliche Zukunft prophezeite. Als daher im Jahre 1858 die zweite Auflage mit einer neuen Vorrede versehen erschien, war schon ein gewisser Erfolg des „Trompeters“ festzustellen. 1862 erschien die dritte, 1867 die vierte. Auch zu diesen schrieb Scheffel poetische Begleitreden. Inzwischen waren politische Veränderungen durchgreifender Natur in unsrem Vaterlande eingetreten; die Gemüter verlangten nach einem poetischen Erzeugnis, das urdeutsch zu nennen war; seit dem ersten Erscheinen des „Trompeters“ war aber nichts Ebenbürtiges auf den Markt gekommen und so stieg die Auflage desselben in nie, vom Dichter am wenigsten geahnter Höhe. Zum fünfzigsten Geburtstage Scheffels

Digitized by Google

erſchien die fünfzigſte, ſechs Jahre ſpäter bereits die hundertſte, heute ſtehen wir vor der hundertdreiundvierzigſten Auflage, der illuſtrierten nicht zu rechnen. Ein zweites Beiſpiel von ſolcher Nachfrage nach einer lyriſch-epiſchen Dichtung hat Deutſchland bisher noch nicht erlebt, denn es iſt nicht abzuſehen, bis zu welcher Höhe der Auflage ſich der „Trompeter“ noch nach dem Tode des verehrten Meiſters aufſchwingen wird.

Als Fakſimile der Handſchrift des Dichters bietet der Verfaſſer ſeinen Leſern in Folgendem das Vorwort zur hundertſten Jubiläumsausgabe. Bemerkenswert ſind die wenigen Zeilen, welche Scheffel an ſeinen Verleger gerichtet hat: ein beredtes Zeugnis dafür, daß ſelbſt ein mit gewaltigem Rüſtzeuge des Wiſſens ausgerüſteter Mann, wie Scheffel es geweſen iſt, zweifeln und irren kann.

Digitized by Google

Der Verlagsbuchhandlung
A. Bonz u. Co. Stuttgart.

Vorwort
zur neuen Jubiläumsausgabe 100.
des Trompeter v. Säckingen.

Ich ersuche, dieses Vorwort alsbald auf drei Druckseiten setzen zu lassen, so daß auf 2. u. 3. Seite je 2 Strophen u. die entsprechenden Anmerkungen kommen.
Correcturbogen alsbald an hiesige Adresse.
Karlsruhe 12 febr. 1882. Scheffel

Als fragen Sie aber einen Gymnasial-Professor, ob der Spruch habent sua fata libelli von Horaz, oder von welchem andern Latein. Autor ist? Ich bin nicht sicher.

Digitized by Google

Zur einhundertsten Auflage.

Habent sua fata Libelli!

Auch Bücher haben ihr Geschick, so sagt
Mit Horaz ist Grund wir wiederum;
Die Neuauflage vom heutigen Tag
Ziert sich mit der Nummer einhundert.
Als Glückwunschboten erschienen vor mir
Drei schmucke fremde Trompeter,
In bunter Tracht und Zunge grüßt
Und plaudert und lacht am Feder

Der Eine hat sich von Rotterdam
Dem „Bovenrijn" zugewendet;
Ihm hat ein würdiger geistlicher Herr
Ein „Nederlandsch Gewaad" gespendet;
Und er heimelt mich an, als wär' mir
Mit Flössern nach Holland am Sohn geschwommen,
Und kräftiglichst plattdeutsch angehaucht
„Van der Bordzee" zurückgekommen.[1]

Anm. 1.) De Trompetter van Saekkingen. Een Lied van den Bovenrijn, naar het Hoogduitsch van J.V. Scheffel door W.P.R. Bouman. Rotterdam; H.A. Kramers & Zoon 1877

In classischem Englisch, stolz wie ein Lord
Kommt aus London der Zweite geschritten,
Eine kunstverständige Dame wies
Ihm Albions Haltung und Sitten,
Und Sie wünscht mir gütig, ich möge gesund
Ausharren und unverstorben
Bis mein Schwarzwaldsang sich ein Heimatrecht
In jeglichem Klima erworben. 2)

Anm 2. O Scheffel, may thy years be long!
And may'st thou live to see the time
When this thy genial Schwarzwald song
Will find a home in every clime

The Trumpeter of Saekkingen A Song from the Upper Rhine, by Joseph Victor von Scheffel. Translated from the German by Mrs. Francis Brünnow. London, Chapman and Hall 193 Piccadilly. New-York, Scribner, Armstrong & Co 1877

Digitized by Google

Der Eine hat sich von Rotterdam
dem „Bovenrijn" zugewendet;
Ihm hat ein würdiger geistlicher Herr
Ein „Nederlandsch Gewaad" gespendet;
Und er heimelt mich an, als wär' mir
Mit Flössern nach Holland am Sohn geschwommen,
Und kräftiglichst plattdeutsch angehaucht
„Van der Bordzee" zurückgekommen.[1]

Anm. 1.) De Trompetter van Saekkingen. Een Lied van den Bovenrijn, naar het Hoogduitsch van J. V. Scheffel door W. P. R. Bouman. Rotterdam; H. A. Kramers & Zoon 1877

Digitized by Google

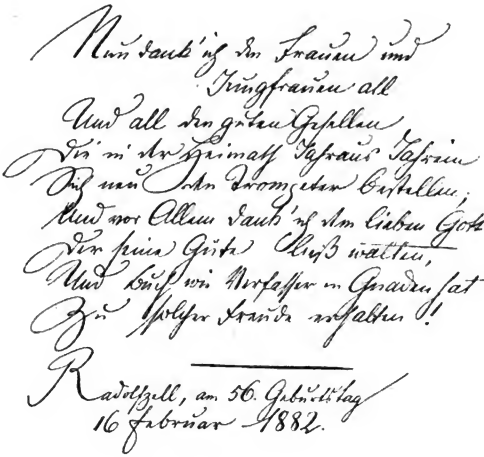
In classischem Englisch, stolz wie ein Lord
Kommt aus London der Zweite geschritten,
Eine kunstverständige Dame wies
Ihm Albions Haltung und Sitten,
Und Sie wünscht mir gütig, ich möge gesund
Ausharren und unverstorben
Bis mein Schwarzwald sang sich ein Heimatrecht
In jeglichem Klima erworben. 2)

Anm 2. O Scheffel, may thy years be long!
And mayst thou live to see the time,
When this thy genial Schwarzwald song
Will find a home in every clime.
The Trumpeter of Sackkingen A Song from the Upper Rhine, by Joseph Victor von Scheffel. Translated from the German by Mrs. Francis Brünnow. London, Chapman and Hall 193 Piccadilly. New-York, Scribner, Armstrong & Co 1877

Digitized by Google

Der Dritte über die Brenner sich schwang
Als italischer Trombettiere,
Ein rechtsgelehrter feinfühliger Sohn
Verona's erwies mir die Ehre.
Der Herzen humane Bildung hält
die Voelker in Freundschaft verbunden; —
Auf Capri hat als Café hausschild
Hiddigeigei Achtung gefunden. [3]

Anm. 3. Il Trombettiere di Saekkingen, canto dall'Alto Reno. prima traduzione italiana dalla LX. edizione tedesca di G. B. Fasanotto. Verona, H. F. Münster (C. Kayser succ.) 1879



Dieses der äußere Erfolg der Dichtung, deren Urheber kopfschüttelnd vom verstorbenen Herrn Heinrich Erhard, dem damaligen Chef des Metzlerschen Verlages, aus dem der Bonzsche, der jetzige Verlag von Scheffels Werken hervorgegangen ist, betrachtet wurde, als er sich diesem zum erstenmale vorstellte; so wenig wollte sich die Vorstellung, welche sich der erstere von dem Dichter gemacht, mit dessen persönlicher Erscheinung vereinigen.

Digitized by Google

Um nun noch einmal auf den nationalen Wert des „Trompeters“ zurückzukommen, so gehört dieses Epos unbedingt zu denjenigen deutschen Werken, von denen ein Mann, der viel gefehlt hat, aber dennoch einen vorzüglichen Scharfblick in Bezug auf deutsche litterarische Verhältnisse besitzt, Johannes Scherr, in der Einleitung zu seiner „Allgemeinen Geschichte der Litteratur“ (Stuttgart, Carl Conradi, 2 Bände) mit vollem Rechte gesagt hat: „Seitdem die jungdeutsche Französelei vorübergegangen wie andere französische Tagesmoden auch vorübergehen, ist es den Deutschen mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen, daß die Idee des Vaterlandes die Seele aller Kulturarbeit sein müsse und demnach auch das Grundmotiv der Litteratur. In diesem Prinzip, welches, richtig gefaßt und richtig angewandt, unsrer Universalität keinen Abbruch thut, lag die Hoffnung auf dem Ausbau der Einheit, Macht und Größe unsres Volkes, — eine Hoffnung, welche mittels des wundersam heldisch und herrlich geführten Krieges von 1870—71 schöner, als die begeistertste Vaterlandsliebe je zu ahnen gewagt hätte, sich zu erfüllen begonnen hat. Und worauf wir am meisten stolz sein dürfen,

Digitized by Google

ist, daß unsre nationale Wiedergeburt eine Zeugung des Geistes war, bevor sie ein Werk der materiellen Kraft wurde. Die Idee der deutschen Einheit ging der politischen That voran wie der Blitz dem Donner. Auf dem Amboß geduldiger Kulturarbeit hat der Hammer des Gedankens das deutsche Siegesschwert geschmiedet, und alle, welche mitschufen an unsrer Wissenschaft und Litteratur, an unsrer Philosophie, Geschichteschreibung, bildenden Kunst, Dichtung und Musik, haben auch mitgeschaffen an dem neuen deutschen Reichsbau!“

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt.

Gaudeamus igitur! Der Ekkehard.

(1854—1855.)

Das Schicksal hat mit unsrem Dichter eigentümlich Fangeball gespielt. Kaum hatte es ihn einmal rosig angelächelt, kaum fühlte er sich einmal als Mensch unter Menschen, so war es auch gleich wieder mit einem kalten Wasserstrahle bei der Hand, der je nach dem aus Ereignissen bestand, welche von außen auf ihn einwirkten, oder aus Gemütsstimmungen, welche die Folgen jener waren.

Scheffel hat, während er den „Trompeter" auf Don Paganos Dache auf Capri dichtete, nicht daran gedacht, daß die Schriftstellerei nach Juristerei und Malerei sein endlicher Lebenszweck sein würde.

Digitized by Google

Trotzdem er also an das Dichten nicht herangegangen ist wie einer, dessen Wohl und Ruf von dem mehr oder weniger guten Gelingen seiner Arbeit abhängen, so hat er dennoch die Befriedigung und das Behagen empfunden, welches jeder fühlt, der mit ganzem Herzen bei einer Sache ist. Und daß dies bei Scheffel der Fall war, daß er nur darum wie ein Kater auf und abgegangen ist, weil in ihm jede Fiber aus Unruhe zuckte, die Dichtung gefördert zu sehen, das fühlen wir, so oft wir eine Seite derselben aufschlagen mögen, am deutlichsten. Der Humor im „Trompeter", der in selbstquälerischer Weise des Dichters grau in grau Stimmung decken und verhöhnen sollte, übertrug sich unmerklich auf seine Person. Er wurde heiter und gesprächig, die Unzufriedenheit mit sich selbst und anderen, derentwegen er aus Rom geflüchtet war, wich einer versöhnlicheren Stimmung. Er hatte sogar Augen für die schöne Luisella, der Schwester des „pfiffig krummen" Apothekers von Sorrent, es schmeckt ihm wieder mancher „goldgrüngelber" Seefisch, mancher Hummer und Polyp, und „wie Tiber" trank er den Rotwein. Und als das Lied ausgesungen war, als er im nahen Sorrent dem Freunde aus der Berliner

Digitized by Google

Zeit, Paul Heyse, die Dichtung vorlas, da kamen die Tage von Albano wieder, Tage, deren Erinnerung im stande ist, ein Menschenleben bis zur letzten Minute seines irdischen Daseins zu durchwärmen und zu durchleuchten.

Lieber alter Freund, gedenkst Du
Unsrer Sorrentiner Tage,
Da wir in der Rosa magra,
Jener billigen, bescheidnen
Künstlerherberg' alten Stiles
Treulich hausten Thür an Thür?
Du von Capri erst gelandet,
Da wir kaum in rotem Landwein
Uns den Willkomm zugetrunken,
Gabst des Säkkinger Trompeters
Erst Kapitel mir zum besten,
Frisch gedichtet in Paganos
Palmenschatten; ich dagegen
Ließ Dich sehn die Arrabiata
Kaum noch von der Tinte trocken . . . —,

so Paul Heyse in der frohwehmütigen Erinnerung an jene schöne Zeit, in welcher der Genius der Dichtkunst beschattend über zwei auserwählten Menschenkindern schwebte.

Digitized by Google

Frühling und Herbst des Jahres 1853. Welch entgegengesetzten Anblick boten sie dem jungen Scheffel! Dort ein Schwärmen zweier edler, von den erhabensten Gefühlen beseelter Dichter in einer paradiesischen Gegend, hier das nochmalige Auflodern eines erbitterten Kampfes zwischen väterlichem Ansehen und starrem Eigensinne des Sohnes in der Heimat, welche diesen trotz des treuen Gedenkens unter diesen Umständen denn doch etwas gar zu prosaisch anmuten mußte.

Der Herr Major hatte so entschieden des Sohnes Rückkehr gefordert, daß dieser notgedrungen sich dieser Anordnung fügen mußte, wollte er nicht das Tafeltuch zwischen dem elterlichen Hause und sich ganz zerschneiden. Er kehrte also heim, und was brachte er als Ausbeute des unbestimmten Urlaubes von seiner anwaltlichen Thätigkeit mit? Eine Mappe mit landschaftlichen Skizzen, welche nur ein Durchschnittstalent verrieten, und eine große Dichtung, welche zwar den teuren Eltern gewidmet, aber in den Augen des Vaters gewiß nicht das Papier wert war, auf dem sie geschrieben stand. Die „häusliche Betrübnis", von der Scheffel in obigem Briefe an Frau von Engerth spricht, sie deutet auf einen

Digitized by Google

tiefen Standpunkt des häuslichen Barometers, auf einen heftigen Unwillen des Vaters gegen den Sohn, der durchaus nichts Rechtes werden wollte. Der Major verstand unter etwas Rechtem die Laufbahn eines Beamten, vielleicht auch noch die eines Soldaten; Künstler und Schriftsteller waren in seinen Augen minder angesehene Leute, in deren Adern mehr Leichtsinn als solides Blut pulsierte. Sein Zorn hatte eine um so größere Berechtigung, als Jakob Scheffel selbst in wenigen Monaten Gelegenheit hatte, ein Jubiläum seiner Amtsthätigkeit zu begehen. Am 1. Februar des folgenden Jahres konnte er auf vierzig Jahre ununterbrochener Amtsthätigkeit zurückblicken. Er war inzwischen, als ältester Rat, mit der Oberleitung der Geschäfte der Wasser- und Straßenbaudirektion betraut worden und empfing — um es gleich hier zu bemerken — an seinem Ehrentage aus den Händen seines Großherzogs das Ritterkreuz des Zähringer Löwen.

Der Vater dankte alle seine wohlverdienten Erfolge seinem treuen Ausharren im Amte, in dem von ihm einmal erwählten Berufe. Kein Wunder also, daß er den Sohn in ähnliche Bahnen zu drängen wünschte, auf denen ihm ein reichlicher

Digitized by Google

Lorbeer gesproßt war. Der Kampf zwischen beiden war somit so ungleich wie möglich und der Sohn mußte, wie wir bereits gesehen haben, zähneknirschend dem Vater die Überlegenheit des Handelns desselben zugestehen, vielleicht mit dem schüchternen Einwurfe, daß sich Eines nicht für Alle schicke. Die sanfte, stets zur Versöhnung ratende Mutter, welche mit ihrem Herzen gewiß auf Seiten Josephs stand, wird ihren Einfluß auf diesen des lieben Friedens halber ebenfalls geltend gemacht haben: Joseph entschloß sich, den Zeichnenstift beiseite zu legen und wieder zum Gänsekiele des Juristen zu greifen.

Ein neuer, unerwarteter Zwischenfall überhob den Dichter des „Trompeter" der Schwierigkeit, das verhaßte Joch sogleich wieder auf sich zu nehmen. So schmerzlich er war, so willkommen kam er dem jungen Manne. Ein heftiges Augenleiden zwang ihn auf Monate hinaus zum Abstehen von jeder anstrengenden Thätigkeit. Doch der ältere Scheffel ließ deshalb nicht locker. Im Namen seines wegen Augenleidens abwesenden Sohnes kam er beim Ministerium darum ein, denselben unter Erlassung einer zweiten Prüfung zum Referendär zu ernennen. Dem allbeliebten und all-

Digitized by Google

geachteten Manne schlug man diesen Wunsch nicht ab und so war im Großherzoglichen Badischen Regierungsblatte vom 20. Juli 1854 zu lesen, daß „auf Grund des § 24 der Allerhöchst landesherrlichen Verordnung vom 16. Februar vorigen Jahres der Rechtspraktikant Dr. Viktor Joseph Scheffel von Karlsruhe, aufgenommen am 2. November 1848, unter Erlassung der zweiten Prüfung zum Referendär ernannt worden ist, was hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht wird."

Es war die letzte eigenmächtige Einwirkung auf den Beruf des Sohnes, dessen Schutzengel auch diesmal das vermeintliche Unglück zum Glück wandte. Eine unbezähmbare Sehnsucht hatte ihn inzwischen von den mißlichen Verhältnissen in Karlsruhe fort nach Heidelberg getrieben, wo ihm während seiner Studienzeit zum erstenmale seine künstlerischen Fähigkeiten und Neigungen zum bestimmten Bewußtsein gekommen waren. Damals vermählte sich des Studenten Seele mit dem Zauber der Örtlichkeit selbst, diesmal war es der gesellige Kreis, in welchen der Praktikant und Doktor Scheffel in Heidelberg trat, als ihm der mildere Zustand seines Augenleidens solches erlaubte, der ihm den trockenen Beruf eines

Digitized by Google

Rechtskenners bis in die Seele hinein verleidete und so nachdrücklich, daß Scheffel in der That trotz seiner Beförderung zum Referendär sein Amt nicht mehr angetreten zu haben scheint.

Unten braust der Fluß im Thale
Und der Häuser bunte Reihn,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießet
Und die Freude hält im Arm,
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt und Thränen viel vergießet,

Auf der Thaten kühnen Fechter —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter. —,

singt der unglückliche Lenau. Ein weniger stilles Hohn- und Schalksgelächter pflegte ein geselliger Kreis von Männern der verschiedensten Berufsarten anzuschlagen, der sich im Schatten des geschichtlichen Riesendenkmals, des romantischen Heidelberger Schlosses zu versammeln pflegte und „den Mittwoch

Digitized by Google

in den Donnerstag zu längern bei goldnem Rheinwein oft beflissen war."

Es ist viel über den Heidelberger „Engeren" geschrieben und ihm von manchem blassen Neidhammel oder Verächter von harmlos frohen Stunden, in denen der Staub der materiellen Alltäglichkeit mit einigen Tropfen guten, poesiedurchsetzten Rheinweines hinuntergespült wird, böses nachgesagt worden. Wir finden in jeder größeren und kleineren Stadt Deutschlands derartige zwanglose Vereinigungen, wo achtbare Bürger, die sich miteinander zu vertragen wissen, beim Glase Bier oder Wein ernsterer und heiterer Rede pflegen. Der „Engere" hatte nun gerade das Glück, Persönlichkeiten zu umfassen, welche eines guten Rufes in der wissenschaftlichen Welt sich erfreuten und denen trotzdem der pädagogische Zopf nicht so lang in den Nacken hineinhing, daß sie sich, einmal in der Woche, nicht hätten an minder gelehrten, dafür desto frohlaunigeren, weltlichen Scherzen erfreuen sollen. Auch will es die Örtlichkeit Heidelbergs selbst, daß dort des Lebens Sein weniger hart empfunden und zu ernsthaft genommen wird, weil daselbst der romantische Schein seinen Thronsessel aufgeschlagen hat:

Digitized by Google

Natura hat die Luſt allher geſetzet,
Daß die auf Dich mit Müh geſtiegen ſind,
Hinwiederumb auch wurden recht ergetzet,

ſo Martin Opitz, allerdings mit Bezug auf den Königsſtuhl bei Heidelberg. Und wenn dann noch zu der Fülle feingeiſtiger Erzeugniſſe der bekannte „feine Troppen“ kommt, dann kann ſchon eine Geſellſchaft von vollwertigen Männern in der zumeiſt umſchwärmten Gegend unſrer lieben Heimat ihrem geſelligen Kreiſe einen gewiſſen, weiteren Ruf geben.

Ludwig Häußer, der bedeutende Geſchichtsſchreiber, deſſen bei der Heidelberger Jubelfeier der hohe Rektor der Ruperto-Carola, Großherzog Friedrich von Baden, in ſo ehrenvoller Weiſe gedachte, beſaß neben anderen liebenswürdigen Eigenſchaften auch die, einen vorzüglichen Maitrank herſtellen zu können.

Es braut kein Mann in Europa
Den Maitrank ſo würzig und gut:
Die Andern tappen im Finſtern,
Der Hiſtoriker weiß, was er thut.

Er war es, der um das Jahr 1842 den „Engeren“ gründete, ihn während der Sturmjahre flott zu erhalten wußte und eine Blütezeit desſelben herauf-

Digitized by Google

beſchwor, welche bis zu ſeinem im Jahre 1867 erfolgten Tode anhielt. Um den Führer dieſer auserleſenen Ulk-Geſellſchaft ſcharten ſich gleichgeſinnte und hochbegabte Männer, von denen die meiſten heute ebenfalls bereits unter kühlem Raſen ruhen, als da waren unter anderem A. von Rochau „eine vornehme, durch langes Exil in Frankreich keinerweiſe geſchädigte Natur“, der uns bereits bekannte Archäologe Doktor Julius Braun, das „Schiff der Wüſte“ genannt, Profeſſor Heinrich von Treitſchke, Profeſſor Wattenbach, Kirchenrat Hitzig, Rechtsanwalt Mays, heute Abgeordneter für den badiſchen Landtag, Notar Sachs, Pfarrer Schmezer von Ziegelhauſen, Dr. Ludwig Knapp aus Darmſtadt, Kunſthändler Meder, Pfarrer Roos, Kaſſierer Schleuning und viele, viele andere gelehrte Herren und Bürger Heidelbergs.

Da fiel's nicht ſchwer, die Saiten hell zu ſchlagen,
Selbſt würdige Pfarrherrn wurden ſingend laut,
Wenn uns ein Meiſter, deſſen Tod wir klagen,
Mit kundiger Hand den Maientrank gebraut.

In dieſen „Maiweinnippekreis“ nun, deſſen Teilnehmer ihm ſchon größtenteils bekannt ſein

Digitized by Google

mochten, trat Joseph Scheffel ein und er blieb ein thätiges Mitglied desselben auf allen seinen späteren Fahrten, die er zu unterbrechen pflegte, wenn er der Sorgen schwarzes Heer durch einen wohlthuenden Aufenthalt in Heidelberg verscheuchen wollte.

Und prangt Altheidelberg im Lenzschmuck wieder,
Sorgt Niemand viel sich um des Lebens Mühn.

Wem selber es einstmals wohl gewesen oder wem es heute noch wohl ist im Kreise wackrer Zecher, dem kann eine Beobachtung nicht entgangen sein. Es giebt nämlich viele Männer, denen die Phantasie beim Trinken einen vollkommenen Streich spielt. Die Stimmung einer ausgelassen heiteren Gesellschaft benebelt oft, nicht der Wein oder das Bier, welches man in nur mittelmäßiger Menge zu sich genommen hat. Am nächsten Tag oder am selben Abend noch glauben dann die Betreffenden fest und bestimmt, sie wären ganz kannibalische Trinker gewesen, und wer von solchen Leuten das richtige Zeug am Leibe hat, der ist wohl im stande, in der Einbildung seiner unbegrenzten Zechlust ganz brauchbare Trinklieder zu schaffen, welche denen des seligen Anakreon nichts nachgeben.

Digitized by Google

Das ist die einfache Erklärung der Völlerei, welche man Scheffel ungerechter und unbedachter Weise zur Last gelegt hat. Wer bis hierher das Leben des Dichters aufmerksam verfolgt hat, bedarf derselben nicht einmal. Scheffels Phantasie war eben so dehnbar und ausgiebig, daß sie im stande war, ihn selbst in jedem gewünschten Lichte zu zeigen. Seit wann aber verschmäht ein echter Deutscher einen guten Trunk, zumal, wenn er als Süddeutscher mit einer feinfühligen Zunge für ein gutes Weinchen auf die Welt gekommen und sein Großvater Kellermeister einer Abtei gewesen ist? Die Neider und Lügenmäuler, welche späterhin dem Dichter den Wein, den er getrunken, aus dem er sich Begeisterung geholt, nachträglich noch versauert haben, die verdienten, nach ihrem Tode in das Heidelberger Riesenfaß gesperrt zu werden und dort als ruhelose Geister vergebens nach einem Schluck Wein suchen zu müssen, während vor demselben „feuchtfröhliche" Studentenscharen unter Leitung des Zwerges Perkèo „immer noch eins" trinken.

Man kann, wenn wir es überlegen,
Wein trinken fünf Ursachen wegen:
Einmal um des Festtags willen,

Digitized by Google

Sodann vorhandnen Durſt zu ſtillen,
Ingleichen künft'gen abzuwehren,
Ferner dem guten Wein zu Ehren
Und endlich um jeder Urſach' willen. —,

meint Rückert und es kann jeder — ſo denke ich — mit dieſer geiſtreichen Erklärung der menſchlichen Trinkluſt zufrieden ſein. Es waren ſeiner Zeit viele Männer, darunter hochbegabte Menſchen, gern geneigt, zu glauben, daß Scheffels Eintritt in den „Engeren" durch wahlverwandtſchaftliche Beziehungen zu Profeſſor Häußers weithin berühmter Maiweinmiſchung bedingt worden ſei. Das war indeſſen ganz entſchieden nicht der Fall. Es war im Gegenteil der witzſprühende Geiſt dieſer auserleſenen Geſellſchaft, welcher ihn lockte, ebenfalls teilhaftig zu werden des Heidelberger „Genius Loci", der da:

— ging nicht ſteif in klaſſiſchen Gewanden,
Ging keck und flott und trank wie ein Student
Und glich nicht viel den neun antiken Tanten,
Die man im Mythus mit Apollo nennt.

Es war nach den uns bekannten Geſchehniſſen in Italien, nach dem drückenden Gefühle, welches der Streit mit den Eltern erzeugte und die lang-

Digitized by Google

wierige Augenkrankheit vermehrt hatte, für den zwischen den zwei Berufspolen der Juristerei und Malkunst mit der Anwartschaft auf einen dritten Beruf, der Schriftstellerei, hin- und herschwankenden jungen Menschen eine Wohlthat, in einen Kreis älterer, gesetzter Männer gezogen zu werden, von denen er lernen konnte, wie man sich des Amtes und des Lebens Bürden zu erleichtern weiß. Eine Wohlthat auch, daß in der Gesellschaft des „Engeren" der Wein die Zungen nicht zu banalen Gesprächen löste, sondern daß Witz und Geist an den Ereignissen des Tages auf allen Gebieten, auch an den werten Genossen der Tafelrunde sich prüften und im Wettstreite um die Krone der humoristischen Leistung gar kampfliche Redeturniere abgehalten wurden. Bürgt doch der für unterrichtet geltende witzige R. Falck in einem älteren Aufsatze „Die Gesellschaft des Heidelberger „Engeren"" (Schorers Familienblatt) für die Thatsache, daß in „Schublade Nr. 2" des Archivs der Gesellschaft ein braungebundenes Exemplar älteren Jahrganges der berühmten Grammatik Valentin Meidingers geruht habe, und daß diese vom Sekretär stillschweigend auf Befehl des Präsidenten Häußer neben den Platz

Digitized by Google

des Sünders gelegt wurde, der es gewagt, einen uralten oder banalen Witz den Genossen als eine selbstgezogene Blüte feingeistigen Humors aufzutischen.

Der „Engere“ war daher ein Feld, welches Scheffels geistige Vorzüge nicht nur in das hellste Licht setzen, sondern auch alle seine Lebensgeister zu neuem Leben erwecken mußte. Er traf mit Männern zusammen, welche die verschiedensten Gebiete beherrschten und ihm Anregung gaben, seinen Bildungsgang zu vervollständigen; er fand für sein Wissen und sein Können, so mannigfaltig beides war, volles Verständnis, Gegner, mit denen er sich getrost messen konnte.

Es war um diese Zeit seines Heidelberger Aufenthaltes, als ihm der Gedanke wiederholt nahetrat, den akademischen Lehrstuhl zu besteigen. Er befaßte sich ernstlich mit germanistischen Studien, auf die in Folgendem nochmals zurückzukommen ist, und besuchte wieder emsig Vorlesungen, aus deren Zahl vornehmlich die naturwissenschaftlichen des Pfarrers Schmetzer von Ziegelhausen zu erwähnen sind, weil sie die Anregung zu den „naturwissenschaftlichen Liedern“ der „Gaudeamus-Sammlung“

Digitized by Google

boten, während die „kulturgeschichtlichen“ Gesänge derselben Gattung auf Scheffels germanistische Lieblingsstudien zurückgeführt werden müssen.

Scheffel genoß somit noch eine zweite verbesserte Auflage seiner akademischen Lehrjahre, deren Wert für ihn selbst er um so höher anschlagen konnte, als seine vielumfassende Bildung es ihm erlaubte, Neues mit den Blicken des kritisch geschulten Mannes anzuhören und zu beurteilen. Daß dieser zweiten akademischen Periode auch die burschikose Seite des Studentenlebens nicht fehlte, dafür sorgte der „Engere“ auf Nummer 8 des Gasthauses „Zum Holländer Hof“. Mit den Perlen des Weines um die Wette stiegen da die zündenden Reden auf, welche Gelerntes und Gehörtes mit Fluten ätzenden Humors übergossen. Ihr geistiger Gehalt in Verbindung mit der vom Dufte des Weines beflügelt dahinschreitenden Phantasie war wohl im stande, einen Dichtergenius zu gebären, der in Versen, welche dem Weine an Feuer nichts nachgaben, besang, was das Herz in den schönen Augenblicken fühlt, in denen selbst der strengen Göttin Wissenschaft von ihren eifrigsten Verehrern die buntbezipfelte Narrenkappe auf das denkende Haupt gesetzt wird.

Digitized by Google

Scheffel war es vornehmlich, der zuerst im „Engeren“, später für das ganze junge und ältere Deutschland diese Stelle ausfüllte, der mit seinen studentischen Liedern eine vollständige Umwälzung im Liederbuche unsrer trinklustigen Jugend zu stande brachte. Es ist unfaßbar, mit welch sicherer Hand, mit welch biegsamem Gedankengange dieser Mann seine burlesken Lieder niederzuschreiben wußte, wie er im kühnen und vollsaftigen Humor zu schwelgen verstand, ohne gegen die Gesetze der Schönheit und des Anstandes zu verstoßen. Noch großartiger ist seine Fertigkeit, in wahrhaft plastischer Weise den vorweltlichen Dingen den Lebensatem der heutigen Welt einzuhauchen und dem mittelalterlichen Weinschwelgentum eine Romantik des Trinkens nachzuformen, welche alles bisher Dagewesene völlig in den Schatten stellte.

Bedeutsam und charakteristisch für die gesamte dichterische Thätigkeit Scheffels ist die Art, wie derselbe arbeitete und schuf. Da finden wir im „Trompeter“ sowohl wie in den Liedern des „Engeren“ nichts Gemachtes und Geschraubtes. Wir fühlen beim Lesen Scheffelscher Dichtungen, wie ihm alles plötzlich angeflogen ist, daß es wirklich Gefühltes,

Digitized by Google

wirklich Gedachtes, wirkliche Natur war, was er von sich gab. Sein Genius bedürfte einer von außen kommenden Anregung; hatte er diese erhalten und Gefallen an dem Stoffe gefunden, dann saugte sich sein ganzes Selbst förmlich an demselben fest und die geschäftige Phantasie säumte nicht, die Gedanken klar und logisch auf das Papier zu werfen. Gleich der erste Entwurf gelang ihm, Wort saß richtig beim Wort; Scheffel bildete sich nicht nach und nach zum Meister, der Meister war mit ihm geboren und trat in die Erscheinung, sobald die Frucht, die ihm ein Gott ins Herz gelegt, ihrer Bestimmung entgegengereift war. Deshalb die unvergängliche Jugendfrische seiner Lieder, die alles bezwingende Macht, welche den Leser mit unabweisbarer Gewalt bei ihrem Anhören packt, der sich selbst das philiströseste Studentengemüt sowie der im frohen Weltgetümmel einsiedlerisch in seiner Klause hockende Theoretiker nicht entziehen kann.

Wir brauchen nur an unsre eigenen Gefühle zu denken, um auf die jener Glücklichen schließen zu können, welche mit Scheffel zusammen dem „Engeren" angehörten. Wie muß es diese Männer durchzuckt haben, wenn nach altbekannten Melodien oder nach

Digitized by Google

eigens zu den Liedern von Pfarrer Schmetzer komponierten Weisen —

Zwei Kesselpauken dienten als Orchester
Und eines Ofenschirms gewalztes Blech,
Das dröhnte oft zum Rundgesange fester
Denn Meeressturm und wilden Heers Gezech. —

jene Trinkgesänge des „Meisters Josephus vom dürren Aste" — so lautete Scheffels Spitzname im „Engern" — Zimmer Nr. 8 durchbrausten, welche seitdem mit nie enden wollender Begeisterung Tag und Nacht im Süden und Norden, Westen und Osten unsres Vaterlandes und wo nur immer „die deutsche Zunge klingt" wiederholt werden. Wie müssen doch ihre Herzen gewaltiger geschlagen haben, als die Gestalten des „Zwerges Perkéo", des wilden „Rodensteiners", „Ottheinrichs des Pfalzgrafen bei Rheine", des „pessimistisch-angehauchten Ichthyosaurus" vor ihren freudetrunkenen Blicken aufgetaucht sind, als der „Hausknecht aus Nubierland" zum erstenmale den Gast vor die Thür setzte und die „letzte Hose" versetzt wurde, — kurz als alles das zum erstenmale dem fruchtbaren Hirne eines plötzlich zum Dichter gewordenen, abtrünnigen

Digitized by Google

Juriſten entſprang, was ſeitdem mit den bekannteſten Kraftgeſtalten der Schillerſchen Trauer- und Schauſpiele an Volkstümlichkeit gewetteifert hat.

Es finden ſich natürlich in den Liedern des „Engeren“ viele perſönliche Beziehungen und Anſpielungen, wie das ja immer der Fall iſt, wenn eine heitere Geſellſchaft von Trinkern poetiſcher Laune wird. Dieſe kleinen freundſchaftlichen Bosheiten, welche mit Humor ausgeteilt und mit Humor eingeſteckt wurden, hatten anfänglich nur für die damaligen Mitglieder des „Engeren“ ſelbſt eine verſtändliche Bedeutung; wie man denn überhaupt nicht vergeſſen wolle, daß es Scheffel beim Abfaſſen der Trinklieder niemals in den Sinn gekommen iſt, dieſe im Drucke herauszugeben, geſchweige, daß ſie jemals einer der beſtgehüteten geiſtigen Schätze unſres Volkes werden würden. Als letzteres aber der Fall geworden, da veränderte Scheffel ſo gut wie nichts an der urſprünglichen Form der Lieder. So kommt es, daß heute noch die einzelnen, vielfach ſchon längſt dahingeſchiedenen Trinkgenoſſen Scheffels, an denen letzterer ſeinen ſcharfen Witz geübt, von den ſtudentiſchen Sängern der Gaudeamus-Lieder unbewußt geſchraubt werden,

Digitized by Google

ohne daß die meisten eine Ahnung haben, daß viele Schlagworte in den Liedern ein genaues Verständnis des Kreises des „Engeren“ und seiner Mitglieder voraussetzen.

Wer aber glaubt, daß das Durchhecheln im „Engeren“ nur einseitig gewesen ist, das heißt nur von Scheffel ausgegangen ist, der irrt gewaltig! Auch er, der Meister „Josephus vom dürren Ast“ mußte tüchtig herhalten. Als der „Trompeter“ erschienen war, empfing sein Dichter eines schönen Morgens, wie der schon einmal erwähnte R. Falck erzählt, eine Anzahl Briefe, deren Handschrift darauf schließen ließ, daß verschiedene Personen sie an Scheffel abgerichtet hätten. Scheffel mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als er beim näheren Hinsehen in den Absendern ein gutes Teil seiner eigenen Geisteskinder wiedererkannte, Persönlichkeiten, welche im „Trompeter“ eine hervorragende Stelle einnehmen; daneben hatten auch andere ihm unbekannte Personen geschrieben, welche sich durch den „Trompeter“ beleidigt fühlten. Natürlich war das Ganze ein Scherz, dessen Haupturheber Ludwig Häußer gewesen sein soll.

Zum Beispiel schrieb ein Pfarrer Raßmann,

Digitized by Google

ein angeblicher Verwandter des „brävſten aller Stabs-trompeter“,: „Herr Doktor! Ich habe die Ehre, Ihnen gar nicht zu kennen; Sie aber mich auch nicht. Ich weiß darum auch gar nicht, wer Ihnen die Erlaubnis gegeben hat, unſre Familie in Ihrem gedruckten Buche zu verſchimpfieren. Ich bin der Pfarrer Raßmann und folglich aus einer anſtändigen, im ganzen Heſſenlande wohlbekannten Familie. Trompeter haben wir keinen unter unſeren Verwandten gehabt, am allerwenigſten einen, der im Suff ertrunken iſt. Die Raßmänner — das muß wahr ſein — haben alle einen guten Durſt, aber ſie können auch was Ordentliches heben. Daß ein Raßmann, auch wenn er ein Trompeter geweſen wäre, ſich ſo übernommen hätt', kann nur einem Gelehrten, der die Welt nicht kennt, in den Sinn kommen. — Kurz und gut, Herr Doktor, wenn Sie nicht binnen 8 Tagen im Frankfurter Journal das Bewußte förmlich revocieren, ſo werde ich mich am neunten Tage a dato in meiner neuen Amtsuniform, begleitet von meinem Vikar, nach Heidelberg aufmachen und perſönlich mit Ihnen darüber reden. Ich kann es dann ganz machen, wie ich will. Gott befohlen!“ Noch origineller lautet die Epiſtel der

Digitized by Google

„Knopfwirdin von Säkkingen“, die ich noch aus der Zahl der Scheffel damals zugegangenen kneipfröhlichen Mahnungen, daß man nicht leichtfertiger Weiſe viele ehrbare Leute in Ruf und Anſehen kränken dürfe, hervorheben will. Die würdige Matrone drückt ſich mit echt pfälziſcher Treuherzigkeit folgendermaßen aus: „Was iſcht awer des, Herr Aſſeſſor? Wie mögen Sie mich ſo broſchdiduieren in einem gedruckten Buch noch dazu? Und es iſcht ja doch Alles verlooge, was Sie vom „goldne Knopf“ und der Knopfwirdin geſagt haben. Es iſcht verlooge, daß im „Knopf“ ein Gaſcht iſt abgewieſen worde und noch gar ein Säkkinger. Das iſcht doch nicht recht, von ehrbaren Menſchen ſolche Sache zu ſagen. Sie habens doch gut bei mir gehabt, ich hab Ihnen niemals was zu Leids than, ugunträr habe Sie immer des Beſcht von mir kriegt. Und mit der Zahlung habe ich Sie auch nicht unrecht behandelt. Aber über die Bedienung dürfe Sie auch nicht klage. Heiliger Friedl, wenn ich reden wollt! Mainen Sie nit, daß Unſer Ains nit auch den Weg un Steg kennt was unter die Leute zu bringe? Aber warten Sie nur, Herr Aſſeſſor, wenn Sie wieder in unſre Gegend kommen. Der

Digitized by Google

Kablan ist wild auf Sie, der Förster au, der Büttel will Ihnen den Kittel ausklopfe von wegen dem Frühschobbe und der lang Fridli von Bergalingen ischt vor Amt gangen und hat sich ein Zeugnis ausstellen lassen, wegen dem, was Sie ihm nachgesagt haben. Herr Assessor; wer hat das von Ihne denkt und es ischt doch alles verlooge."

Neben Scheffels dichterischer Fähigkeit, welche sich gleichsam über Nacht entfaltet hatte, als wäre sie von einem erquickenden Tau gestärkt worden, war es auch im „Engeren" wie in Albano und Rom wieder seine Persönlichkeit, welche die Genossen an ihn fesselte. Auch diese hatten das Gefühl, als stände ihnen ein Mann von Bedeutung gegenüber, ein Mann, der noch eine große Zukunft vor sich hätte. Die erdrückende Überlegenheit seines Wesens, sein zündender Geist aber machten die andern nicht kleinlaut, denn beides wurde aufgewogen durch die Bescheidenheit und Milde, mit der Scheffel sprach und auftrat. Daher fehlte später, wenn der Dichter abwesend war, den Herren im „Engeren" ihr teurer „Sodale" ganz gewaltig. Dessen Liebenswürdigkeit aber wußte in Anerkennung der ihm angetragenen und von ihm ebenso herzlich erwiderten Freund-

Digitized by Google

schaft die entfernende Kluft durch einen regen Briefwechsel zu überbrücken, von dem jedes einzelne Schreiben gewiß eine Perle an Humor und phantasievoller, feuchtfröhlicher Schöpfungskraft ist. Leider hat ihn der Dichter selbst in späteren Jahren aus dem Archiv des „Engeren" zurückgeholt. Wir werden ihn, wenn es ein gutes Geschick will, noch in Scheffels Nachlaß vorfinden und hoffentlich wird er uns nicht vorenthalten bleiben. Die Freunde im „Engeren" ermangelten natürlich auch nicht, dem Dichter die überzeugendsten Beweise von ihrer fortbestehenden ungetrübten Heiterkeit und Lust an Schelmenstreichen zu geben. So beschloß der „Engere", nach der Vollendung des „Ekkehard" einen Abgesandten an den Dichter abzurichten, der gerade am Bodensee weilte, um zu erfragen, „wo herum wohl das Urbild der Jungfrau Praxedis aufzufinden sein möchte, welches der Dichter in bemeldeter Geschichte so gar lieblich gezeichnet und dargestellt hätte." Die Freunde in Heidelberg beschlossen ferner feierlichst, „den fahrenden Scholar Josepho Scheffel die lange Fridrun in Gnaden nachzusehen; in Betreff der Herzogin Hadwiga aber und des Schulmeisters Ekkehard, die zusammen nur den Virgilium lasen,

Digitized by Google

den Verfaſſer zu gemahnen an die Worte Dantes aus ſeiner Hölle:

Quell giorno più non vi leggemm avanti [1] und wäre es ſo ſchöner geweſen."

Eine Probe der mittelalterlichen und faſt übermütig zu nennenden Tonart, in welcher der ſonſt ſtill heitere Scheffel an den „Engeren" ſchrieb, gewährt ein Brief, den derſelbe aus Donaueſchingen nach Heidelberg richtete. Der Inhalt desſelben bezieht ſich auf eine Weinprobe, welche Scheffel abzuhalten hatte, als die Geſellſchaft des Heidelberger Muſeum, deſſen engeren Teil eben der „Engere" bildete, ſelbſt ihre Keller zu verwalten begann und Ludwig Häußer als Weinwart dem ſachverſtändigen Dichter einige Weinproben zur Begutachtung überſandt hatte.

Hochwürdiger Engerer!

Bericht des Meiſters Joſephus vom dürren Aſt, derzeit in Donaueſchingen.

Weinprobe betreffend.

Mittwoch den 12. Januar abends geſchah es, daß auf des Berichterſtatters kleiner Klauſe, die er

[1] Desſelben Tages laſen wir nicht weiter.

Digitized by Google

in der Geisenstraße hiesiger Residenz bewohnt, nachverzeichnete sachverständige, der Weine verschiedener Tugenden wohl kundige Männer zusammentraten: Kalliwoda, ein Meister der Tonkunst, Kirsner, ein Landstand, Marquies, ein Rechtsanwalt, Wolff, ein Amtsrichter, und ich, Josephus, der Buchwart.

Und nachdem ich den Beamten viel Löbliches von meiner zweiten Heimatstadt Heidelberg, dortigem Museum und dortigem „Engeren" erzählt, auch sämtliche Anwesende ein wohlgefälliges Nicken des Hauptes nicht zurückgehalten, da ich mit des „Engeren" Weihnachtssendung hervorgerückt, schritten wir, gesammelt und wohlbedacht, wie es der Vornahme feierlicher Handlungen geziemt, zur Eröffnung und Kostung der Flaschen, in wohlgeordneter Skala vom einfachen zum fürnehmeren vorrückend. Und wie sich in jeglichem Kollegium durch Zusammentrag und Vergleich der Ansicht ein Urteil zusammenstellt, so wurde auch bei genannten prüfenden Männern jedweder Flasche, gleich einem ins Examen genommenen Schulknaben, ein Prädikat und Zensur zu erteilen versucht, deren Kunstergebnis ich hiermit nachträglich zusammenzufassen suche.

1. Ruppertsberger. Angenehm, klar, süffig,

Digitized by Google

mehr Flöte als Hoboe, mehr Gondolier als Kutscher.

2. Zeller Roter. Prälatenwein.

3. Ruppertsberger Traminer. Aufs erste Versuchen nicht in ganzer Gediegenheit erkannt, schlicht latente Wärme.

4. Forster Riesling. Sehr rechtschaffen.

Hier ist nun ad 3 und 4 zu erwähnen, daß etliche der Anwesenden teils wegen langjähriger oberländischen und badensischen Weinstudien, teils wegen italischer Übungen an den süßen Stoffen des Südens etwas antirheinweinisch gesinnt sind, und daß ad 3 und 4 auch manche Parallelen von Auslesen, die zu Meersburg, Kattenhorn und im gesegneten Markgräfler Land vorkommen, gezogen wurden. Welches Parallelenziehen jedoch ad 5 nicht nur gänzlich aufhörte, sondern auch einem stromartigen Anwachsen der Prädikate Platz machte.

5. Deidesheimer Kirchgarten. Echte Lebensnahrung, zerfallene Gemüter mit Deutschland auszusöhnen fähig. Ein frommer Wein. Einer, bei dem alles Schöne, was das Leben brachte und nahm, Erinnerung zu feiern. Hat einen Kapellmeister, der fortgehen wollte, zum Dableiben bewogen. Ein Wein, von dem ein vorsichtiger Fa-

Digitized by Google

milienvater für Ausbrüche unvorhergesehenen Durstes immer ein paar Flaschen im Keller vorrätig haben sollte. Steckt aber ein Dämon drin; ein Wein mit He! Juche! Juvivallera! sollte unter keinen Umständen von Revisoren und Kassenbeamten getrunken werden. Für Dichter anregend, dem Lied von der letzten Hose das vom letzten Hemd beizufügen. Ein Wein, um einen Kranz frischer Rosen auf das Haupt zu setzen, damit er würdig getrunken werde, mit welchem anzustoßen, wenn die erste Schlacht in Italien gewonnen sein wird.

6. Hallgarten 1857er Eisenlohrisches Gewächs. Wie nun die schmerzlich hingenommene Leerung von 5 erfolgt war und der Meister Josephus den Pfropfen von 6 gelöst, da sah er aus derselbigen Flasche Nr. 6 ein feines Räuchlein aufsteigen, das zog sich duftig und verschwindend an der Wand empor zu seinen Häupten. An besagter Wand aber hängt eine alte Schwarzwälder Uhr, die der Meister Josephus einst beim Gordian Hettich in Furtwangen als Denkmal alter Uhrmacherkunst mitgenommen. An besagter Uhr ist alles Räderwerk von Holz und steht ohne Gehäuse offen zu Tage; statt des Perpendikels oben eine zweizinkige hölzerne Gabel, an der

Digitized by Google

Bleigewichte hangen; ist auch ein starker Wecker mit einem Glöcklein dabei angebracht. Da nun dieselbige Uhr mehr als Merkwürdigkeit, denn als Stundenweiser dort hängt, war sie in Ruhestand gesetzt und ging nicht. Wie aber das Räuchlein Hallgarten 1857er aufstieg, da wurde obbeschriebene alte Schwarzwälder Uhr an ihrer Wand lebendig und hub von selber fröhlich zu gehen an.

Da beschlossen die sämtlichen Prüfer, dem Hallgarten 1857er kein Prädikat mehr zu erteilen, sondern einfach von obbemeldeter Thatsache Akt zu nehmen.

Wurde übrigens von sämtlichen Eingangs Genannten die Gesundheit der Heidelberger Benefaktoren mit einem Ausdruck von Herzlichkeit und Erquickung getrunken, die den Berichterstatter zu der fröhlichen Überzeugung brachte, daß dem Weine eine länder- und völkerverbindende Kraft segensreich innewohnt."

Es ist in neuer Zeit zur beliebten Unterhaltung geworden, aus der Schrift eines Menschen auf seinen Charakter zu schließen. Ein Schriftdeuter hätte bei der Handschrift Scheffels ein leichtes Spiel. Denn es ist jedermann unschwer aus der

Digitized by Google

weiter oben gegebenen Handschrift des Dichters erkenntlich, daß dieser selbst, wie jene zeigt, klar und bündig seine Gedanken zu fassen pflegte und es in hohem Grade verstand, letztere mit der ganzen Kraft seines Willens auf einen gewünschten Punkt hinzulenken. Scheffels Dichtungen zeigen daher wenig Verbesserungen. Was er hinschrieb, stand da, gut und ehern, als wäre es für die Ewigkeit verfaßt. Vergleicht man die kleine Sammlung der Lieder aus dem Heidelberger Engern, welche damals zunächst für engere Kreise bei dem Kunsthändler Meder in Heidelberg, selber, wie mitgeteilt, ein Mitglied dieser auserlesenen Gesellschaft, erschienen ist, mit dem später von Bonz verlegten stattlichen Gaudeamus-Bande, so findet man schnell die Bestätigung von der geistigen Klarheit und Gedrungenheit, über welche der Dichter zu verfügen imstande war, und die sich in noch überzeugenderer Weise nach dem Erscheinen des „Ekkehard" offenbarte. Man findet in den Liedern so gut wie keine nennenswerte Verbesserungen. Wohl ist hier und dort eine Überschrift geändert worden; es hieß zum Beispiel früher: „Der letzte Ichthyosaurus", jetzt: „Der Ichthyosaurus", früher: „Guanolied", jetzt: „Guano",

Digitized by Google

früher: „Der alte Granit“, jetzt: „Der Granit“, einst: „Des Kometen Jammer“, jetzt: „Der Komet“, einst: „Lied vom Rodenstein. In 3 Abtheilungen“, jetzt: „Lieder vom Rodenstein. Die drei Dörfer.“ —, auch ist beim „Komet“ nicht nur eine ganze Strophe eingeschoben, sondern auch noch eine Änderung getroffen worden, die auf wissenschaftlicher Grundlage beruht, doch sind diese nur unbedeutenden Verbesserungen nichtssagend gegenüber der Thatsache, daß Scheffel seine Dichtungen nur festgefügt und reiflich überlegt zu Papier brachte.

Um nun noch einmal auf den Einfluß zurückzukommen, den Scheffel durch seine Trinklieder auf die deutsche studierende Jugend ausgeübt hat, so steht es wohl außer Frage, daß vorzugsweise das geniale Parodieren der verschiedenen Wissenschaften es war, welches in den Herzen unsrer hoffnungsvollen akademischen Jugend auf einen fruchtbaren Boden fiel, nachdem Scheffels Lieder durch die Aufnahme in das bekannte, von Silcher und Erk bei Schauenburg in Lahr herausgegebene „Allgemeine deutsche Kommersbuch“ die weiteste Verbreitung gefunden hatten. Dieser Einfluß war nichts weniger als ein schädlicher; denn Scheffel machte

Digitized by Google

durch das Gloſſieren der wiſſenſchaftlichen Entdeckungen und Forſchungen die Errungenſchaften des Geiſtes durchaus nicht lächerlich. Er machte im Gegenteil das trockene Studium, das insgemein den freiheitsdurſtigen jungen Leuten noch nicht recht behagen will nach dem jahrelangen Gedrilltwerden in den Feſſeln der Schule, ſozuſagen ſchmackhaft, er milderte den harten Übergang von der Romantik zu dem Ernſte des Lebens. Er ſelbſt hatte, nachdem er im „Engeren“ nochmals oder eigentlich zum erſtenmale das echte ſtudentiſche Leben durchkoſtet, deſſen Reiz in der Verbindung des ernſten Studiums mit der ſorgloſen Ungebundenheit lebenswarmer Jugendluſt beſteht, einen viel zu hohen Begriff von dem akademiſchen Leben ſelbſt, als daß er hätte zum Irrlicht auf den Wegen der Wiſſenſchaft werden können, der er alles, ſogar ſein jüngſtes Erwachen wie aus einem böſen Traume verdankte, der er, wie ihm während ſeines damaligen Aufenthaltes in Heidelberg ernſtlich der Gedanke kam, ſein ferneres Leben ganz weihen wollte. Man braucht nur ſein ſtudentiſches Glaubensbekenntnis zu leſen:

Nicht raſten und nicht roſten,
Weisheit und Schönheit koſten,

Digitized by Google

Durſt löſchen, wenn er brennt,
Die Sorgen verſingen mit Scherzen:
Wer's kann, der bleibt im Herzen
Zeitlebens ein Student. —,

um ein vollwichtiges Zeugnis zu beſitzen für die Geſinnung, mit der Scheffel ſeine Trinklieder ſchrieb, und welche er bei den Sängern derſelben vorausſetzen zu müſſen glaubte. —

Zu derſelben Zeit, während welcher dem Dichter infolge des übermütig geſelligen Lebens im „Engeren" und der begeiſterten Aufnahme ſeiner Trinklieder endlich ein überzeugend helles Licht über ſeinen wahren Beruf aufging, betrieb er emſig altdeutſche Studien, und zwar in ſolchem Umfange, daß er mit Ernſt daran dachte, einen Lehrſtuhl der Univerſität zu beſteigen. Es waren namentlich die alten Mönchschroniken, die ihn mächtig anzogen, aus denen ihm eine ihm zuſagende knorrige und doch dichteriſch verbrämte Sprache entgegenklang. Das erſte Stammeln deutſcher Selbſtändigkeit in Sprache und Dichtung, das unſrem erhabenen Geiſte natürlich faſt einfältig erſcheinende Wort der erſten Träger deutſcher Kultur und die Wiegenlieder deutſcher Art, mit denen ſie ſich aus den Feſſeln

Digitized by Google

romanischer Überlegenheit freisangen, das waren die Lockspeisen, welche einen sich selbst so ursprünglich deutsch als möglich gebenden Charakter, wie denjenigen Scheffels, unfehlbar anziehen mußten.

Das Geschick hatte diesen zunächst einem Landstriche geboren werden lassen, in dem es von geschichtlichen Erinnerungen wimmelt, auf dem namentlich sich der Prozeß des Werdens der deutschen Nation vollzogen hatte. Ein ruheloser Wandervogel, wie Scheffel einer war, hatte er vielfach als Student wie später als Aktuar die helvetischen und rhätischen Gegenden mit dem Wanderstabe in der Hand durchzogen und von jeher gewohnt, nicht nach dem Beispiele der lieben Mehrheit gedankenlos zu reisen, sondern als nachdenkender und aufmerksam beobachtender Mensch, hatte er wiederholt genauen Einblick sowohl in Land und Leute selbst, wie in die geschichtlichen Beglaubigungen genommen, die sich, ein wohlgehüteter, unvergänglicher Schatz, in den ehrwürdigen Klöstern am schwäbischen Meere vorfinden. „Unter dem unzähligen Wertvollen", sagt Scheffel in der Vorrede zu seinem „Ekkehard", „was die großen Folianten der von Pertz herausgegebenen „Monumenta Germaniae" bergen, glänzen

gleich einer Perlenschnur die sanktgallischen Klostergeschichten, die der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard der Jüngere (oder zur Unterscheidung von drei gleichnamigen Mitgliedern des Klosters der Vierte genannt) bis ans Ende des zehnten Jahrhunderts fortgeführt hat. Wer sich durch die unerquicklichen und vielfältig dürren Jahrbücher anderer Klöster mühsam durchgearbeitet hat, mag mit Behagen und innerem Wohlgefallen an jenen Aufzeichnungen verweilen."

Zunächst war es der Waltharius des jüngeren Ekkehard, welcher „um seiner markigen Kraft willen zu den merkwürdigsten Denkmalen deutschen Geistes zählt," der Scheffel zwang, es nicht bei seinem bloßen Lesen zu belassen, sondern Geist und Feder an ihm zu probieren. Scheffel versuchte die Übertragung des Walthariliedes in das Hochdeutsche und vollendete sie während seines Aufenthaltes in Heidelberg im Jahre 1854. Sie ist dann später vollständig in den „Ekkehard" aufgenommen worden, woselbst sie sich aber nicht so würdig, als sie es verdient, vorstellt. Der Bonzsche Verlag hat daher auch später eine Sonderausgabe mit Zeichnungen von Albert Baur veranstaltet, welche viel zu wenig

Digitized by Google

beachtet worden ist. Denn die Scheffelsche Übertragung des Walthari zählt anerkanntermeise zu den besten, welche wir von fachkundiger Seite besitzen. Des Dichters damalige Studien für die Übertragung sind dann später von ihm selbst noch wesentlich erweitert worden. Es erschien im Jahre 1876 von Scheffel in Gemeinschaft mit dem trefflichen Bibliothekar der Karlsruher Hofbibliothek, Doktor Alfred Holder, eine ungefähr 10 Bogen starke Schrift: „Waltharius. Lateinisches Gedicht des zehnten Jahrhunderts". In dieser Abhandlung wird das Original des lateinischen Textes „nach sorgfältiger Vergleichung und Sichtung aller bekannten Handschriften, fußend auf der in den Erläuterungen näher begründeten Ansicht von dessen ursprünglichem Zustandekommen" mitgeteilt. „Die deutsche Übersetzung — ähnlich wie ihr lateinisches Vorbild, eine Jugendarbeit ihres Verfassers und ebendarum von einem Hauche jugendlicher Frische durchweht — macht keinen Anspruch auf Worttreue und sucht nach Abstreifung der virgilianischen Flitter den Inhalt in moderner Kunstform knapp und sicher wiederzugeben. Die Erläuterungen wollen manches in helleres Licht setzen, was zum allseitigen, kulturgeschichtlichen Ver-

Digitized by Google

ständnis des Gedichtes dienlich sein kann.“ Wer sich des Genaueren überzeugen will, wie in Scheffel der Forscher Hand in Hand mit dem Dichter ging, der verschmähe nicht, wenn er den Roman „Ekkehard“ gelesen, auch dieses kleine Buch zur Hand zu nehmen und in den Erläuterungen zu dem Waltharliede zu blättern. Die beiden Verfasser haben in denselben ein klares, in knappen geschichtlichen Formen und doch phantasievoll gezeichnetes kulturgeschichtliches Bild vom mönchischen Leben im Alemanien des zehnten Jahrhunderts entworfen.

Die unmittelbarste Folge der mittelalterlichen und altdeutschen Studien, des Durchforschens der Mönchschroniken war das Niederschreiben des Romanes „Ekkehard“. Es giebt keine bessere Erklärung für die Entstehung desselben, sowie für die Art, wie man kulturgeschichtliche Romane abfassen soll, auch für die Existenzberechtigung derselben, als die Vorrede, welche der Dichter zu seinem Meisterwerke in meisterhafter Weise verfaßt hat. Ihr Entstehen datiert von Heidelberg und zwar vom Februar des Jahres 1855, während der Roman selbst an Ort und Stelle der Handlung zusammengefügt wurde „Darum griff auch ich zu meinem Handgewaffen,

Digitized by Google

der Stahlfeder, und sagte eines Morgens den Folianten, den Quellen der Gestaltenseherei, Valet und zog hinaus auf den Boden, den einst die Herzogin Hadwig und ihre Zeitgenossen beschritten; und saß in der ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus und fuhr in schaukelndem Kahn über den Bodensee und nistete mich bei der alten Linde am Abhang des Hohentwiel ein, wo jetzt ein trefflicher schwäbischer Schultheiß die Trümmer der alten Feste behütet, und stieg schließlich auch zu den luftigen Alpenhöhen des Säntis, wo das Waldkirchlein keck wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen Appenzeller Thäler. Dort in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft, hab' ich diese Erzählung entworfen und zum größten Teile niedergeschrieben."

Ja, man fühlt es beim Lesen der goldenen Worte des Romanes „Ekkehard", daß er nicht hinter den dumpfen Mauern der in ihrer geschwätzigen, atemlosen Alltäglichkeit ersterbenden Großstadt geboren worden ist. Wer jemals — und wer von uns Jüngeren hätte es nicht von Jugend auf gethan? —

Digitized by Google

die Seiten des „Ekkehard“ durchblättert hat, dem ist gewiß ob der wunderbaren Schilderungen der gewaltigen Alpennatur mehr als ein wohliger Schauer über den Rücken gekrochen. Wer mit so einfachen und doch so beredten Worten so überzeugende und mit unentrinnbarer Kraft fesselnde Bilder zu entwerfen versteht, der hat nicht mit der Phantasie, sondern nach der schönen Gottesnatur selbst gearbeitet, der hat von dem Gottesodem, den er selbst verspürt, den schönsten Teil auch anderen zur Erquickung mitgeteilt.

Der Verfasser muß, wie vordem beim „Trompeter von Säkkingen“, darauf verzichten, auf den Inhalt des „Ekkehard“ selbst näher einzugehen. Er setzt eben voraus, daß jeder, der dieses Buch zur Hand nimmt, das Hauptwerk Scheffels mindestens einmal gelesen hat, trotzdem dasselbe es bis jetzt nur bis zur fünfundachtzigsten Auflage gebracht hat. Man sieht also, daß die Höhe der Auflage eines Buches nicht maßgebend für seine Beliebtheit und seinen litterarischen Wert ist, und die Zeit wird kommen, wo dank der sich immer mehr ausstreckenden geistigen Aufklärung auch die minder gebildeten Kreise das Verständnis für eine so herausfordernd

Digitized by Google

volkstümlich angelegte Dichtung, wie der „Ekkehard“ ist, besitzen werden, ohne daß erst ein zweiter Komponist kommen muß, der mit seinem ausdruckslosen Trala derselben ihre ursprüngliche Frische nimmt. Hat doch schon einmal gegen Ende der Siebziger Jahre der Stuttgarter Komponist J. Abert sich am „Ekkehard“ versucht, was den Dichter veranlaßte, demselben als Urteil den Vers zu schreiben:

Gestalten sah ich schweben den Hohentwiel hinan, ...
O, Abert, Kapellmeister Abert, was hascht Du mir angethan!

Man weiß, wie eigenmächtig und rücksichtslos Librettisten und Komponisten die Romane und Dichtungen, denen sie die Ehre ihrer zweifelhaften Aufmerksamkeit zu teil werden lassen, zu zerstückeln pflegen. Man kann sich also unsres Dichters Empfinden vorstellen, als die nahe bevorstehende Aufführung der Abertschen Oper „Ekkehard“ in Berlin Scheffel veranlaßte, an Freund Anton von Werner die Klageworte zu richten: „Ich fürchte Schlimmes, denn das Libretto hat, weil der Komponist eine Figur braucht, die Baß singt, dem Ekkehard einen scheußlichen Grafen Montfort als Nebenbuhler ge-

Digitized by Google

sellt.“ Man denke sich, eine fremde Hand in dieser edlen, wie aus einem Gusse hergestellten Dichtung herumwirtschaften, und an den Vandalismus einer mittelalterlich geistig umnachteten Zeit. Die Ähnlichkeit von Einst und Jetzt in dieser Beziehung liegt auf der Hand.

Scheffels dichterische Selbständigkeit trat zum erstenmale mit dem „Ekkehard“ in die Erscheinung. Die Trinklieder aus dem „Engeren“ waren zwar ebenfalls ihrem Inhalte nach durchaus selbstschöpferischer Art, ihre Form aber lehnte sich bekannten studentischen und Volksweisen an; auch ist ihr litterarischer Wert nicht ein solcher, daß sie ihrem Verfasser einen hervorragenden Platz in der deutschen Litteraturgeschichte sichern konnten. Was nun vollends das „Trompeterlied“ anlangt, so wimmelt es in ihm von Anlehnungen an zeitgenössische „schlechte“ deutsche Dichter. Daß die jüngste Arbeit Scheffels etwas Besonderes, zum mindesten Eigenartiges werden mußte, lag in der Natur der Sache, des Gegenstandes, den seine Phantasie sich ausgesucht hatte und welchen sie sowohl wie sein Wissen völlig beherrschten.

Man pflegt zu sagen, daß das Geld für denjenigen noch auf der Straße liegt, der es aufzunehmen

Digitized by Google

verſteht. Man darf mit demſelben Rechte behaupten, daß das Weſen des deutſchen kulturgeſchichtlichen oder archäologiſchen Romanes zum Beginn der Fünfziger Jahre in der Luft lag. Scheffel war derjenige, der den Schatz zu heben verſtand, und zwar mit einer Fertigkeit, welche ſeine Nachtreter nie erreichen konnten; ja ſelbſt in der ganzen Weltlitteratur ſind es nur Scott und Freytag, auf die das ehrende Beiwort „einzig in ihrer Art“ ebenfalls Anwendung finden kann. Die Revolutionsjahre hatten das nationale Bewußtſein bei uns trotz der in ihnen begangenen Thorheiten doch ungeheuer geſtärkt. Man fühlte ſich wieder als Deutſcher und die Wiſſenſchaft hatte begonnen, auch ihrerſeits durch Ausgrabung der im tiefen Schlamme ſteckenden geiſtigen Schätze unſres Volkes zu zeigen, daß wir Jungdeutſchen eine Vergangenheit beſaßen, auf welche wir ſtolz ſein konnten, der nachzueifern eine Pflicht der Ehre für uns ſein mußte. Nun iſt nicht jedem Wiſſenſchaftler von der Natur „gelehrtes Scheidewaſſer in die Adern gemiſcht“, nicht jeder „ätzt viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit heraus. Manchem wachſen bei dem Studieren Geſtalten empor, erſt von wallen-

Digitized by Google

dem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: „Verdicht' uns!"

Welch eine Gefahr die Verquickung der Archäologie mit der Dichtkunst im Gefolge hat, wir haben es erfahren müssen und erfahren es noch heute aus den Schöpfungen, welche der Gunst ihr zudringliches Leben verdanken, die Scheffels wohlgestaltete Muse gefunden hatte. Im allgemeinen darf die kulturgeschichtliche Richtung einer Litteratur nicht Führerin der gesamten Geistesrichtung eines Zeitabschnittes sein. Denn die Litteratur soll und muß in erster Reihe das gegenwärtige Leben und Streben in allen seinen Teilungen und Strömungen wiederspiegeln. Wohl aber wird das Nachfühlen einer einstigen Gedankenwelt in Poesie und Prosa zur wortführenden Zwischenträgerin zwischen einer alten und der neuen litterarischen Geschmacksrichtung, zu einer grünenden, erquickenden Oase während der Dürre der Übergangszeit in der Litteratur. Doch sie wird es wiederum auch nur dann, wenn ein wirklicher Künstler über sie kommt, wenn „einer schöpferisch wiederherstellenden Phantasie ihre Rechte

Digitized by Google

nicht verkümmert werden, wenn der, der die alten Gebeine ausgräbt, sie zugleich auch mit dem Atemzuge einer lebendigen Seele anhaucht, auf daß sie sich erheben und kräftigen Schrittes als aufgeweckte Tote einher wandeln." Nach diesem Rezepte hat Scheffel den Wundertrank bereitet, den er uns im „Ekkehard" überreicht hat; gegen dieses Rezept haben mit nur sehr wenigen Ausnahmen diejenigen gefehlt, welche es ihm nachthun wollten: sie hauchten ihren Gebilden keine Seele ein. „Unterstützt vom Publikum, das, „niemals gewöhnt, Schein und Wesen zu trennen," anfängt, die poetische Idee, die poetische Gestaltung und Stimmung als Neben-, die Treue des kulturhistorischen Details als Hauptsache anzusehen, und im Wohlgefallen an vermeintlich neuen und pikanten Schilderungen, an glänzenden Farben, an fremdartigen Formen die Stärke der Motive und die Lebendigkeit der Gestalten zu schätzen verlernt, nehmen die einzelnen Autoren nach Maßgabe zufälliger oder beabsichtigter Studien von den verschiedenen Geschichtsperioden, Völker und Kulturen Besitz . . . . Doch auch da, wo das Äußerste nicht eintritt und die Absichten poetische bleiben, setzt die Richtung, die wir hier im Auge haben, eine

Digitized by Google

Vorliebe für das Grelle, Manierierte oder für das geistreich Seltsame voraus, welche dem schöpferischen Zug und Hauch in poetischen Werken nicht gedeihlich ist.“ So Adolf Stern im siebenten Bande seiner nun vollendeten „Geschichte der neuern Litteratur“ (Leipzig, Bibliographisches Institut). Auch er stellt Scheffel als eine Dichtererscheinung ersten Ranges hin, als einen, „der die Ausartungen in der archäologischen Richtung unsrer neueren Litteratur sicher nicht verschuldet hat.“

Der große Erfolg des „Ekkehard“ ist vornehmlich darin zu suchen, daß Scheffel mit der geschichtlichen Treue nicht vergessen hat, das rein Menschliche in den Figuren des Romanes genügend hervorzukehren. Vor seinen geistigen Augen versank der Abstand, der unser Jahrhundert von dem der schönen Schwabenherzogin trennt, und durch die mit einer ungeheuren Schärfe des Verstandes herausgefühlten Anschauungen jener Zeit hindurch erkannte der Dichter in jenen vom Nebelschleier der Sage und Geschichte umhüllten Gestalten dasselbe warmblütige Fühlen, welches die Menschheit überhaupt, insonderheit alle, die deutschen Stammes sind, wie mit einem magischen Zaubergürtel unsichtbar an-

Digitized by Google

einanderkettet. Und er fand dieſe Zuſammengehörigkeit, dieſe ſeeliſche Verwandtſchaft des inneren Menſchen aller Jahrhunderte um ſo eher heraus, als ſein reines, nicht vom Gifthauche der modiſchen Anſchauungen angekränkeltes und von Idealen durchglühtes Gemüt an denſelben keuſchen Empfindungen feſthielt, welche folgerichtigerweiſe in womöglich noch ausgedehnterem Maße einer Zeit zu eigen geweſen ſein müſſen, die weit nähere Beziehungen als der modiſche Menſch zu der Natur ſelbſt und ihren erhabenen Erſcheinungen gehabt hat. Dieſer Herzensroman der Hadwig und des Ekkehard, die kindliche Zuneigung, das erſte Aufdämmern der Liebe in den Herzen von Audifax und Hadumoth, die täppiſche und doch ſo ehrlich gemeinte Anbetung des Romeias, der geradezu wunderbar entworfene Charakter der Griechin Praxedis und alle die anderen hundertfachen ſcheinbaren Nichtigkeiten in den nebenſächlicheren Geſtalten der Dichtung — bilden ſie nicht ſämtlich das uralte Heergerät des Menſchengeſchlechts, die jahrtauſende alten Waffen, mit denen Mann und Weib den Kampf der Liebe und der Vernichtung, je nach Individualität und Neigung, führen und noch für alle Zeiten führen werden? Ein wie un-

Digitized by Google

endlich großer Künſtler war doch Scheffel, daß er die eigentlichſte Natur im Menſchen ſo vollkommen zu ſchildern gewußt hat. Dieſer blöde, weltunerfahrene junge Mönch, der ſein Herz mit der Religion und der Gelehrſamkeit ſchulmeiſtern möchte, der das Weib beleidigt, weil er deſſen Weſen nicht verſteht, und zu ſpät einſieht, daß er ſich ſelbſt um ſein irdiſches Glück betrogen, die ſtolze Frau, welche ohnmächtig ihre Schwäche eingeſtehen muß, ihre Demütigung unverſtanden ſieht und, ſchnell beleidigt, im falſchen Zorne ein edles Herz faſt bricht, das junge Mädchen, welches ihr Herzblut tropfenweiſe für den Geliebten hingiebt, ohne daß dieſer das große Opfer ahnt, welches ihm unter Lachen und Scherzen und ſcheinbarer Oberflächlichkeit dargebracht wird — iſt an dieſen Geſtalten, ſowie an den andern des Romanes etwas Gemachtes, Erkünſteltes, irgend etwas Falſches? Liegt nicht den Beziehungen derſelben zu einander, trotz aller Idylle der eigentlichſte, urwüchſigſte Roman, den das Leben bietet, zu Grunde? Reine Wirklichkeit ſtrömt aus allen Poren desſelben und der Kampf um die idealen Güter der Menſchheit bildet in ihm den natürlichen, deshalb um ſo ſpannenderen dramatiſchen Konflikt.

Digitized by Google

Des Romanes Vorzüge sind unendliche. An den erhabensten Meisterwerken unsrer größten Dichter haben sich die kritischsten Geister versucht; es ist und wird über deren größeren oder minderen Wert auf das heftigste gestritten. Vor dem „Ekkehard“ haben sich späterhin die schneidigsten Federn ehrfürchtig gesenkt, aus der Tinte, die dieses Romanes wegen geflossen ist, scheint jeder Gallapfel des Streites verschwunden zu sein. Nur die ausländischen Kritiker haben in ihr gern gespendetes Lob einige Saat des Zweifels gestreut. Man findet, daß das wirklich rein Menschliche in der Erzählung notwendiger Weise zu einem ganz anderen Ende geführt haben müßte, umsomehr als Scheffel nichts zwang, der geschichtlichen Treue zu Liebe einen unwahrscheinlichen Ausgang des Romanes zu schaffen. J. Bourdeau, der im Jahre 1883 in der „Revue des deux mondes“ über Scheffels Bedeutung in der deutschen Litteratur einen längeren Aufsatz veröffentlichte, meint, der Roman hätte mit Recht folgenden Titel führen können: „Ekkehard“ oder „Die verlorene Gelegenheit“, und Ekkehard hätte in seiner Generalbeichte lieber sagen sollen: „Ich klage mich an, die flüchtige Schäferstunde nicht benutzt, versäumt zu

Digitized by Google

haben, manchen verstohlenen Kuß von teuren Lippen zu pflücken." Bourdeau, der Scheffel durchweg einen „deutschen Humoristen" nennt, ferner Ekkehards Vorgehen in der Kapelle als ein rohes (brutale) bezeichnet! Der in diesem Sommer verstorbene bedeutende holländische Litterarhistoriker Konrad Busken Huet hatte einen Tag vor seinem Tode eine längere, äußerst günstige Abhandlung über den Wert der Dichtungen Scheffels vollendet. Dieselbe ist im Juni-Heft von „De Gids" veröffentlicht. Dieser sonst so weitsichtige Kritiker schließt sich dem Urteile Bourdeaus an und sagt: „Scheffel war in seinem Rechte, von dem, was er in den lateinischen Chroniken vorfand, nach seinem Gutdünken mit genialer Freimütigkeit Gebrauch zu machen. Er war nicht an seine Herzogin, ihren herrschsüchtigen und völlig unangenehmen Charakter gebunden. Er konnte sich aus den verschiedenen Ekkehards, welche die Zierde der Abtei von Sankt Gallen bildeten, einen auswählen. Doch da er sich einmal eine Herzogin Hadwig mit einem entzündbaren Herzen und einen Ekkehard mit jugendlichem Blut gedacht hat, so hätte er auch die menschliche Natur freier spielen lassen müssen. Sein Verhalten hätte dann

Digitized by Google

zu derselben tragischen Spannung führen können, die wir in der Erzählung von Abälard und Heloïse finden."

Es ist den beiden Herren in keiner Weise unrecht zu geben. Sie haben von ihrem Standpunkte aus recht, und doch wiederum kein Recht. Als gewissenhafte Kritiker hätten sie berücksichtigen müssen, daß der Roman „Ekkehard" sowie sein Schöpfer von urdeutschem Wesen und urdeutschen Anschauungen durchdrungen sind. Es ist damit nicht gesagt, daß bei uns zu Lande die Leidenschaften weniger stark sprechen, daß wir lauer in unsrem Lieben wie in unsrem Hassen sind. Im Gegenteile, in einem Volke, das sich seiner urwüchsigen, geistigen und körperlichen Kraft wohl bewußt ist, strömt Männlein und Weiblein gewiß kein laues Blut durch die Adern, und die verrufene deutsche Schwerfälligkeit mag sich vielleicht an andrer Stelle, nur nicht da, wo die Leidenschaften sich offenbaren, zeigen:

Das Glück läßt sich nicht jagen,
Von jedem Jägerlein,
Mit Wagen und Entsagen
Muß drum gestritten sein.

Digitized by Google

Wohl aber breitet sich über unser sittliches Leben und über unser Empfinden noch eine gewisse, wohlthuende Scham aus, welche selbst die Elemente, die nur dem Tage und seinen materiellen Genüssen leben, nicht zu zerstören vermocht haben. Man gewinnt bei uns den edleren Trieben des Herzens immer noch mehr Geschmack ab, als der Befriedigung roher, tierischer Instinkte. Wir fühlen selbst in den Augenblicken, in denen die sinnliche Lust die seelischen Regungen meistert, eine gewisse keusche Achtung vor den Empfindungen jener, welche sich unsrem Verlangen widersetzen; wir verzichten lieber, ehe wir mit Gewalt das zu nehmen versuchen, was uns nun einmal vorenthalten bleiben soll. Wir überlassen es schließlich gern der Macht der Poesie, unsre Trübsal zu heilen. Es ist dies einer der Grundzüge des deutschen Charakters, ein Edelmut, der aber nur von uns selbst verstanden wird und seinen Lohn nur in der Befriedigung unsres eigenen Innern findet. Wie Scheffel hat ihn auch Gustav Freytag aus dem geschichtlichen Hintergrunde seiner vaterländischen Romane in überzeugender Weise hervorleuchten lassen. Aus demselben Grunde finden wir auch in der vielgestaltigen Idylle, welche Scheffel uns

Digitized by Google

im „Ekkehard“ vorführt, einen gewissen derb realistischen Zug, den wir um keinen Preis missen möchten. Wir fühlen durch den romantischen Schleier, welcher die Erzählung umgiebt, nicht nur das Wehen der Neuzeit mit ihren keckeren Ansichten, sondern auch eine höhere, reinere Auffassung von den Pflichten, die uns das Leben auferlegt, ohne daß durch sie eine falsche Gefühlsheuchelei zur Bedingung wird. Daß der deutsche Träumer, im holden Wahne befangen, so manchen ihm frei gebotenen Vorteil außer acht läßt, das ist das Rührende in seinem Schicksale, an seinem Wesen, vielleicht an seinem einstigen Verhängnisse:

Harmlos Volk! In Selbstbetäubung
Werdet ihr noch lyrisch tollen —,
Wenn vernichtend schon des Ostens
Tragisch dumpfe Donner rollen! —,

singt der Katerheldengreis Hiddigeigei. Selbst Goethe sieht sich in rührender Selbstverleugnung genötigt, das Geständnis abzulegen, daß wir das Geheimnis, die Freuden der Welt zu genießen, noch nicht gelöst hätten:

Digitized by Google

Ja, wir haben, sei's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir versäumet . . . .

Sollen wir uns wegen dieser Charakterschwäche verurteilen? Gewiß nicht, im Gegenteil, sie ist ein Bürge für die Aufrechterhaltung unsrer Ideale; wir dürfen auf sie stolz sein, weil sie uns verhindert, ebenfalls in den Sumpf der allgemeinen Verflachung zu versinken. Der Dichter aber, dem es gelungen, uns ein so genau getroffenes Bild von unsren realistischen Lebensanschauungen zu entwerfen, der sei hundertfach in Schutz genommen vor der Anfechtung ihn mißverstehender Ausländer!

Der „Ekkehard" ist nicht nur ein Roman, sondern auch eine archäologische, kulturgeschichtliche Arbeit in ganz bedeutendem Umfange. Der Laie ist des Staunens voll über diese Fülle an gelehrtem Wissen, welche im „Ekkehard" sich birgt und dennoch an keiner Stelle dickprotzig den Fluß der Erzählung

Digitized by Google

hemmt. Der Gelehrte prüft mit dem Entzücken des Kenners dieses bis in die kleinsten Kleinigkeiten sich als echt erweisende Kulturbild. Er spürt vergebens den Stellen nach, wo das Genie Scheffels an die Überlieferungen der Chroniken ansetzt; Wahrheit und Dichtung sind hier mit meisterhafter Vollendung zu einem gewaltigen Ganzen verschlungen. Selbst die lehrreichen Anmerkungen, welche der Dichter seinem Buche angehängt hat, als wollte er seine Leser gleichsam zur Begutachtung seines Werkes herausfordern, bestätigen zwar, daß Scheffel den Roman auf wissenschaftlichen Grundlagen erbaut und mit wissenschaftlichem Rüstzeug ausgestattet hat, sie lassen indessen nur dem Eingeweihten erkennen, wo der Dichter die Naht gezogen, die an das Vergilbte die diesem so treulich folgenden Phantasiestückchen knüpft. Unter diesen Umständen sind die mehrfachen Freiheiten, welche sich der Dichter genommen hat, zum Beispiele das Hineinflechten der einzelnen Persönlichkeiten, welche nicht zu gleicher Zeit gelebt haben, in den engeren Rahmen des Romanes — das Vertauschen des älteren Ekkehard mit dem Lehrer der Hadwig —, das Anbringen symbolischer Gestalten — im „Trompeter" die epische

Digitized by Google

Charakterkatze und der „stille Mann", hier der „Alte in der Heidenhöhle" wohl zu entschuldigen. Es war ihm vor allem darum zu thun, ein Gesamtbild des ganzen zehnten Jahrhunderts in seinen verschiedensten Strömungen hervorzubringen, und es ist ihm das über alle Maßen gelungen. Mit welch kaustischem Humor ist das damalige Kloster- und Mönchsleben geschildert, mit welcher Liebe auch das Volk der Hunnen, überhaupt das Heidentum! Wo Hiebe niedersausen, da hört man ordentlich sie fallen; wenn das Volk der Klosterschüler durch die sonst stillen Hallen des Klosters tobt, da glaubt man fast, sich zwischen ihm zu befinden; kurz, es scheint uns, als stünden wir auf jeder Seite des Romanes auf einem hochgelegenen Plateau, von dem aus man die entzückendsten Fernsichten in der Runde hat.

Der Zauber, welchen der Roman ausströmt, liegt nicht zum geringsten Teile in der knappen, altertümelnden Sprache. Ihre Anwendung ist uns in der Folgezeit bis heutigen Tages ziemlich verleidet worden. Die Nachtreter Scheffels haben mit dem Guten nicht hauszuhalten verstanden; sie haben uns die aus der Vorzeit aufgeschnappten Brocken

Digitized by Google

so geschmacklos auf die Brust gesetzt, daß sie nicht nur eine Übersättigung, sondern auch noch den Spott dazu beim Lesepublikum wachriefen. Wir haben bereits oben aus der Schilderung des Wesens unsres jungen Dichters seitens des Herrn von Engerth vernommen, wie sehr die Sprechweise Scheffels an die Weise erinnere, in welcher der „Ekkehard" verfaßt sei. Was Scheffel in diesem Romane also gegeben hat, ist so ziemlich Natur; er besaß eine großartige Fertigkeit, die selbständig vorgenommenen Wortbildungen getreu nach den Regeln der mittelalterlichen Grammatik auszuführen und sich trotzdem in der Beschränkung als Meister zu zeigen. Daher beleidigt er nirgends, er drängt dem Leser nie seine Gelehrsamkeit auf, er ist eben echt und originell in seiner Sprache.

Wollte man alles, was am „Ekkehard" interessieren kann, eingehend beleuchten, so könnte man wohl ein Buch allein über diesen Gegenstand schreiben. „Den Mann hat's", sagt man oben im hauensteinschen Schwarzwalde und „den Mann hat's", können wir heute sagen, wo der „Ekkehard" nächst dem „Trompeter" und gewiß mit mehr Recht als dieses Epos zu einer Art Hausbibel der Gebildeten

Digitized by Google

geworden ist. Der Dichter hat in unerwartet großartiger Weise den eigenen Spruch erfüllt:

Aus dem Dunkel eignen Meinens
Nie entkeimt Dir frische Saat,
Im Nachdenken nur erschwingt sich
Menschengeist zur Schöpferthat.

Digitized by Google

Sechster Abschnitt.

Wanderjahre.

(1855—1856.)

Mit einer seltenen Schaffensfreudigkeit war das große Werk, der „Ekkehard“ unternommen und in einer verhältnismäßig kurzen Zeit vollendet worden. Der junge Dichter hatte mit dem ihm eigenen, unermüdlichen Fleiße und auch mit dem ganzen humorvollen Frohmute seines Temperamentes bei der Arbeit gesessen. Der Jugendfreund Scheffels, Oberamtsrichter Schwanitz in Ilmenau, hat in der „Eisenacher Zeitung“ eine hierauf bezügliche Episode aus der Zeit der Entstehung des „Ekkehard“ veröffentlicht, welche der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Der treue Freund des Toten, dem wir verschiedene wichtige Scheffeliana zu verdanken haben, schrieb:

Digitized by Google

„Im Jahre 1854 wohnte Scheffel, mit Abfassung seines „Ekkehard“ beschäftigt, längere Zeit auf dem Hohentwiel und trug schließlich in das Fremdenbuch des dasigen Schultheißen Pfizer folgendes, „von einem Ungenannten“ herrührende Gedicht ein:

Was tönet in nächtiger Stunde
Gespenstisch vom Hohen Twiel?
— Es sitzen zwei auf dem Turme
Im Mondschein und lesen Virgil.

„Den unsäglichen Schmerz zu erneuen,
Gebeutst Du, o Königin, mir“, —
So flüstert's in klagenden Lauten,
Der Wind verweht's im Revier.

Herr Ekkehard ist's von Sankt Gallen,
Hell glänzt sein mönchisch Gewand,
Gegenüber Frau Hadwig, die Stolze,
Die Herrin in Schwabenland.

Sie nahm einst vor tausend Jahren
Lateinischen Unterricht;
Da däucht' ihr des Lehrers rot Mündlein
Viel schöner als alles Gedicht.

Sie lasen nicht weit in dem Buche,
Es hat sich so wonnig geträumt,

Digitized by Google

Jetzt müssen die Geister vollenden,
Was die Lebenden fröhlich versäumt.

Drum, wen der Herr im Grimme
Zum Mönch und Professor gemacht,
Der führe sich das zu Gemüte
Und nehme sich besser in acht!

Das Original dieses Eintrags ist, wie behauptet wird, von einem Ulmer Kaplan entwendet worden. Der in meinen Händen befindlichen Abschrift aber ist folgendes, vom Dichter für seine Eltern bestimmtes Anhängsel beigefügt: Wie der alte Schultheiß aber vorstehenden Eintrag gelesen, schüttelte er sein runzelgefurchtes Haupt, schlug auf die Buxbaumdose, trank seinen Schluck Bergwein und sprach: „Ich weiß gar net, was der jez do will mit seim Geschreibs. Sitz ich doch schon dreißig Jahr auf dem Twieler Berg und hab zeitlebens noch keinen lateinischen Jammer von der Festong herunter tönen g'hört. Und von Sankt Gallen ist noch nie einer droben gesessen, als der Herr Apotheker Wagemann, und von einer Frau Hadwig ist gar nichts auf dem Schultheißenamt bekannt. — 's muß also mit dem Herrn doch nicht ganz richtig sei, — mei Tochtermann hat's schon lang g'sagt!""

Digitized by Google

Eine Welt voll Glanz und eine sorgenfreie Zukunft schien sich plötzlich vor Scheffel aufgethan zu haben. Ohne jede Überhebung, die seinem Charakter überhaupt fernlag, konnte er sich dennoch mit der Befriedigung, welche das Bewußtsein, etwas Tüchtiges vollbracht zu haben, verleiht, sagen, daß sein „Ekkehard" eine selbständige litterarische That, ein Ergebnis emsigster Quellenforschung in Verbindung mit dichterischem Vermögen, ein Werk voll sittlichen Gehaltes und aufrichtiger Überzeugungstreue sei. Seine Phantasie bevölkerte sich im Nu mit dem „Ekkehard" ähnlichen Entwürfen. Kaum hatte das Zünglein, welches seine Lebenswage bisher in banger Schwebe gehalten, sich nach einer Richtung, der litterarischen, endgültig geneigt, kaum hatte die Freude über das Finden einer ihm und seinen Anlagen in jeder Beziehung zusagenden Beschäftigung in Scheffel ihre Schwingen geregt, da ward auch jeder geisthemmende Zweifel in die Schatten des Nichts versenkt und die goldig schimmernde Sonne der Überzeugung schuf im Handumdrehen ein Meer von Plänen, eine Welt von Arbeitslust. Es trübte ihm nicht einmal die Laune, daß er, auch darin ein echter Dichter, das jüngste und beredteste Kind seiner

Digitized by Google

Phantasie fast verschenkt hatte. „Ekkehard“ wurde nicht in einem Unterhaltungsblatte in Frankfurt am Main veröffentlicht. Kastropp behauptete es im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“ fälschlich, auch daß der Roman nicht nur vom Publikum stillschweigend abgelehnt, sondern auch der Abbruch der Fortsetzungen verschiedenerseits brieflich gefordert wurde. „Ekkehard“ erschien sofort in Buchform und zwar in der „Deutschen Romanbibliothek“. Es war schlimm für den Anfänger, daß die Kritik mitleidslos über das Werk herfiel. Natürlich, der „Ekkehard“ sang ja eine neue, ganz unerhörte Weise. Wie es auch heutzutage noch in ähnlichen Fällen geschieht, gab man sich nicht die Mühe, den Wert oder die Berechtigung der neuen Kunstform zu untersuchen. Sie paßte nicht in den Rahmen der üblichen litterarischen Jahrmarktsware und taugte aus diesem Grunde auch nichts. Noch schlimmer aber und verhängnisvoll für das gesamte fernere Schaffen des Dichters — wenn auch nicht für den Augenblick — war es, daß Scheffel einem dehnbar angelegten Verlagskontrakte zum Opfer fiel. Die Firma Meidinger Sohn und Co. in Frankfurt am Main erwarb den „Ekkehard“ auf 15 Jahre zu

Digitized by Google

freiem, unbeschränktem Vertriebe gegen ein Honorar von 1200 Gulden! Nach dieser Frist sollte das Werk in das volle Eigentum des Verfassers zurückfallen.

Es ließen sich an diesen folgenschweren Vorfall im Leben unsres Scheffels viele lehrreiche Bemerkungen über das Vorurteil knüpfen, welches selbst die größten Verleger manchen dichterischen Erzeugnissen entgegenzubringen pflegen, und über das starre Festhalten derselben an dem Buchstaben des Kontraktes, wenn die von ihnen anfänglich mit Mißtrauen empfangenen Werke schon längst „den Schweiß der Edlen“ zu goldenem Regen verwandelt haben. Die Litteraturgeschichte aller Völker hat diesen Mord am Lebendigen schon längst gebrandmarkt, und es genügt in diesem Falle, den Abscheu vor einer Handlungsweise auszudrücken, die durchaus geeignet war, ein dichterisches Talent schon im Keime zu ersticken. Doch wie gesagt, vorläufig machte sich Scheffel keine Sorgen um die elende Rente, die ihm ein großangelegtes und durchdachtes Werk abgeworfen hatte. Als klassisch geschulter Mann tröstete er sich vielleicht mit dem Ausspruche, daß namentlich der Schriftsteller vor seinem Tode nicht glücklich zu

Digitized by Google

preisen wäre, welchen Gedanken er selber in die bitteren Worte gekleidet hat:

> Du mußt, o Freund, erst im deutschen Land
> Lebendig zur Mumie werden.

Zum Leben besaß er, beziehungsweise sein Vater das Nötige und er hatte überdies diesem schließlich gezeigt, daß auch die Dichtkunst ein Erwerbszweig sein könne. Den Kopf mit neuen Entwürfen voll, ging er nach Unterbringung des „Ekkehard" noch im selben Jahre zum zweitenmale nach Italien. Er begleitete den Maler Anselm Feuerbach in die nördlichen Teile der schönen Halbinsel, insbesondere nach Venedig.

Es war kein Wunder, wenn er nun, nach Ordnung der Dinge in der Heimat, mit dem Bewußtsein in der Brust, ein neues Leben begonnen zu haben, die Welt mit ganz anderen Augen anblickte. Er vertiefte sich an Ort und Stelle gründlich in die Kunstschätze aus der Blütezeit Italiens und konnte sich keinen bewanderteren Führer wünschen, als Anselm Feuerbach. Und diese Schätze der Malerei und Baukunst, welche in der Lagunenstadt angehäuft sind, die finsteren Paläste und von buntem

Digitized by Google

Leben erfüllten Kanäle, sie redeten für den geistreichen Dichter bald keine stumme Sprache mehr. Vor seinen inneren Blicken entstand in immer greifbareren Formen die Zeit, in der in Italien zum anderenmale die bildenden Künste einen klassischen Triumph feierten, während welcher der höchste, selbst der entartete Adel des Landes den Fürsten der Malerei zu Füßen lag. Ein auf italienischem Boden spielender Romanstoff aus dem 16. Jahrhundert war ein Vorwurf, der einen Scheffel locken mußte. Hier hätte sein ungeheures Wissen, sein Bewandertsein in der Geschichte überhaupt, wie insbesondere in derjenigen der bildenden Künste, in Verbindung mit den lokalen Studien wahrscheinlich den glänzendsten Sieg seines Genies herbeigeführt. „Tizians Ende" — unter diesem Titel und unter diesem Gesichtspunkte sammelte Scheffel die Notizen zu seinem künftigen Romane — wäre jedenfalls ein noch vollendeteres Kulturbild aus dem Mittelalter, als der „Ekkehard" es ist, geworden.

Die glückliche, arbeitslustige Stimmung Scheffels, welche in Venedig über ihn gekommen war, charakterisiert ein Beitrag aus seiner Feder zu dem im Jahre 1855 von Otto Müller und Theodor Creizenach

Digitized by Google

gegründeten „Frankfurter Museum“. In diesem „Briefe aus Venedig“, wie in allen feuilletonistischen Arbeiten Scheffels, finden wir den getreuen Beobachter in harmonischer Weise mit dem Dichter vereinigt. „In der Akademie der schönen Künste“, heißt es da, „strahlt der Farbenglanz der alten venetianischen Meister in unvergänglicher Glut und in so gleichmäßig weicher Harmonie, daß es einem schier bedünken möchte, als wären die Pinsel all' jener, die im 16. Jahrhundert zu Venedig das Reich der Farbe beherrschten, mit einem besonderen Zauber gefeit gewesen, von dem ernst einfachen Giovan Bellini bis zu dem glutsprühenden Titian, dem graziös sicheren Paris Bordone und dem anmutig kecken, lebenstreuen Paul Veronese, eine Grundstimmung, die mir jetzt erst klar gemacht hat, daß das Malen kein Kolorieren von Kartons ist, sondern ein eigenes, volles, in Farben und nur in Farben sich bewegendes Denken, dem Linie und Komposition und alles andere nur als ganz untergeordnete Nebensachen dienstbar sind.“ So spricht der Theoretiker der Kunst und dann tritt er dem von dem Zauber der venetianischen Nächte tief ergriffenen Dichter das Wort ab. Die Gondel führt

Digitized by Google

ihn hinaus an den Lido, „wo hinter weißen Sanddünen das Adriatische Meer seine unendliche Fläche fluten läßt. Man wirft sich in die stärkenden Wellen und fährt erst in dunkler Nacht seinem alten Venedig wieder entgegen — und die Lagunen leuchten in einem beständigen Phosphoreszieren bei jedem Ruderschlag, als würde ein Gewimmel silberner Funken in der Tiefe wach, und die Seele möchte sich schier verträumen, wenn das Menschengelärme an der Riva degli Schiavoni und der klagende Marionettenkönig, der oft um 11 Uhr nachts seinen fünften Akt und seinen Tod noch nicht gefunden, sie nicht wieder in die Gegenwart zurückriefe."

Aus der kaum gefundenen Gleichstimmung des Gemütes scheuchte Scheffel das Gespenst der asiatischen Cholera. Der Dichter packte seine Notizen, der Maler Pinsel und Palette ein und Scheffel sowie Feuerbach nahmen Aufenthalt am Tobliner See im Kastell Toblino. „Und eine Reihe von Wochen", heißt es in dem ebenfalls im „Frankfurter Museum" und zwar in den Nummern 11, 12, 13 veröffentlichten Briefen „Aus den tridentinischen Alpen", „sind wir beide Bewohner dieses stillen, seitab von allem Menschengewimmel gelegenen Seeasyls geblieben;

Digitized by Google

es verdiente freilich eine nähere Schilderung, wie zwei löbliche Meister freier Künste, ein Maler und ein Poet, hier an welscher Grenzmark, unter Menschen fremder Zunge ihr Sommeridyll nicht ersannen, sondern erlebten. Denn die allgütige Frau Poesia, die zur Zeit in der Welt draußen, wo die Kriegsvölker aufeinander schlagen und die Industrie der Maschine mit goldenen Preisen belohnt wird, böse Tage durchmachen muß, hat ihnen viel Schönes beschert zum Dank dafür, daß sie in fremdem Bergland getreulichen Sinnes ihren Spuren nachzogen." In diesen Reiseskizzen, deren versprochene Fortsetzung später nicht erfolgt ist, kommt Scheffels Kunst, seiner Anschauungsweise plastische Form zu verleihen, zu vollem Durchbruche. Er zeigt sich in ihnen außer als Forscher, den er nie verleugnet, als Meister der Novelle, und der Verfasser bedauert es lebhaft, nur eine kleine Probe der stimmungsvollen Gestaltungskraft Scheffels in Folgendem geben zu können. „Es war an einem heißen Sommernachmittage, würde eine Novelle in altem Stil beginnen", — mit diesen Worten eröffnet Scheffel den ersten seiner Briefe — „als zwei junge Männer in einem einfachen, einspännigen Fuhrwerk das

Digitized by Google

Städtlein Riva am Gardasee verließen und auf staubiger Heerstraße in die Gebirge einfuhren, die sich zu beiden Seiten des wilden Sarcathals als letzte Ausläufer südtirolischer Alpen der lombardischen Ebene entgegenstrecken." Die Reisenden stoßen auf ein gut erhaltenes Kastell, „und daß sie von ihm nichts Näheres wußten, war, wie der eine sehr ernsthaft bemerkt hatte, just ein Grund mehr, schleunigst hinzugehen." „Dieser Anfang", schrieb seiner Zeit Johannes Prölß in der „Frankfurter Zeitung" sehr treffend, „ist recht romantisch — samt der leisen Ironie, welche von vornherein in die geheimnisvolle, Spannung erweckende Stimmung hineinspielt. Eine Reise ins Blaue, ins Unbekannte — ohne Reiseführer, ohne Reiseplan .... In solcher Sphäre findet die Muse Scheffels ihre volle Gewalt über Sprache und Schilderungskunst." „Jetzt schritten sie den schiefrigen Fußpfad empor und standen bald vor dem inneren Portal. Verblichene Malerei war unter einem einfachen Erker sichtbar. Ein finstrer Gang führte ins Innere der Behausung; alte rauchgebrannte Säulen, denen als Fußboden der unzugehauene, verwitterte Felsboden diente, standen als Träger einer geschwärzten rußigen Halle vor einem

Digitized by Google

offenen inneren Hofe; an der einen Wand eine rissige römische Inschrift, von dem ehemaligen „Kameralverwalter“ (actor praediorum Tublinatium) Druinus in Kaiser Hadrians Zeit den Schicksalsgöttern geweiht, an der andern Wand Reste von Arabesken und freskogemaltem, heraldischem Getier . . . eine luftige, leichte Loggia, von zierlichen toskanischen Säulchen und Rundbogenstellungen überbaut, zog sich um das zweite Stockwerk. Ein Stück blauer Himmel schaute sparsam auf den dunklen Geviertraum. — „Die Sache macht sich!“ sprachen die beiden zusammen, denn alles war schön in der Form und „wohlangeraucht“ und mit einem leisen Anflug von Verfall behaftet, kurz ein Gebäu, als ob es lediglich mit Beziehung auf deutsche Jünger und Verehrer der edlen Künste in den grünen See hineingestellt sei. — In der Loggia oben saß allerhand fremdartig aussehendes Volk, neugierig schmucke Frauengesichter tauchten auf und verschwanden, zu den Fenstern eines anstoßenden Saales glänzte der See in tiefsmaragdner Farbe herein. An einem Tische waren Meß-Instrumente gelagert und tranken etliche vorüberstreifende Geometer mit einem Kapuziner und einem Jägersmann ihren Wein. Bei

Digitized by Google

ihnen ging, die Hände auf den Rücken gekreuzt, im weißen, hausväterlichen Negligékittel, der alte padrone di casa, von dem das Schicksal der zwei jungen Männer für die nächsten Wochen abhängen sollte. Der Alte hatte ein dunkelgefärbtes Antlitz, das weniger von südlicher Sonne gebräunt, als von südlichem Weine gerötet schien, halb lag Schlauheit, halb Wohlwollen auf seinen Zügen, um den Mund aber ein vertrauenerweckendes Schmunzeln. Die zwei nahmen eine prüfende Position ein und erbaten sich einen Trunk vino santo, den man ihnen als der Gegend preiswürdigstes Erzeugnis gepriesen. Wie der vino santo mit seinem goldbraunen Feuer ihre Lippen erwärmt, da waren sie im Innern eins, daß hier nur im Fall evidentester Unmöglichkeit an einen Rückzug zu denken sei, und eröffneten dem Alten rund heraus und ohne Umschweife ihre Absicht, sich allhier auf dauernde Sommerzeit einzunisten und nicht mehr zu weichen. — Ein solches Ansinnen aber war Giacomo Sommadossi, dem Hausherrn, noch nicht vorgekommen, denn wiewohl er in seinen weiten Hallen jedem, der durch das einsame Sarcathal zieht, einen Trunk Weines oder ein Stück Polenta verabreicht, so nimmt er doch

Digitized by Google

keine fremden Gäste unter das Dach des Schlosses, verschließt vielmehr gegen Abend sorgfältig seine Thore, damit nicht unbekanntes Gesindel, die einsame Wildnis der Gegend benutzend, ihm einen Streich spiele.“ Als der Alte vollends erfährt, daß es sich um „pittori“ handle, will er von der Sache nichts wissen. Da ergreift Scheffel das Wort zu einer gewaltigen Rede über die Ehrbarkeit deutscher Künstler. „Und ein gut Glück wollte, daß just ein blasses, dunkeläugiges Kind mit seltsam schwermütigem Blick durch den Saal schritt. Der deutsche Redner aber hatte nicht umsonst in der Schule gelernt, daß durch geschickte Benutzung unvorhergesehener Ereignisse während der Rede deren Wirkung in hinreißender Art verstärkt wird, darum ergriff er des dunkeläugigen Kindes Rechte, führte es zu Sommadossi dem Alten, legte ihm die Hand wohlwollend aufs Haupt und sprach: „Und nun sag' Du selber, Angiolina, dem Großvater, ob wir hier bleiben oder wieder fortgehen sollen.“ Das Mädchen hieß zwar, wie sich später herausstellte, weder Angiolina, noch war Sommadossi der Alte sein Großvater, es schaute aber bedachtsam an dem Fremden hinauf und sagte ruhig: „Sie sollen hier bleiben,

Digitized by Google

die Signori!“ Da schien des Alten Herz zu erweichen, er sprach vedremmo! Der beabsichtigte Redecoup war gelungen.“

Doch auch hier in dieser idyllischen Einsamkeit gelang es Scheffel nicht, eine feste Form für die „große Venetianer Geschichte“ zu finden. Sie ist ungeschrieben geblieben, ebenso wie der nationale Roman, dessen Mittelpunkt der tapfere Georg von Frundsberg bilden sollte. Zu letzterem sammelte Scheffel Stoff in Molveno und Madruzz (siehe die zwei so benannten Reisebriefe im „Frankfurter Museum“). „Alles verschwand wie neckender Spuk der Nacht, der deutsche Poet warf seine tinteübergossenen Blätter als Sühnopfer der unbekannten grollenden Götter in die Fluten und fuhr mit leerer Mappe, wehmütig seines Freundes zu Frankfurt gedenkend, heim über die lauen Gewässer . . . . Item, es war schön dort am Fuß der kalkigen und dolomitischen Tridentiner Alpen, wenn auch bei erschlaffender Sonnenhitze nicht allzuviel dort geschafft ward. Jetzt ist von all der Pracht und Bergfrische dieses italienischen Sommers, vom Stillleben im Thal wie von den gefährlichen Wanderungen und Ritten in unbekanntem Gebirg nichts übrig, als eine Reihe farben-

Digitized by Google

glänzender Studien in den Sammlungen Anſelmus des Malers und ein paar unzuſammenhängende Tagebuchaufzeichnungen, die einem Kreis von Freunden in der Heimat beſtimmt waren. Einiges davon hat vielleicht auch für andere Leſer Intereſſe — ich laſſe alles in der Form, wie es in kühlen Abendſtunden an Ort und Stelle niedergeſchrieben ward, dort im luftigen Vorſaal, wo mir das blaſſe Mägdlein Maria ſo oft über die Schulter ſchaute und ſprach: „Immer ſchreiben — immer ſchreiben? er muß ſeine sposa in Deutſchland ſehr lieb haben, der fremde Signor, daß er ihr ſoviel ſchreibt!““ Scheffels ganzes Leben war ein Kampf mit ſich ſelbſt, mit dem inneren Zwieſpalt, der in ihm hauſte. Je älter er ward, deſto weniger genoß er Stunden reinen, ungetrübten Glückes. Es iſt anzunehmen, daß die Schuld mehr an ihm ſelbſt, als an den auf ihn eindringenden Schickſalsſchlägen gelegen hat. Was war es denn, was ihn damals aus Italien plötzlich heimtrieb, ihm die Sonne ſeines Lebens trübte? Vielleicht die Vorahnung einer nahen, ſchweren Krankheit, wahrſcheinlich aber nichts. Er überwand die Schwermut nie, die ihm von Kindheit an zu eigen geweſen und welche die ſpäteren Kämpfe genährt hatten.

Digitized by Google

Was in seinen Schriften nie genug bewundert werden kann, was ihn mit zum echten Dichter machte, der plötzliche Übergang vom Ernst zur ausgelassensten Fröhlichkeit und umgekehrt, das war in Wirklichkeit eine Krankheit, ein schleichendes Übel, das immer mehr Macht über ihn gewann und — sein frühes geistiges Erlöschen herbeiführte, ja schon vorher verhinderte, daß ein zweitgroßes Werk wie der „Ekkehard" entstanden ist. Der unstäte Wechsel in seinen Stimmungen war es auch, der ihn zum „ewigen Wandervogel" machte, er gönnte ihm nur selten eine ruhige Stunde, er gestaltete das fernere Leben des Dichters zu einem beklagenswerten Ausgang, trotz des außerordentlichen Ruhmes, welcher Scheffel in späteren Jahren in wohlverdienter Weise zu teil wurde. „Es liegt eben", wie Goethe so richtig sagt, „um uns herum gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub, doch hier in unsrem Herzen ist der tiefste."

Nichts giebt ein klareres Bild von diesem seelischen Leiden und den inneren Kämpfen des Dichters, als ein Brief vom 5. Mai 1856 aus Lichtenthal bei Baden-Baden an die Gattin des schon einmal erwähnten väterlichen Freundes in Schleswig.

Digitized by Google

Derselbe lautet im wesentlichen: „Ich habe einen recht schlimmen Winter zu erleben gehabt und bin wieder leidend gewesen, so daß ich mich in die Bergluft zurückgezogen habe, um allmählich wieder frisch und stark zu werden.“ (Der Brief macht die Adressatin dann des weiteren mit den Schicksalen des Verfassers während seiner juristischen Laufbahn und mit dessen erstem Entschlüpfen nach Italien bekannt.) „Dort waren mir — 1852 und 1853 glückselige, bittersüße Tage beschieden, — ein neues Leben ging mir auf — die Kunst alter und neuer Zeit, die Farbenpracht wundervoll harmonischer Natur, neue Sprache, neue Menschen — o Gott — es war schön und nicht eine Stunde von Bitterkeit getrübt. Was hätte ich Ihnen alles zu erzählen von Rom und der Campagna, von abenteuerlichem Leben im Albaner- und Sabiner-Gebirge, von Neapel und dem orangendurchdufteten sang- und klangreichen Sorrent, von meiner Meereseinsamkeit auf Capri . . . . . Es wird mir heimwehschwer ums Herz, da ich die Namen schreibe, an denen soviel von meiner besten Jugendzeit geknüpft ist. Und eines, was ich der ganzen Welt verschwiegen, dürfte ich Ihnen anvertrauen, da Sie mich verstehen und

Digitized by Google

nicht auslachen würden, — daß ich nämlich in jenen italiſchen Jahren meine Kräfte ernſtlich erprobt habe, ob ſie noch ausreichen würden, Landſchaftsmaler zu werden; daß ich eine ſchwere Mappe voll Studien heimgebracht, die wohl verſchloſſen und niemand gezeigt in meiner Stube verborgen liegt, und daß ich einen ſchweren, faſt zu ſchweren Kampf gekämpft habe, als ich ſah, daß ich nicht mehr jung genug war, um all das Schwierige der Technik und der erſten verfehlten Verſuche mit dem Erfolg zu überwinden, den ich nötig gehabt hätte, um mich bei beſchränkten Mitteln und bei meiner eigenen Ungeduld aufrecht zu erhalten. So nahm ich von Italien Abſchied mit Wonne und Weh zugleich im Herzen, aber ungebeugt, denn wer ſeine Kräfte an hohem Ziele gemeſſen, der hat immer innerlich etwas erreicht, auch wenn er nicht ans vorgeſetzte Ziel kam. Und die Natur hat mir nun nach dieſem verfehlten Verſuch ein anderes Gebiet erſchloſſen, das mir zwar kein voller Erſatz für das Verlorene, aber immer ein Erſatz iſt — eine ſtets aufs Schöne gerichtete Anſchauung der Welt und einen rechten echten Schmerz, das waren die Früchte, die ich mit heimbrachte, und die haben mich, ohne daß ich ſelber

Digitized by Google

darauf gefaßt war, zum Poeten gemacht. In Deutſchland habe ich ſeither wenig Erquickliches erlebt. Bei dem Drang eigenen Schaffens mußte ich juſt nach dem Gegenteil von dem ſtreben, was die Leute für praktiſch halten, nach Freiheit und Einſamkeit, ſtatt nach einer Stellung in der Welt. Und ich habe manche ſchwere Stunde erlebt im Konflikt mit meinem Vater, der mich immer verſorgt wiſſen wollte, ohne Freunde, die mich verſtanden, lange Monate von ſchwerem Augenleiden heimgeſucht — jetzt, da ich eine größere Arbeit vor die Welt ſtellen konnte, ſind die Leute, die ſich jedem fait accompli fügen, auch zufrieden und laſſen mich in Ruhe.

Aber meine gute Jugend iſt in dieſen Jahren der Prüfung ſtark auf die Neigung gegangen; ich habe meinen Nerven zu viel zugemutet und muß jetzt dafür büßen.

1855 ging ich wieder nach Italien .... aber es war wie das Wiederſehen einer für immer verlorenen Geliebten, ich bin nur um ſo trauriger geworden, zumal da mich die heftige Cholera von Venedig und einer dort begonnenen großen neuen Arbeit verſcheucht hat; kaum heimgekehrt, im vorigen

Digitized by Google

November, wurde ich schwer krank und habe jetzt noch immer mit den Nachwehen zu kämpfen. Aber mein Herz hofft noch auf Sonnenschein, ich meine, es muß jetzt, wo ich die Schwellen des Mannesalters überschreite, wo die Illusionen verschwunden sind und der Ernst des Lebens beginnt, auch wieder eine Zeit klarer und ruhig arbeitender Thätigkeit für mich kommen, und so Gott will, wird der Körper auch wieder rüstig und frisch. Wie es dann weiter mit mir wird, mag das Schicksal bestimmen, das mich bis jetzt geleitet hat .... ich habe einige Aussicht, in München eine Stellung zu bekommen; auch ein Aug' auf einen Katheder in Heidelberg geworfen ... Gott wird alles zum guten fügen. „Schweig, leid und lach — Geduld überwindet alle Sach", hab' ich in einem alten Tiroler Stammbuch gelesen."

Es geht auch aus diesem Briefe, wie aus vielen anderen, der Widerspruch, in welchem er zu sich selbst und folgerichtig auch zur äußeren Welt stand, deutlich hervor; aber auch die oft schon hervorgehobene Thatsache, daß der Dichter selbst in den Zeiten des Trübsinnes und des körperlichen Mißbefindens mit Energie weitere Studien machte und

Digitized by Google

namentlich die Fachlitteratur mit Aufmerksamkeit verfolgte. Davon giebt nachstehendes Gedicht einen drastischen Beweis. Dasselbe wurde dem Verfasser von Herrn Dr. Alfred Holder, dem bereits erwähnten Mitarbeiter des Verstorbenen an der Waltharius-Ausgabe, zur Verfügung gestellt. Das Original befindet sich im Besitze der Familie des im Jahre 1870 verstorbenen Germanisten, Hofrates Adolf Holtzmann, sein Inhalt bezieht sich auf die im Jahre 1855 in Stuttgart erschienene, berühmt gewordene Schrift Holtzmanns „Kelten und Germanen" und auf die Abhandlung, welche Waitz in den „Göttingischen Gelehrten-Anzeigen", Jahrgang 1855, Band I über das Buch veröffentlichte. Der „Strohmann aus Kiel" ist Karl Müllenhoff, welcher in seinem Buche „Zur Geschichte der Nibelunge Not" Holtzmanns Behauptungen entgegengetreten war. Das Gedicht Scheffels lautet:

Ein Nachtgesicht.

Was dröhnen die Gräber und Grüfte
Von Gallien bis an den Rhein?
Es schwingt sich empor in die Lüfte
Ein moderndes Totengebein.

Digitized by Google

Wehklagend strömt es zusammen
In langer, unendlicher Schar:
Weißbärtige, fromme Druiden
Und Frauen, den Eichkranz im Haar,

Kriegsmänner mit fremden Gewaffen,
Streithammer und eherner Keul',
Merlinus der Alte selber,
Er jagt durch die Nacht mit Geheul,

Und wer auf Erin einst, der grünen,
Die gaelische Urzeit erschaut,
Und wer an helvetischen Seen
Sein Haus auf den Pfahldamm gebaut,

Und die aus den kymrischen Bergen
Und die vom bretagnischen Strand
Und die von den rhätischen Gletschern
Und die aus italischem Land:

Sie kommen alle zum großen,
Zum mächtigen Völkerrat,
Dieweil ein deutscher Gelehrter
Sie bitter gekränket hat.

„Wir gingen als Kelten zu Grabe,
Nun sollen Germanen wir sein?

Digitized by Google

O wer eine Heerſtraß' uns zeigte,
Wir würfen die Fenſter ihm ein!"

So tönt in der Waffen Geklirre
Ihr ſchauerlich rotwelſcher Schrei,
Da reitet auf hölzernem Klepper
Ein blaſſer Strohmann herbei.

Der Strohmann ſchwingt höhniſch die Lanze
Und weiſt ihnen Wege und Ziel —
Ich glaub', er führt Böſes im Schilde,
Ich glaube, das Stroh wuchs in Kiel.

Weh' uns! Jetzt ſtürmt es im Fluge
Gen Heidelbergs Mauern heran —
Und das hat mit ſeinem Buche
Der Hofrat Holtzmann gethan.

Wir haben gehört, daß Scheffel in Lichtenthal bei Baden-Baden die Widerherſtellung von einem ſchweren Krankheitsfall abwartete. Im Juni desſelben Jahres ergriff er abermals den Wanderſtab. Scheffel hat einmal Julius Wolff, dem Dichter des „Rattenfängers von Hameln" und andrer Epen erzählt, wie er es mit ſeinen Fußwanderungen gehalten hat. Danach „ſtudierte er im Winter nach Büchern und Spezialkarten ein Stück Land ſo gründ-

Digitized by Google

lich und so lange, bis er genau darin Bescheid wußte, und wenn dann der Frühling kam, hängte der „Wandervogel“, wie er sich selbst nannte, die Tasche um und streifte einsam und vergnügt durch Berg und Thal, wovon er manches kleine ergötzliche Abenteuer zu berichten wußte.“ Diesmal ging es in Gemeinschaft mit mehreren Münchener Freunden in das mittägliche Frankreich, nach Avignon, der „Grande Chartreuse“ und in das Thal Vaucluse. Kurz vorher hatte die mächtige Überschwemmung stattgefunden, die Eisenbahn von Tarascon nach Avignon war kaum wieder in stand gesetzt worden, als Scheffel „aber fragt mich nur nicht, wie?“ — so schreibt er ironisch — dieselbe benutzte. „Niemals habe ich einen so vollkommenen Eindruck von sündflutlichen und nachsündflutlichen Zuständen davongetragen, wie auf dieser Fahrt, und mancher der Mitfahrenden schaute mit hellen Thränen im Aug' oder laut wehklagend auf das weiland so schöne Land hinaus, dessen Kornfelder, Olivenpflanzungen und reich wie Gärten angebaute Parzellen mit dem ganzen eben reifen Erntesegen alles unter einem Schlamm begraben ruhten. Kaum mag ein Schlachtfeld schrecklichere Bilder aufzuweisen haben, als eine

Digitized by Google

ſolche Wahlſtatt elementaren Kampfes; — das waren nicht mehr die „ſchönen, liedervollen, wonnigen Provencerthale," von denen Lenau ſingt:

Heißer glüht der Kuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten,
Süß're Labung lauſcht die Quelle,
Kühler ſäuſeln hier die Schatten . . ."

Drei Aufſätze über dieſe Reiſe befinden ſich, mit Zeichnungen von Scheffels eigener Hand geſchmückt, in Weſtermanns „Illuſtrierten Deutſchen Monatsheften", 2. Band, Jahrgang 1857. Sie widerſpiegeln vollſtändig die Gemütsverfaſſung ihres Erzeugers. Die novelliſtiſche Form tritt faſt völlig zurück, an erſter Stelle zeigt ſich der Gelehrte und der ſkeptiſche Beobachter, ja mitunter eine nur ſchwer verhaltene Verbiſſenheit, die dann allerdings am „Quell Petrarcas" einer wehmütig ſanften Stimmung Platz macht, wie es bei der Gemütsanlage des Dichters nicht anders zu erwarten iſt. Recht ergötzlich und ſtark gepfeffert wird von ihm Herr von Thümmel abgekanzelt. „In der Hoffnung, über Land und Leute etwas zu erfahren, hatte ich den vielgeprieſenen Touriſten zu mir geſteckt, aber zu

Digitized by Google

meiner Betrübnis mußte ich wahrnehmen, daß man etliches von der glückseligen Natur eines Haarkräuslers oder Tanzmeisters, oder von der „schönen Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig“ in die Adern gemischt haben muß, um diesen „Klassiker deutscher Nation“ auf dem Schauplatz seiner Thaten mit Genuß würdigen zu können. Es mag seiner Zeit sehr pikant gewesen sein, als vornehmer Hypochonder mit einem treuen Johann und einem wohlgenährten Mopse südwärts zu ziehen, um „durch Rütteln und Schütteln der Postchaise den freien Gebrauch der blasierten Seelenkräfte wieder zu erlangen“ . . . . aber wer außer der süßen Person des mit verführerischen Brusttüchern und Schürzen so ernste Kämpfe kämpfenden Hypochonders noch etwas von den mittäglichen Provinzen oder den gesellschaftlichen Zuständen des Landes, das damals in stiller Schwüle gewaltigen Dingen entgegenging, kennen zu lernen wünscht, der belastet sich vergeblich mit diesen vier Bänden . . . . und daß in diesem kritischen, geschichtlichen Jahrhundert der verdauungsgestörte und aus medizinischen Gründen leichtsinnige Reisende durch Frankreich als Klassiker deutscher Nation der gläubigen Lesewelt gespendet

Digitized by Google

wird, das ist ein heiteres Stück, worüber er vielleicht selber im Grabe ein Lächeln aufschlägt, und beweist eben, daß die deutsche Nation ein unabweisbares Bedürfnis hat, alles, alles, selbst ihre Klassiker octroyiert zu erhalten." Hätte Scheffel in die Zukunft blicken können, so würde er wahrscheinlich gerechter über uns gedacht haben. Dem berechtigten Ausfalle beigegeben ist eine Abbildung, in der sich Scheffel von einer neuen Seite, als ganz brauchbarer Karrikaturenzeichner zeigt. Man erblickt den Reisewagen des seligen von Thümmel, in dessen Polstern der „Klassiker" spazieren schläft. Auf dem Rücksitze hockt der feiste Mops, „der im schönen Süden an Schwermut" gestorben ist, auf dem Bocke thront der treue Johann mit den Händen in den Rocktaschen.

Nicht ohne Absicht ist eine wörtliche Uebersetzung eines Zwiegespräches aus dem 1496 von dem gelehrten Buchdrucker Johann von Amerbach in Basel herausgegebenen „Franciscus Petrarcha Opera" in die Reisebriefe verflochten worden. Das Zwiegespräch handelt von der Schriftstellerei (De scriptorum Fama) und wird von dem Gaudium und der Riato geführt. Scheffel wollte jedenfalls zeigen, daß

Digitized by Google

die Ansichten der Ratio sich mit den seinen decken. Dieselben gipfeln in dem Ausspruche: „Wenn Du der Nachwelt nützen willst, so giebt es nichts Edleres (nämlich als zu schriftstellern); willst Du Dir aber lediglich einen Namen erwerben, so giebt's nichts Eitleres und Du bewirkst mit Deinem Unsinn nur, daß das Papier teurer wird, als sonst." (Gaudium: „Ich schreibe und hoffe mir Ruhm davon.") Ratio: „Ich habe Dir bereits gesagt: Wenn Du eine Ernte hofffst, so würdest Du besser thun zu pflügen oder zu graben, denn es ist sicherer, in den Erdboden als in den Wind zu säen. Und der Eifer berühmt zu werden und das hartnäckige Schriftstellern hat zwar einige als berühmte Leute, unzählige andere aber als Narren und arme Teufel ins Greisenalter befördert und dem Pöbel das traurige Schauspiel bereitet, sie als nackte Schwätzer zu betrachten. Sehet Euch vor, während Ihr schreibet: Die für bessere Beschäftigung taugliche Zeit zerrinnt; Euch selber entrückt und in träumendem Schlaf bemerkt Ihr es nicht, bis spät Euch Alter aufrüttelt und Armut." Und Scheffel selbst zieht die Folgerung aus diesem menschenkundigen Vermächtnis Petrarcas, das die Gegenwart sehr be-

Digitized by Google

herzigen sollte. Er sagt: „Es fällt schwer, sich eines Kommentars zu diesem Zwiegespräch zu enthalten; der Leipziger Schillerverein dürfte füglich, mit dem Gedenkspruch aus des Dichters vierter Ekloge:

Sorte tua contentus abi, citharamque relinque!

einen Separatabdruck veranstalten und ihn zu Nutz und Frommen aller, die noch Opfer der Schreibkrankheit zu werden drohen, auf Schulen, öffentlichen Plätzen, Kanzleistuben, Bierkellern, Kaffeehäusern und wo sonst hoffnungslose Kandidaten des Schriftstellertums vorzukommen pflegen, verteilen lassen."

Ein zweiter, aus Scheffel selbst kommender Herzenserguß über das Elend des Schriftstellertums befindet sich an folgender Stelle: „. . . Unterdes war Godefroy Lefort, der Kutscher, an die Felswand hinübergegangen und kam mit einem wahren Gebüsch von Lorbeer in der Hand zurück. „Monsieur," sprach er, „un souvenir de Pétrarque!" Er ergriff ohne weiteres meinen Hut und steckte einen Zweig darauf; „grenouille de Dieu," fuhr er fort und zeigte auf mein unvorsichtiger Weise offen an der Mauer liegen gebliebenes Taschenbuch:

Digitized by Google

— „j'ai bien vu que vous êtes poète vous-même, ça me parait bien belle chose, d'être poète!“ ..... Im ſtillen aber dachte ich: „Wackrer Roſſelenker von Avignon! Wenn Du wüßteſt, was für Freuden am Lebensweg eines Poetleins des neunzehnten Jahrhunderts wachſen, wenn Du wüßteſt, was für böſe Männer in Leipzig und anderwärts hauſen, die unſereines wie die Sardellen behandeln, die Köpfe abſchneiden, das Herz ausweiden, ranzig Öl über uns gießen und Leiche an Leiche in die Totenſchreine ihrer Geſchichtskompendien einmarinieren, — wenn Du wüßteſt, wie wenig es ſich, wofern Du nicht wenigſtens „bürgerlicher Realitätenbeſitzer“ biſt, rentiert, wenn „ein waltender Gott den hohen Geſang Dir verliehen hat“, wie die Laura von heutzutage, und wenn Du eine Million Sonette zu ihrem Preis ſängſt, Dir doch einen Korb giebt, um dem Salomon Alpari oder einem andern ſtreitbaren Mann vom Crédit mobilier die Hand zu reichen .... ich zweifle, wackerer Godefroy Lefort, ob Du noch einmal ſagen würdeſt: Ça me parait bien belle chose, d'être poète!“

Scheffel bricht in den Reiſebriefen mannhaft eine Lanze für den vielverkannten Italiener und

Digitized by Google

vertieft sich mit einem seltenen, liebevollen Wohlwollen in dessen Werke und Persönlichkeit. Er greift bei dieser Gelegenheit das trockene Pedantentum in der deutschen Gelehrtenwelt, der er doch selbst zum Teil angehört, mit der ihm üblichen scharfen Satire rücksichtslos an. Er berührt die verschiedenen Urteile über Petrarca, wie dieser Mann viel geschmäht und wie wenig er nach Gebühr gewürdigt worden ist, und fährt fort: „Gedenk' ich eines Mannes am grünen Neckar, den ich an manch schönem Sommertag auf der Kegelbahn des Heidelberger Museums so manch schönen Wurf ins Volle und nur selten einen „Pudel" schieben sah, gedenk' ich des verehrten Lehrers, der als oberster Hofrichter über italienische Poesie zu Gericht sitzt, dann kommt wieder ein ander Petrarcabild zum Vorschein: Weh Dir, Meister Francesco, rausche traurig, o Quell von Vaucluse, klaget, ihr Nymphen der Sorgue, zittert, ihr Pappeln des Dichtergartens, zerspringt, ihr Saiten provençalischer Mandolinen . . . die deutsche Litterar-Historie ist über euren Freund gekommen, eine schreckliche Alte, unbekannt der glücklichen Jugend der Menschheit; sie trägt ein Schnurrbärtchen um die Lippen, Warzen am Kinn und vor Rheumatis-

Digitized by Google

mus schützende Filzschuhe, — mit Papierschere und Rasiermesser werden die seligen Dichterleichen seciert, Excerpte und Aktenbündel herbeigeschleppt, Totengericht gehalten und das Urteil mit Entscheidungsgründen ausgefertigt, — alles so gelehrt, so unzweifelhaft, so hochnotpeinlich, daß keine Berufung und keine Begnadigung mehr möglich ist. Armer Petrarca, auch Deine Sündenregister sind gefertigt, die Schleier gelüftet, — leg ab den Königsmantel, zahle die Sporteln Deiner Verurteilung und zeuch ein in das große Zucht- und Arbeitshaus, das die deutsche Kritik statt eines Pantheons den Poeten zu erbauen pflegt! . . . . . Es mag sein! . . . Die Toten schlafen ruhig und lassen sich vieles gefallen, bis sie aus den Gräbern steigen. Es war mir ziemlich gleichgiltig, was in den „schwarzen Büchern" der Nachwelt über den Mann eingetragen steht, dessen Haus ich besuchte; der Geschichtsschreiber hat das „privilegium odiosum," aus den Gewändern der Dahingeschiedenen den Staub herauszuklopfen, — andere freut anderes. Im Schatten der Gartenmauer an der Sorgue gelagert, las ich wiederum im Buch der Reime, und weil mir das Sonett: „per mezz' i boschi inospiti e selvaggi"

Digitized by Google

juſt gut gefiel, begann ich zur Kurzweil es frei zu verdeutſchen und ſchrieb in mein Taſchenbuch, wie folgt:

Petrarcas Wanderlied.

Ardenniſcher Wald, unheimlicher Tann!
Kaum durchreitet im Harniſch und Helm ſonſt ein Mann
Das Revier der Räuber und Diebe.
Doch wehrlos wandr' ich — es ſchreckt mich nichts,
Ich wandre dahin in den Strahlen des Lichts,
Des Lichts lebendiger Liebe.

Und ich ſinge mein Lied, o Du täuſchender Traum,
Als trüg' es herüber trotz Zeit und trotz Raum
Sie, die meine Augen ſuchen.
O Du täuſchender Traum! Schon wähn' ich ſie hier,
Viel Damen und edle Fräulein bei ihr,
. . . Doch ſind's nur Tannen und Buchen.

Und horch! Was ſchlägt an mein lauſchend Ohr?
Rauſcht nicht aus Äſten und Zweigen hervor
Ihrer Stimme melodiſches Grüßen?
O Du täuſchender Traum! — Nur der Vogel ſingt,
Über Moos und Kräuter der Bergquell ſpringt
Und murmelt leis im Entfließen.

Keines Menſchen Fuß hallt weit und breit,
Der ſchweigende Hauch der Waldeinſamkeit

Digitized by Google

Umweht mich mit schauernder Wonne.
Ardennischer Wald, wie hätt' ich Dich gern,
Stünd' Deinem Dunkel nicht allzu fern
Meiner Liebe leuchtende Sonne!

Scheffel ist in in der That nie mit den Zopfgelehrten eins gewesen und er hatte von seiner eigenen Individualität heraus recht, sie anzugreifen. Denn was immer an gelehrter Prosa und an gelehrter Poesie er uns auch gegeben hat, das ist durchtränkt von einer allmächtigen Liebe zu der menschlichen Gesellschaft; man hört aus seinen Worten, welchem Zeitmaße sie auch immer gegolten haben, den Flügelschlag eines unendlichen seelischen Empfindens, den Harfenton menschlicher Duldsamkeit, nicht das oberflächliche, neidische, gefühllose Durchhecheln derjenigen Geistesgrößen, welche der eigenen Persönlichkeit und dem eigenen Geschmacke entgegenstreben. Nicht der kaltnüchterne Verstand, sondern das lebendige, warmblütige Herz ist der Barometer der Wahrheit. Folgendes Sonett, welches Scheffel am Quell von Vaucluse niedergeschrieben und dessen Ende er in den angezogenen Reisebriefen veröffentlicht hat, spricht diesen Gedanken in den schönen Schlußworten aus:

Digitized by Google

Graugelber Fels von wen'gem Grün umſchlungen,
Senkrechte Wand, das enge Thal verſchließend,
Ein Feigenbuſch, dem kahlen Spalt entſprießend,
Stilltiefer Quell, dem Bergesgrund entſprungen:

Das iſt der Ort, wo einſt Petrarc geſungen,
Der Einſamkeiten ſtilles Glück genießend
Und alte Lieb' in jungen Liedern büßend —
O Thal von Vaucluſe, o Erinnerungen!

Ein halb Jahrtauſend iſt thalab gerauſchet,
Seit hier die Nymphen Lauras Freund belauſchet,
Stumm ruht die ſchatt'ge Wildnis und verſchwiegen.

Doch ewig quillt, wie hier Petrarcas Quelle,
Der Dichtung Born in bergesfriſcher Welle:
Was aus der Tiefe kommt, kann nie verſiegen!

Digitized by Google

Siebenter Abſchnitt.

Im Münchener Muſenhof. Der Bibliothekar. Auf Reiſen.

(1857—1861.)

Es hatte ſich inzwiſchen in der Iſarſtadt unter dem Schutze des den ſchönen Künſten holden Königs Maximilian II. ein großer Kreis von berühmten Meiſtern der Dichtkunſt und der Malerei und von Gelehrten verſammelt. Auch Jünger derſelben, welche ihre Namen ſpäter ebenfalls in Ehren berühmt gemacht haben, hatten ſich eingefunden. Emanuel Geibel, der mit anderen vom Könige nach München berufen worden war, hat jenen Muſenhof in Iſarathen und ſeinen hochherzigen Beſchützer, um den ſich Männer wie Moritz von Schwind, Franz von Kobell, Wilhelm Riehl, Dönniges, Hermann Lingg, Heyſe, Bodenſtedt geſchart, mit den feierlichen Worten geprieſen:

Digitized by Google

Und oft, wenn vor dem wissensdurst'gen Geist
Ein Strahl ihm aufging jener Gotteskraft,
Der ewig Einen, die im leisen Blühn
Der Pflanze, wie im Auf- und Niedergang
Der Völker und der Zeiten sich enthüllt:
Da flog ein Leuchten über seine Stirn,
Und höher schlug sein Herz, als wär' er selbst
Der Weisheit Jünger, nicht ihr Vogt und Hort.
Doch liebt' er's, wenn um solcher Stunden Ernst
Erheiternd sich der Kranz des Schönen flocht;
Und wie er selbst in jungen Jahren wohl
Geprüft die Saiten, bis des Scepters Pflicht
Ungern das holde Spiel ihn meiden ließ,
Verlangt' ihn nach der Muse Gastgeschenk.
Denn göttlichen Geschlechts noch ehrt' er sie,
Und in der Forscher strengen Kreis entbot
Er, die ihr dienten, daß sie mit Gesang
Des Busens Wellenschlag ihm schwichteten.

Nach München zog es nun auch Scheffel, als er von seiner Reise nach Südfrankreich zurückgekommen war. Hier in dieser künstlerischen Atmosphäre hoffte er nicht nur ganz zu gesunden, sondern auch die Kraft zur Vollendung des in Italien begonnenen Romanes zu finden. Und in der That, die Wahl des Aufenthaltes war für Scheffel eine

Digitized by Google

günstige gewesen. Er begann wirklich wieder zu arbeiten; er übernahm neben Professor von Riehl die Redaktion des großen Werkes „Bavaria, Völker- und Länderkunde des Königreichs Bayern.“ In München war er indessen nicht der einzige Vertreter des väterlichen Namens, und daß er es nicht war, wurde sein Glück, der Sporn zum tüchtigen Schaffen. Seine Schwester Marie war inzwischen herangewachsen und hatte sich zu einer duftigen Blume erschlossen. Für Joseph, der von Kindheit an mit fast mütterlicher Zärtlichkeit um sie besorgt gewesen — es wurde weiter oben bereits bemerkt, daß die Schöpfung der „Charakterkatze“ Hiddigeigei wohl auf die Vorliebe der Schwester für das Katzengeschlecht zurückzuführen ist —, war sie alles, denn in ihr fand er alles vereinigt, was an einem Weibe anbetungswürdig erscheint, eine seltene Schönheit des Geistes und des Körpers und einen Charakter, der so lauter und rein wie ein ungetrübtes Glas erschien. „Was war es für ein herrliches Geschöpf!“ hat Felix Dahn von ihr gesagt. „Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne, schön mit ihren prachtvollen goldbraunen Flechten, und von herzgewinnender, unwiderstehlicher Anmut des Leibes

Digitized by Google

und mehr noch — der Seele. Tief, innig, echt poetisch, ohne jedes sentimentale „Gethu“ — wie wir an der Isar sagen —, voll des köstlichsten schalkhaftesten Humors, von unvergleichlicher Innigkeit, Sinnigkeit und angeborner Lieblichkeit jeder Bewegung, der Stimme, des Aufschlagens der langen Wimpern, des seelenvollen, hellbraunen Auges. Ich sehe noch — nach einem Menschenalter! — ihr reizendes Lächeln, wenn sie die alemannischen Gedichte Hebels oder — und das stand ihr am holdesten! — die kleinen Scherzgedichte ihrer Mutter in jener Mundart vortrug.“

War es nun der Umstand, daß Marie in der Ausübung des Faches unbehindert war, das sich Scheffel trotz der ihm dargebrachten Liebe spröde verschlossen hatte, — der Malerei, oder war es das Weh einer verschmähten Jugendliebe, welches nach Friedrich von Bodenstedts Meinung in ihm nagte? Eines jedenfalls machte beide Geschwister in München zu einem schier unzertrennlichen Ganzen, und es soll rührend anzublicken gewesen sein, wie herzlich die beiden Scheffels für einander sorgten und mit einander schufen. Und dieses innige Verhältnis sollte von der unbarmherzigen Vorsehung so jäh

Digitized by Google

zerstört werden! In kurzer Zeit sah sich Scheffel wieder aus allen seinen Himmeln gerissen, sah er ein gutes Teil seiner selbst für immer in die kühle Erde gebettet. Der damals in München wütende Typhus raffte auch Marie Scheffel, fast von heute zu morgen dahin. „Ich erinnere mich des Falles noch sehr genau", schreibt Friedrich von Bodenstedt. „Scheffels Wohnung lag nicht weit von der meinigen. Wir waren eines schönen Abends zusammen mit seiner Schwester und meiner Frau bei einer Baronin von Mettingh, welche sich in hohem Alter — sie zählte damals schon über achtzig Jahre — eine so merkwürdige Frische des Geistes und Gedächtnisses bewahrt hatte, daß sie bei ihrem reichen Wissen und ihrer großen Welt- und Menschenkenntnis für die bedeutendste Frau in ganz München galt .... An jenem Abend nun gestaltete sich die Gesellschaft bei der Baronin von Mettingh besonders anmutig durch Fräulein Scheffel. Alt und jung war von ihrer Erscheinung entzückt. Es ging wie ein Zauber von ihr aus, dem sich die Damen ebensowenig entziehen konnten, wie die Herren, und der auch merkwürdigerweise Neid und Eifersucht, die gewöhnlichen menschlichen Regungen bevorzugten

Digitized by Google

Persönlichkeiten gegenüber, gar nicht aufkommen ließ. Einer flüsterte dem anderen zu: „Welch ein entzückendes Geschöpf!“ Als wir nach Mitternacht heimkehrten, saß im Wagen Scheffel meiner Frau, und ich seiner Schwester gegenüber, welche beim Abschiede sagte: „Welch ein schöner Abend war das!“ Das waren die letzten Worte, welche ich von ihr hören sollte; schon am nächsten Tage kam die Kunde von ihrer Erkrankung, der sie bald zum Opfer fiel.“

Das Leben birgt sogestalteter Trauerspiele eine Menge. Doch selbst den Fernstehendsten ergreift es mit Wehmut, wenn er die kalte Hand des Todes in den Frühling eines Menschenlebens hineingreifen sieht. Man ahnt also den furchtbaren Eindruck, den das schmerzliche Geschehnis auf Scheffel machen mußte, in dessen zartbesaitetem Innern jedes Ereignis, gleichviel ob fröhlicher, ob trauriger Natur, auf lange hinaus nachzuklingen pflegte. Er sollte durchaus, wie es schien, kein ungetrübtes Glück genießen. Noch ehe es in Scheffel dämmerte, daß er zu einem „stolzen Poetenlos“, wie Ferdinand Freiligrath sich ausgedrückt hat, auserlesen, drückte ihn bereits ein neidisches Schicksal so sehr darnieder,

Digitized by Google

daß bei seinem weichen Gemüt an ein Aufkommen nicht mehr zu denken war. Seine eigenen und seiner Freunde Bemühungen, ihn der Dichtkunst wiederzugewinnen, waren so gut wie vergebens aufgewendet. Als ein wirklicher Schmerz, wie es der Tod der heißgeliebten Schwester für ihn gewesen ist, an ihn herantrat, da fand er bereits den fertigen Dichter vor. Und der — verstummte. Einige nähere Freunde Scheffels wollen wissen, daß dieser in München an dem schon erwähnten Romane „Tizians Ende" eingehend zu arbeiten gedachte, und er scheint es auch thatsächlich gethan zu haben, denn er soll damals sich geäußert haben: „Ist es nicht ein Verhängnis, daß ich in München eine Arbeit begann, drin ich allen Glanz einer edlen, jugendschönen, der Kunst zugewandten Weiblichkeit in Gestalt von Tizians Schülerin Irene schildern wollte und zu Marien sagte: „Wenn was Gutes hineinkommt, ist's von Dir, aber sie muß frühe sterben, die Gestalt meiner Dichtung!" Jetzt kommt der Tod und reißt mir mein bestes Leben von der Seite, und ob ich je wieder eine Feder anrühren kann, weiß ich nicht!" Aus dieser Äußerung, ebenso daraus, daß er sich einbildete, er hätte durch sein Zureden zur Reise

Digitized by Google

der Schwester nach München deren Tod veranlaßt, geht hervor, daß Scheffel nicht frei von Aberglauben war. Später hat sein häufiges Erkranken eine Art Schwarzseherei in ihm ausgebildet, die auf seine Umgebung äußerst peinlich wirkte. So sprach er bereits viele Jahre vor seinem wirklich erfolgten Tode unaufhörlich von seinem demnächstigen Dahinscheiden! Felix Dahn dagegen berichtet in der vom Hofrat Bartsch herausgegebenen Heidelberger Jubiläums-Chronik „Ruperto Carola" von einem anderen Romane, der in München zum Teil ausgearbeitet wurde und im Zusammenhange mit Scheffels letzter Reise stand. Dieser sollte die Kämpfe der Albigenser in Süd-Frankreich gegen die Inquisition des Papsttums im XIII. Jahrhundert schildern und auch nach Rom und Venedig hinüberspielen. „Scheffel las mir die Eingangskapitel teils vor, teils gab er mir die Reinschrift zu lesen: sie zählten zu dem Allerschönsten, Ergreifendsten, was Scheffel gedichtet hat! Gleich das erste Kapitel, welches den Gottesdienst der frommen, armen Berghirten schildert, wie sie, aus den faulen heuchlerischen und verweltlichten Zuständen der Staatskirche hinweg nach reinerer Gottesverehrung sich sehnend, aus dem Thal empor-

Digitized by Google

steigen auf die höchsten Gipfel der Berge und hier ohne Kirche und Altar beim Aufgang der Sonne ihre weihevolle Andacht verrichten, wobei sie dann von den Spähern der Inquisition überrascht werden, war von hinreißender Schönheit . . . . Die Heldin, die weibliche Hauptgestalt, war seine Schwester gewesen: es war ihm nicht möglich, an dieser Figur weiter zu arbeiten." Da Scheffel auch späterhin nicht im stande war, eine Vollendung der begonnenen Arbeiten vorzunehmen, so hat der Tod seiner Schwester das ganze Deutschland um einen reichen Hort echt Scheffelscher Poesie ärmer gemacht.

Vor Schmerz selbst fast leblos, geleitete der junge Dichter die Tote auf demselben Wege nach Karlsruhe zu den erschütterten Eltern zurück, den beide kurze Zeit vorher wie ein zärtliches Brautpaar mit hoffnungsfreudigen Blicken und Hand in Hand in umgekehrter Richtung zurückgelegt hatten. Als man, was an Marie Scheffel sterblich gewesen, unter großer Beteiligung der heimischen Erde übergeben hatte, erschien in der Karlsruher Zeitung der folgende poetische Nachruf, dessen Verfasser zweifellos in Joseph Scheffel zu suchen ist:

Digitized by Google

Gleich einer Fee lichtumfloſſnen Walten
War Deines Erdenwallens kurzer Lauf,
Nicht ird'ſche Sorgen durften Dich beflecken,
Drum ſchwebteſt früh zum Paradies Du auf.
Zu groß für dieſes Lebens niedres Ringen,
War Deine Seele himmliſch mild und rein,
Dein Geiſt vermählte ſich dem Urquell wieder,
Zog frei in ſeine ew'ge Heimat ein.

Es kränzten Kunſt und Genius Deine Wiege,
Sie flechten eine Krone auf Dein Grab,
Die Freunde, die Dich liebten und verehrten,
Viel heiße Thränen weinen ſie hinab.
Doch die, in deren Mitte Du einſt ſegnend
Wie ein verklärter Engel haſt geweilt,
Sie blicken ſchmerzzerriſſen nun nach oben,
Wohin, ſo jung, Dein edler Geiſt enteilt.
In unſren Herzen ſei voll frommer Liebe
Ein Denkmal der Erinn'rung Dir geweiht,
Bis wir in jenem Land Dich wiederfinden,
Wo Herz an Herz und Seel' an Seel' ſich reiht.

In Karlsruhe hielt es den Dichter nicht lange; er fuhr nach Heidelberg hinüber, um in dieſem Jungbrunnen ſeines Leides einigermaßen ledig zu werden:

Digitized by Google

Nun stoß ich meinen dürren Stab
In diese geweihte Erde,
Daß er in neuem Blatt und Laub
Ein Schattendach mir werde.

Nun ströme, du rheinisch Traubenblut,
Du Hort unsäglicher Gnaden;
In deiner verjüngenden Feuerflut
Will ich gesund mich baden.

Ein von dort aus an einen Zeichner der „Fliegenden Blätter" in München gerichteter Brief giebt uns Aufschluß über des Dichters sich aufbessernde Stimmung. Doch scheint Scheffel eine solche mit Gewalt herbeigeführt zu haben, denn eine Lieblosigkeit war ihm nicht zuzutrauen; suchte er die Geselligkeit des „Engeren", als kaum ein halbes Jahr nach dem Trauerfalle verflossen war, in hervorragender Weise wieder auf, so geschah es lediglich aus dem Grunde, sich über den noch wühlenden Schmerz in seinem Innern hinwegzutäuschen. Es wäre zu wünschen gewesen, er hätte diesen Weg auch im späteren Leben eingeschlagen und sich nicht in der Einsamkeit des Gebirges begraben. Der bewußte Brief lautet:

Digitized by Google

Lieber Freund!

Nach langer trauriger Zeit möchte ich Ihnen einen Gruß schicken. Beiliegendes Blatt macht Ihnen, dem vortrefflichen Gestalter des Rodensteiners, vielleicht Freude — und den Fliegenden Blättern, die ich bestens zu grüßen bitte, auch: Ich meine, man könnte den Rodenstein, so wie er das wilde Heer anführt, zu einer typischen Gestalt machen, auf die — poetisch wie malerisch — noch vieles aus großer Vergangenheit des Trinkens abgeladen werden könnte.

Ich werde nach Kräften hier in Heidelberg, wo allezeit viel um Zapfen gesessen wird, mich um seine weiteren antecedentia bemühen. Die drei Dörfer-Vertrinkung des beiliegenden Liedes würde, wie mir scheint, drei schöne Illustrationen verdienen:

1. Der große volle Saus und Braus,
2. weitertrinkend mit mäßigeren Mitteln,
3. abgebrannt (oder der Blick in die Zukunft, wo die Jugend das dritte Dorf vertrinkt).

Überlegen Sie sich die passendste Form. Aber behalten Sie ja die Rodensteinerfigur vom wilden Heer in ihren Grundzügen bei.

Das wilde Heer mit ihrer prächtigen Illustration ist hier sehr heimisch und sangbar geworden.

Digitized by Google

Dabei fällt mir noch was ein. Ich kenne niemand, der mit Kompositionen bummliger, aber schöner Musik sich befaßt. Wüßten Sie nicht vielleicht in München einen sachkundigen Mann, der sich entschlöße, das zeitgemäße, edle Ausschreiben des Mainzer Karnevals durch musikalische und „dem närrischen Zwecke entsprechende" Inmusiksetzung dieser Rodenstein-Trilogie zu honorieren?

Komische Musik! — — ich meine, die sollte auch noch eine Zukunftsmusik werden können.

Aber die Frist — 22. Dezember, ist kurz. Vielleicht wissen Sie einen „richtigen" Komponisten.

Ich grüße Sie von ganzem Herzen und möchte gerne wieder einmal in München und auf Ihrer traulichen kleinen Stube sein. Aber meine Erinnerungen sind allzu herb, als daß ich an ein Wiedersehen denken kann. Ich vegetiere so hin; zur Zeit in Heidelberg, wo ich den Winter über bleibe.

Adresse: beim Geheimen Rat Leonhard am Klingenthor, — oft fröhlich — noch öfter traurig, und dem Leben keinen Reiz mehr abgewinnend.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gut Ihrem

Jos. Viktor Scheffel.

Heidelberg, 29. September 1857.

Digitized by Google

An Herrn v. Schwind, sowie an seine Gemahlin und die Kinder — und die ganze holzvertäfelte unterirdische Klause, wo ich so manchen Abend fröhlich saß — tausend Grüße.

Im folgenden Jahre erschien abermals in den Westermannschen Monatsheften eine Arbeit Scheffels, welche im vorhergegangenen Jahre entstanden war. Diesmal war es eine Novelle, „Hugideo, eine alte Geschichte" betitelt. Sie ist erst vor zwei Jahren in Buchform erschienen und hat es bereits bis zur vierten Auflage gebracht. „Hugideo" ist ein kleines Genrebild geblieben, wie es der Dichter zur Zeit seiner nicht sehr der Arbeit holden Stimmung gemäß angelegt hatte. Man kann das nur bedauern, denn über der Erzählung liegt ein so ausgesprochener poetischer Duft, daß der mangelhafte Schluß den Leser notwendigerweise verletzen muß. Der Dichter läßt uns nur ahnen, in welchen Beziehungen der Juthung Hugideo, die schöne Römerin Benigna Serena und der Centurio mit einander gestanden haben, auf dessen Dolch der Wahlspruch prangte: „Fortes adjuvat ipsa Venus". Es wäre Scheffel hier ein Leichtes gewesen, seine „alte Geschichte" zu einem Kulturbilde zu erweitern, in dem

Digitized by Google

er in seiner anschaulichen Weise den Untergang des Römertums, das siegreiche Vordrängen der hunnischen Scharen hätte schildern können. Daß er es selbst später nicht gethan hat, als er die Buchausgabe des „Hugideo" besorgte, läßt mich vermuten, daß ihm weniger daran gelegen war, eine formvollendete, kulturgeschichtliche Novelle zu schreiben. In diesem um seine Liebe betrogenen Juthung, der in der Einsamkeit mit der Büste seiner Geliebten einen gottähnlichen Kultus treibt, möchte ich ihn selbst, in der letzteren das versinnbildlichte Andenken an seine Schwester erblicken.

Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
Te teneam moriens deficiente manu.

Und für dieses Totenopfer wählte Scheffel die Form der geschichtlichen Novelle, einmal weil er so am leichtesten seine eigene und der Schwester Persönlichkeit verstecken konnte, andrerseits, weil es ihm, dank seiner lebhaften Phantasie, ein Bedürfnis geworden war, jedes Geschehnis, jeden Vorgang mit Hilfe derselben zu einem kleinen Roman auszuspinnen. Selbst mit dem unbefriedigenden Schlusse ist „Hugideo" eine sehr lesenswerte Arbeit Scheffels,

Digitized by Google

die, trotz des kleinen Rahmens, in dem sich die Novelle abspielt, mit allen Reizen der Muse und der Sprache dieses Dichters ausgestattet ist. Selbst der Humor hat in ihr eine Stelle gefunden: „Alles muß ruiniert sein! sagt Herzog Krokus' selige Großmutter."

Von Heidelberg reiste Scheffel zur Enthüllung des Goethe-Schiller Denkmals nach Weimar, wo er sich im damals Roltsch'schen Hause am Markte, 2 Treppen hoch einquartierte. Der Aufenthalt dort auf geweihter Erde, die wiederholte Reise durch die Thüringer Lande, vor allem der Besuch der Wartburg mit ihren Schwindschen Fresken regten neue Gedanken in ihm an. Wenn einer der Mann dazu gewesen ist, die höfische Zeit der deutschen Minnesänger zu verherrlichen, jene Periode der klassischen Blüte deutscher Dichtung, so war es Scheffel. Sein urdeutsches Wesen und sein allumfassendes Wissen drängten förmlich zur Ausarbeitung eines so geschichtlich wertvollen, idealen Vorwurfes, der des Dichters ganzer Veranlagung entsprochen hätte. Scheffel fühlte es und zögerte auch nicht, mit den Vorarbeiten zu beginnen. Der kunstsinnige Großherzog Karl Alexander, den der „Ekkehard" be-

Digitized by Google

sonders angesprochen, zögerte nicht, dem Dichter bei einem späteren Besuche das Versprechen abzunehmen, einen Wartburg-Roman zu schreiben. Der scharfsichtige Fürst hätte Scheffel gern als Bibliothekar fest an seine Umgebung geknüpft, doch diesen hatten die Reiseerlebnisse in Thüringen und das Stillsitzen in Donaueschingen das Blut viel zu sehr in Wallung versetzt, als daß ihn selbst dieser ehrenvolle Antrag zur Seßhaftigkeit hätte veranlassen können. Er versprach dem Großherzoge den Roman, vergaß aber, ihm und dem deutschen Volke das Wort zu halten; er hatte seine unselige schwankende Natur, die ihn durchaus keine größere Arbeit mehr vollenden ließ, nicht in Rechnung gezogen. An Stelle des großangelegten Romanes kamen einige Jahre später zwei fragmentarische Arbeiten an die Öffentlichkeit: „Frau Aventiure“ und „Juniperus“.

Es gehört an diese Stelle ein Brief, den Oberamtsrichter Schwanitz in Ilmenau in seiner Festschrift gelegentlich der Einweihung des Scheffel-Denkmals in Ilmenau — des ersten in Deutschland — veröffentlicht hat. Er bildet ein bedeutsames Beweisstück für des Dichters Entwicklungsgang und

Digitized by Google

verdient daher die weiteſte Verbreitung. Er lautet mit den Anmerkungen des Empfängers:

„Lieber, teurer Jeremias! Die Zeit fliegt ſchnell; es fällt wirklich ſchwer aufs Herz, daß es September war, da ich an Deiner Seite ſo gute, echte, an alte glänzende Jugendzeit gemahnende Stunden verbrachte,[1] und daß wir jetzt März zählen, eh' ich Dir ein Lebenszeichen aus der Ferne gegeben. Aber ich hab' viel und Wechſelvolles ſeither erlebt, — Wanderung, Ein- und Ausquartierung, Antritt eines neuen Berufs . . . allerhand hat mich kaum zu Atem kommen laſſen. Item, um mit dem Thüringerwald zu beginnen, ſo war's gar eine gute, friſch ins Gedächtnis eingeſchriebene Wanderfahrt, die ich Deinen guten Anweiſungen zu verdanken hatte. Von Gotha drang ich ein. Georgenthal, des Bonifazius alte Anſiedelung Altenberga waren die erſten Ziele. Den dortigen Acceſſiſten hab' ich aufgeſucht, er war aber nicht zu Hauſe und fand ſich im Gaſthaus nicht ein. Andern Tages ging ich zu Fuß einen ſchönen Waldweg entlang nach Dietharz, dann

[1] In Weimar — und ſodann in Apolda, meinem Wohnorte, verlebten wir die ſchönen Stunden, auf die er oben ſo warm hinweiſt.

Digitized by Google

durch den Schmalwaſſergrund am Falkenſtein vorbei ins freundliche Jägerhaus Oberhof. Wirtshaus und Wildbraten, ſamt dem Trunk Bier, vortrefflich.

Nachmittag und Abend auf dem alten Rennſteig, der mir, als einſamer, lang ſich gleich bleibender, nur vom Gekreiſch ſtreichender Vögel und dem Windesrauſchen in den Bäumen unterbrochener Wald- und Gebirgsweg, einen bleibenden Eindruck machte. Im Skizzenbuch ſteht noch ein Punkt verzeichnet, vorne niederer Wald, im Hintergrund weite Bergausſicht auf den kahlen Rupperg bei Mehlis und in die Ferne bis zum hohen Dolmar bei Meiningen, . . . es war ein herzſtärkender Gang.

Die Abendſonne ſah ich auf dem Wartturm des Schneekopfes ſinken. Nachtquartier auf der Schmücke, wo jedoch wegen vielen Fremdenbeſuches und Berliner Andrangs ein Genuß der lokalen Poeſie und des Förſters (— des vielbekannten Morba —) nicht ermöglicht ward. Andern Tages, in der ſchweigenden Frühdämmerung, ging ich allein und träumeriſch nach Zella hinab, dann auf langen, öden, oft an den Odenwald erinnernden Pfaden am Abhang des Gebirges in das kurheſſiſche Dorf Steinbach-Hallenberg. Dort bannte mich ein Ge-

Digitized by Google

witter fest. Wirtshaus und sonstige Zustände waren gänzlich primitiv. Mit Mühe war ein abgesonderter Raum zum Schlafen zu erlangen, . . . da ich im allgemeinen Schlafsaal nicht unterzukommen Lust hatte, wurde mir die Gemeinderatssitzungsstube eingeräumt; — zum bleibenden Andenken hab' ich des andern Tages ein Tintenfaß dort umgestoßen, der Fleck wird noch auf dem Fußboden sichtbar sein. Aber dies eigentümliche Nagelschmiedsdorf mit seiner alten Burg, von riesigen Fichten umsäumt, das abendliche Hämmern und Klopfen auf den Schmiedeambossen, der fröhliche Gesang dazu und die ganze Weltabgeschiedenheit dieses kurhessisch lokal fixierten Gewerbsbetriebs war mir ein neues, nur in Mitteldeutschland noch so erhaltenes Bild alter, der Umgestaltung sich zuneigender Zustände. Mit Weibern, die die Steinbachischen Hufnägel und Schmiedewaren auf kleinen Karren zum Selbstverschleiß in die Umgegend verführten, ging ich nach Kleinschmalkalden und auf den Inselsberg. Bei einem Wegzoller am „Rondel", Wolff genannt, der aber, seinem Wirtshausschild gemäß, kein Lamm kränkt, war ich über Nacht. Dort war vollständige Thüringerwaldpoesie, vieles Singen der Weibsleute,

Digitized by Google

Einkehr fahrender Männer und Bergleute, große Kneiperei bis um Mitternacht, viel echtes Volkslied, . . . ich saß unter ihnen wie einer, der dazu gehörte, und hab' mich königlich unterhalten.

Ein alter Postillon, der des Wegs kam, trug mir Grüße an seinen Bruder, den Hausknecht im Schwanen zu Frankfurt auf, die ich auf der Heimreise treulich bestellt habe. Einem andern wär's vielleicht etwas unheimlich geworden, ich war ungeehrt und unversehrt, just in meinem Element.

Eigentlich wollt' ich — Deinem Rate zufolge — auf dem nahen Spießberg einkehren, hab' mich aber in den Waldwegen so verirrt und bin so lang zwischen kurhessischen und gothaischen Marksteinen umhergewankt, daß ich auf denselbigen Spießberg verzichten mußte.

Ein weiterer Tag führte mich zur Tanzbuche, einem prächtig im Forst versteckten Weidmannshause mit lustig singenden Mägdlein, zum Inselsberg, wo die Aussicht von Wolken getrübt war, und dann, mit guter Begleitung aus benachbartem Schnepfenthal, durch den Lauchagrund über Kabarz und Tabarz nach Reinhardtsbrunn. Dort war der Hof anwesend und ich konnte das alte, für Thü-

Digitized by Google

ringens Geſchichte ſo bedeutende Kloſter, jetzt Schloß, nicht des näheren inſpizieren. Dafür mich entſchädigend, bin ich in eine unweite Höhle eingefahren, die etliche Wände von reinem Marienglas (isländ. Doppelſpat) in geringer Bergtiefe entfaltet, — ein prachtvoller, myſtiſcher, an die Geheimniſſe des Erdinnern mächtig gemahnender Eindruck. Überhaupt ſcheint mir um den Inſelsberg, Reinhardtsbrunn und die Wartburg herum die beſte Kraft und Eigentümlichkeit des Thüringerwaldes zu liegen. Von dort ſchlug ich mich, wieder zu Fuß, einſam marſchirend nach der Ruhla, deren ſchöne, all' italiana das Tuch um die ſchwarzen Scheitel tragende junge Einwohnerinnen ich einem ethnographiſch nicht aufs klare kommenden muſternden Blick unterwarf; .. es war ein vergnügter Sonntag und alles Volk im Feſtſchmuck, .. ſodann über den Wachſtein, von wo ich zum erſtenmal die Wartburg und die roten Felswände des umliegenden Landes begrüßte, nach Eiſenach.

Wie freundlich ich von den Deinigen aufgenommen wurde, brauch' ich Dir nicht zu ſchildern. Wir haben einen prächtigen Gang nach den ins Sandſteingebirg ſich eingrabenden Tunnels der

Digitized by Google

Meininger Bahn gemacht . . . abends war ich bei Arnswaldt oben (— dem Schloßkommandanten von Arnswaldt auf der Wartburg —), dann ging's wieder heim.

Seitdem ist mir die Wartburg und das Thüringer Land mehr und mehr ans Herz gewachsen und ich hoffe einmal in fröhlicher poetischer Arbeit, Sängerkrieg betreffend, einen Zoll des Dankes dorthin abtragen zu können.[1] Ich arbeite mich gegenwärtig

[1] Leider ist diese seine eigene Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen. Auf langen Reisen, die ihn nach Oberösterreich in die Burgen und Klöster von Linz bis Wien und außerdem in die alte Bischofsstadt Passau führten, sammelte er ein reiches, ja fast überreiches Material. Aber je mehr er sammelte, um so schwieriger und weitaussehender wurde die Aufgabe, die zu bewältigen war. „Meine Arbeit, schrieb er mir von Karlsruhe aus unterm 31. August 1860, zerfällt in zwei selbständige Partien . . die Geschichte des Nibelungenliedes und seiner Entstehung, . . sodann, was vielfach auf Thüringer Boden sich bewegt, die Zeit des Sängerkriegs auf der Wartburg. Ich habe eine große Last auf die Schultern geladen und muß wie ein Mann ringen, sie zu zwingen." Die geistige Überanstrengung führte zu einer gewaltigen Nervenstörung welche das Äußerste besorgen ließ. Erst als der Großherzog von S. Weimar ihn von dem Versprechen, den Sängerkrieg poetisch zu verherrlichen, förmlich entband, trat eine Beruhigung ein. Doch kam Scheffel nicht mehr dazu, seine große Arbeit, die ihn mehrere Jahre hindurch in Anspruch genommen hatte, zum vollen Abschluß zu bringen. Schw.

Digitized by Google

langsam in Geist und Art des XIII. Jahrhunderts ein, . . es wäre mir eine Freude, bald an die Ausarbeitung zu gehen. — In Heidelberg, wo ich fest bleiben und schreiben wollte, fuhr mir die Donaueschinger Berufung dazwischen, ich habe sie nicht definitiv, sondern nur als Kommissorium angenommen. Jetzt bin ich wieder in schwäbisch alemannisches Land verschlagen, zum Teil fremdartige, zum Teil kleine Verhältnisse, aber Gelegenheit viel zu lernen, eine treffliche Bibliothek, viel alte Handschriften aus der besten Zeit mittelalterlicher Geistesentwicklung und ein persönlich liebenswürdiger, gütiger Fürst als Chef, — so hab' ich mich bald heimisch gefunden und hoffe, wenn die erste Wucht meiner Bibliothek- und Katalogisierungsarbeit vorüber ist, auf gute, stille, der Produktion förderliche Stunden. Doch was die Geschicke bringen, steht nicht in unserer Voraussicht. Ein Hinübergehen zu meiner Schwester klopft manchesmal, wie eine freudige Ahnung, an meine Thüre. — — Geschrieben hab' ich seither nichts, da ich einen Manuskriptenkatalog zu machen habe, der alle Zeit in Anspruch nimmt. Später fliegt die Phantasie vielleicht um so höher, als sie jetzt lang Ruhe hat.

Digitized by Google

Da dieſer Brief fort ſoll, ſchreib ich für heut — mitternächtig — nicht mehr. — — — Pfleg' Deiner Geſundheit, grüß mir Deine verehrte Schweſter, die mir ſo freundlich war, — grüß unſer altes Jena, wenn Du wieder hinüber kommſt — und bleib der alte, gute ſorgliche Freund

Deinem

Ad fontes Danubii, Joſeph.
10. März 1858.

Das fernere Schickſal Scheffels geht bereits aus den letzten Zeilen des vorſtehenden Briefes hervor und es bleibt wenig zu ergänzen übrig. Der Tod von Marie Scheffel hatte auch den von der Mutter künſtlich zuſammengehaltenen Riß zwiſchen Vater und Sohn wieder geöffnet. Der erſtere wiederholte immer dringender, der Sohn ſollte ſich nach einer feſten Stellung umſehen. Das Umherziehen in der Welt dünkte dem alten Herrn eine läſtige, koſtſpielige Zugabe zu dem ſchon an und für ſich bei ihm nicht in hohem Anſehen ſtehenden Schriftſtellerberufe. Er, vom Scheitel bis zur Sohle Büreaukrat, ſah den Nutzen dieſes Vagabundenlebens nicht recht ein. Obſchon ein Feind jeder trockenen,

Digitized by Google

prosaischen Arbeit war Scheffel daher die um jene Zeit an ihn gelangende Aufforderung des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, die Ordnung der Laßbergischen Bibliothek in Donaueschingen zu übernehmen, ebenso erwünscht, als ihm das spätere Anerbieten Karl Alexanders, eine gleiche Stelle auf der Wartburg zu bekleiden, ungelegen kam. Denn er vermied durch Übernahme der Stellung ein neues Zerwürfnis mit dem Vater und fand nebenbei noch die willkommene Gelegenheit, sich die in jener Bibliothek aufgehäuften altgermanischen Schätze, besonders solche, die sich auf alemannisches Leben bezogen, zu eigen zu machen. Der von ihm verfaßte beschreibende Katalog derselben erschien 1859 in Stuttgart, ist aber wohl nicht weiter in den Buchhandel gekommen.

In Donaueschingen selbst war wenig von unserem Dichter zu bemerken. Er kam bereits dorthin als ein Mann von einer gewissen litterarischen Bedeutung, denn sein „Trompeter von Säkkingen" schickte sich bereits an, den zweiten Flug durch Deutschland zu wagen. Die Residenzler wollten es anfänglich kaum glauben, daß diese hagere Erscheinung, welche ängstlich jeder Berührung mit Menschen auswich, einen Dichter vorstellte und noch dazu einen, der, wie aus

Digitized by Google

seiner flotten Dichtung zweifellos ersichtlich, ein rechter Brausekopf sein mußte. Den Einladungen, welche die gesellschaftlichen Kreise an ihn ergehen ließen, folgte er so gut wie gar nicht, bei Hofe ließ er sich ab und zu sehen und er schrieb auch gern zu festlichen Gelegenheiten Prologe und ähnliche litterarische Nichtigkeiten. Eine Kousine aus Großlaufenburg besuchte ihn häufig und es war ihr Kommen, wie es schien, eine Wohlthat für den sonst sich niemand anschließenden Dichter.

Die ihm bleibende Muße verkürzte er gern durch Briefschreiben. Wir haben bereits zu zweimalen Schriftstücke aus seinem damaligen Briefwechsel angeführt. Hier folgt ein drittes, welches das sonstige Befinden des Scheffels in der kleinen Residenz am Schwarzwalde in humoristischer Weise schildert. Scheffel hatte nach den Mitteilungen R. Artarias in der „Gartenlaube" „bei einem Besuche in einem ihm befreundeten Hause in Weinheim die ihm seltsamer Weise noch unbekannten Makamen des Hariri gefunden und mit Entzücken gelesen. Allerhand Unsinn in Makamenform wurde daraufhin mündlich und schriftlich zwischen ihm und der lustigen Jugend betrieben, und ein paar Wochen

Digitized by Google

nach seinem Scheiden kam von Donaueschingen die folgende schöne Makame:

„Jussuf Scheff-El spricht:

Viel Stunden sind um und viel auch bereits sind um Tage — seit mit alten Scharteken ich mich herum schlage — zwar ist darunter die Urschrift der Nibelungensage — die vor Mottenfraß ich geschützt in juchtenledernem Umschlage — doch steht zu fürchten, daß ich mich lahm und krumm plage — daß der Schaben und Motten Schwarm an mir selber ringsum nage — wenn stets bei der Arbeit geharrend ich nur meinen Büchern stumm klage — daß niemand, niemand, niemand mit mir des alten Kanzleidieners Gebrumm trage — und vieles, was ich zu lesen verdammt, in die Welt so entsetzlich dumm rage. — Drum scheint mir, daß heut, wo ich wiederum auf meiner Bücherei sitze — daß von Rechtswegen vernünftiger und mir zu Besserem sei nütze — wenn in den Ernst auch ein klein wenig schalkhaftige Narretei blitze — und ich gegen 18 Grad Winterfrost mich durch einige Reimschreiberei schütze.

Wie herrlich ist's doch im allgemeinen, zu versäumen seine Kanzleistund — Gedenken der Zeit,

wo die ganze Welt, wo Thun und Laſſen noch freiſtund — wo man mit der ganzen Jugendkraft, mit fröhlichem Körper und Geiſt und — mutigem Ringen als wie ein Soldat zur Fahne der Poeſei ſtund!

Anſtellend dieſe verpönte, jedoch ſo edle und wahre Betrachtung — ſteig ich an dieſem Vormittag in meiner eigenen Achtung — daß ich jedwede Bureau-Arbeit abweiſend mit Verachtung — das Dampfſchifflein der Gedanken heut befrachtend mit beſſ'rer Befrachtung — fortſteure aus der Region zeitweiſer Sinnesumnachtung.

Fortſteure? Wohin? ich glaub in die Pfalz, in die fröhliche Pfalz nach Weinheim — denn dorthin denk' ich zuweilen auch mit Sehnſucht und leiſem Gegrein heim — als wär ein Stück meiner Seele mir mit unſichtbarlichem Scheinleim — dort feſtgeleimt und fände nicht an anderm Ort zum Gedeihn Keim. — Mir iſt, es wäre Donnerstag, ich bäte, daß man mir einräum — ein Album, drin ich zeichnend mich ſo gern einſpinn und einträum — zu ſchlürfen noch einmal italiſchen Lands und italiſcher Kunſtphantaſei'n Seim — oder zu erſinnen einen zierlich klingenden Feinreim." — — —

Digitized by Google

Hier folgt ein Passus, welcher zu viel private Anspielungen enthält, um allgemein interessant zu sein, und zum Schluß heißt es:

„'s schlägt zwölf Uhr schon. Die Kanzleistund ist mit Glück verträumt, die infame — so wünsch ich diesem Knittelgereim eine freundliche Aufnahme — und wünsch euch allen am Schlusse des Jahres in feierlichem Proklame — Viel Glück, und daß der Kaffee sei nie ohne Zucker und Rahme — O Juletante,[1] du federgewandte, abu-seid-verständige[2] Dame — daß nicht ich verfall an der Donau Quell dem herzverzehrenden Grame — oder gar dem stillen Trunk mich ergeb' und an der Seele erlahme — gedenke mein und schreibe mir bald eine lange, lange Makame — sie wird mir sein wie ein gülden Gefäß, gefüllt mit edlem Balsame!"

Der Wunsch wurde umgehend erfüllt, und zum Danke flogen rasch nach einander ein paar ähnlich reizende Episteln ins Haus. Dann vergingen mehrere Monate, und die Freunde in der Pfalz hörten nichts vom Meister Josephus. Also schickte man eines Tages an das fürstliche Archiv in Donau-

[1] Schwester der Hausfrau.

[2] Abu-seid, Held der Makame.

eschingen einen amtlich stilisierten Fragebogen um Auskunft über einen verloren gegangenen Poeten, und mit Postwendung kam auf einem Stempelbogen der fürstlichen Bibliothek folgende „amtliche Auskunft auf die wertgeschätzte Anfrage" zurück:

„Ad Frage 1; Lebt der Mann noch?

Antwort: Ja, aber schwach.

Ad Frage 2: Kann er schreiben?

Antwort: Ja, aber ebenfalls schwach.

Ad Frage 3: Wie geht's ihm?

Antwort: Wie dem Ovidius, da man ihn an den Pontus ins Exil gesetzt. Trinkt viel Bier. Macht große Fußwanderungen ins Wutachthal, Gauchachthal, Brigachthal. Entdeckt keltische Steinwälle auf abgelegenen Bergkuppen. Hat Händel mit Revisoren und Rechnungsräten. Ist Pompier bei der Stadtfeuerwehr und durch Diplom vom 1. März Ehrenmitglied des wieder aufgelebten pegnesischen Schäferordens in Nürnberg.

Ad Frage 4: Plagt er sich mit eines neuen Buches Gestaltung?

Antwort: Leider, ja.

Ad Frage 5: Kommt's bald heraus?

Antwort: Leider, nein.

Digitized by Google

Ad Frage 6: Oder ist er verliebt?

Antwort: Hier muß zuerst ad formalia dieser Frage bemerkt werden, daß selbe in keinem Gegensatze zu Frage 4 und 5 steht, indem man mit Bücherschreiben sich plagen und recht wohl daneben verliebt sein könnte. Quoad materialia aber die beruhigende Auskunft, daß von angedeutetem Zustande bei diesseitiger Stelle nichts wahrzunehmen."

Es folgen noch einige weitere Absätze und dann, für den Fall einer beabsichtigten Übersiedelung der Freunde nach Heidelberg, der Schlußpassus:

Wenn dieselben die Güte hätten, dem Fürstl. Archiv Nachricht zu geben, wo dorten die neue Wohnung aufgerichtet wird, so möchte dasselbe, so es wieder einmal mobil wird, seine Aufwartung dort zu machen unterlassen zu haben bereuen zu müssen kaum in die Lage kommen.

Möge eine wohllöbl. Frageſtellungskommission aus der baldigen und eingehenden Beantwortung der geehrten Zuschrift vom 20. hujus die Überzeugung gewinnen, wie sehr dem dienstergebenst Unterfertigten das Bestreben angelegen ist, auch in dem laufenden Etatsjahr durch gewissenhafte Besorgung dienstlicher Angelegenheiten keiner verderblichen Oberflächlichkeit

Digitized by Google

sich schuldig zu machen. (S. auch 2. württemb. Etats-Instruktion vom 17. April 1819. F. Müller. Handbuch des Kassen- und Rechnungswesens, Nördlingen 1846).“

1859 war der Katalog der Laßbergischen Bibliothek beendet, und des Dichters Ungeduld eilte, den engbegrenzten Bezirk seiner Wirksamkeit zu verlassen. Wieder ging es zum emsigen Studieren nach Thüringen, insonderheit auf die Wartburg, dann, wie aus der vom Oberamtmann Schwanitz obigem Briefe angehängten Bemerkung ersichtlich, in die österreichischen Lande, deren Kämpfe gegen das andrängende Slaventum er bis zu seinem Lebensende mit Aufmerksamkeit und anfeuernden Strophen verfolgte:

Dieses ist geweihte Erde,
Keine Steppenpferdetrift.
Reich von deutschem Blut gedünget,
In schier hundertjähr'gem Streit,
Von Gesittung nun verjünget
Reift sie einer guten Zeit,
Und der Christenheit zum Walle
Wird ein Österreich erstehn,
Dessen Banner wider alle
Heidenschwärme siegreich wehn.

Digitized by Google

Ein neuer Schicksalsschlag hemmte für die nächste Zeit jede selbständig-geistige Regung Scheffels. Die Firma Meidinger in Frankfurt am Main stellte ihre Zahlungen ein. Scheffel mußte unthätig zusehen, wie die Berliner Firma Janke, in deren Hände der „Ekkehard" übergegangen war, Auflage nach Auflage druckte, ohne daß er nur einen Pfennig dafür erhielt. Als dieselbe aber begann, den „Ekkehard" ohne Anmerkungen zu veröffentlichen, da schwoll Scheffel gewaltig der Kamm ob des Eingriffes in seine unantastbaren Verfassersrechte. Er klagte auf Freigabe seines Buches, drang aber am Ende des langwierigen und verwickelten Prozesses, den er mit Zähigkeit und unter Aufwendung aller juridischen Hilfsmittel führte, damit nicht durch. Er erhielt nur die wenig tröstliche Zusicherung, daß Janke kein Recht hätte, eine Ausgabe des „Ekkehard" ohne Anmerkungen zu veranstalten. Nach Ablauf der kontraktlich eingegangenen Frist von 15 Jahren ging dann der Roman in die Hände der Firma Metzler über, bei der sich der „Trompeter" bereits ein warmes Nest gebaut hatte, und von dieser Zeit ab datiert das wirkliche Gedeihen dieser edlen, echt vaterländischen Dichtung.

Digitized by Google

Die verschiedenen Aufregungen der letzten Jahre hatten in Scheffel eine Nervenzerrüttung herbeigeführt, die nach der letzten Katastrophe, dem Ärger über das geschäftliche Gebahren der Berliner Verlagsfirma, zum gewaltsamen Ausbruche kam. Scheffel mußte zu einer Heilanstalt in der Schweiz seine Zuflucht nehmen und er genas daselbst unter sorgsamer Pflege nur sehr langsam.

Digitized by Google

Achter Abschnitt.

Die letzten Werke.

(1862—1875.)

Scheffel kehrte heim — ein anderer Mensch. Äußerlich schien seine vormals schlanke Gestalt in die Breite gehen zu wollen, die feinen Gesichtszüge machten einem behäbigen Aussehen Platz, nur die Augen blickten noch mit der alten Treuherzigkeit in die böse Welt. Er ließ sich nun endgiltig in Karlsruhe bei den Eltern nieder, doch einzelne Krankheitskeime mußten wohl in ihm zurückgeblieben sein. Der Rest seiner Jahre bildet ein fortwährendes Wandern von einer Heilquelle zur andern, ein jähes Auftauchen hier, ein plötzliches Verschwinden dort. Eine leicht empfindliche Reizbarkeit war in dem früher so gelassenen Mann eingekehrt. Hatte er indessen seine guten Tage, so war er der alte Scheffel, der in knorriger, gedrungener Sprache so

Digitized by Google

originell und fesselnd zu sprechen, der mit seinem einfach-schlichten Wesen seine Besucher im Augenblicke zu bezaubern verstand. In den ersten Sechziger Jahren hielt sich Scheffel viel im Schwarzwalde, besonders in Rippoldsau auf, woselbst damals die beiden scherzhaften Gedichte „Rippoldsau" und „Die Schweden in Rippoldsau", welche dem „Gaudeamus-Bande" einverleibt sind, entstanden. Pfarrer Laengin in Karlsruhe hörte ebendaselbst im Jahre 1862 von Scheffel einige Bruchstücke aus „Frau Aventiure", auch las der Dichter ihm den „Juniperus" vor. Es stand bei diesem fest, beide Arbeiten dem großen Wartburgromane einzuverleiben. Doch schon im folgenden Jahre erschien in Buchform: „Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit." Da dieselben von Anfang an dem Großherzog von Sachsen, Karl Alexander, Burgherrn auf Wartburg, gewidmet sind, so schien Scheffel bereits damals den Plan zu dem großen Romane aus der Zeit der Minnesänger fallen gelassen zu haben, wenn er auch späterhin seine Freunde noch auf ein etwaiges Vollenden desselben vertröstet hat.

Was nun diese Lieder anbetrifft, so setzen sie einmal ein großes Verständnis Scheffels für die alt-

Digitized by Google

und mitteldeutsche, auch für die der provençaliche Dichtkunst voraus, sie heben aber andrerseits auch die Gewandtheit des Nachdichters, sich in die Form und den Gedankengang der alten Meister hineinzuversetzen, in das blendendste Licht. Es haben viele die Herausgabe dieser Nachdichtungen als eine unnütze Spielerei bezeichnet. Mit nichten. Denn man entdeckt in ihnen bei genauerem Hinsehen einen so reichen Gedankengang über des Dichters Selbst, daß „Frau Aventiure" als letztere größere poetische Arbeit Scheffels uns ganz besonders lieb sein sollte. Durch die gewissenhaft beigegebenen Anmerkungen ist diese Sammlung ernster und heiterer Gedichte auch zu einer Art Lehrbuch geworden, das in einen jeden ansprechender Tonart sich über die klassische Zeit des deutschen Minnegesanges ausläßt. Weit entfernt, der sobenannten „Butzenscheibenlyrik" zu gleichen, schlagen die Gesänge nicht die mächtigen Töne verhimmelnder Sehnsucht, sondern die markigen Klänge der alten Streiter für deutsches Wesen und deutsches Wort an. „Man mag von der Kultur des dreizehnten Jahrhunderts urteilen, wie man will," sagt Scheffel in seiner Vorrede zur „Frau Aventiure", „eine Zeit, die als Markstein ihrer

Digitized by Google

epischen Dichtung auf der einen Seite den Parzival, auf der andern das Nibelungenlied, als Zeugnis ihrer Lyrik hier den gemütreichen Erstlingstrieb des deutschen Minnegesangs, dort das üppige lateinische Tirilieren der fahrenden Schüler hinterlassen hat, wird dem Forscher, auch wenn er nicht mit schwärmender Sehnsucht nach ihr zurückblickt, noch langehin Gegenstand umfangreicher und ergiebiger Untersuchung bleiben." Das deutsche Vaterland hat Scheffels Bestreben, uns jene bewunderungswerte Zeit in mustergiltigen Nachdichtungen näher zu rücken, auch dankbar anerkannt und „Frau Aventiure" kann bereits auf eine lange Reihe von Auflagen zurückblicken.

1862 erschien eine neue Auflage des „Trompeters", die dritte. Es muß als bedeutsam erscheinen, daß Scheffels Dichtungen erst nach 1866 auch viel in Norddeutschland gelesen wurden. Die Maingrenze wurde damals auch in der Litteratur eifersüchtig gehütet. Nun finden sich in den Werken unsers Dichters viele Züge, die besonders den Süddeutschen zu eigen sind, und Scheffel selbst war auch stets stolz, zu dem Kernstamme der Deutschen zu gehören. Als sich aber nach dem österreichischen Kriege die

Digitized by Google

Gesichtspunkte im lieben Deutschland ein wenig erweiterten, zumal, als das Buch „Gaudeamus“ erschien, da sah man doch ein, daß das, was Scheffel geschrieben, im Grunde genommen keine partikularistisch gefärbten Dichtungen wären, sondern getreue Abbildungen der Kernzüge des deutschen Volkes überhaupt.

Drei wichtige Ereignisse fallen noch in die erste Hälfte der Sechziger Jahre. Das erste hat eine künstlerisch-litterarische Bedeutung; es umfaßt des Dichters Bekanntwerden mit dem vortrefflichen Maler und Zeichner Anton von Werner. Diese beiden Männer schienen zu fühlen, daß sie für einander geschaffen, und in der That hat eine bis zum Lebensende Scheffels dauernde innige Freundschaft den Bildner und den Dichter umschlossen. Aus ihrem Zusammenarbeiten entsprangen die bekannten Zeichnungen zu „Frau Aventiure“, „Juniperus“, „Gaudeamus“, zu den „Bergpsalmen“ und zum „Trompeter“, es sollen noch diejenigen zum „Ekkehard“ folgen. Man findet selten Werke, in denen Bild und Wort in so edler Harmonie sich zeigen wie in den genannten.

Das zweite betrifft des Dichters Verheiratung.

Digitized by Google

Er erfüllte mit derselben einen Herzenswunsch der Mutter; leider genoß sie das von ihr herbeigewünschte Glück nur wenige Monate. Eine schöne, wohlgebildete Dame aus dem Hause der Malzen-Tilburg, Karoline Fidelie, reichte dem Dichter am 22. August 1864 ihre Hand vor dem Altare. Ihr Vater war zur Zeit Kammerherr und bayrischer Gesandter am badischen Hofe, sie selbst stand im 31. Lebensjahre und war auf Schloß Trieb bei Lichtenfels in Bayern geboren. Es schien nun ein anderer Geist in den Dichter einziehen zu wollen, er wurde lebendiger, gesprächiger, man erwartete wieder von ihm viel für die Zukunft. Da traf ihn abermals ein schwerer Schicksalsschlag. Es schien, als wollte der Himmel gerade ihm, dem Auserlesenen, die Nichtigkeit jedes irdischen Glückes mit Keulenschlägen einleuchtend machen. Scheffel befand sich gerade mit seiner Frau auf Reisen in der Schweiz, als er die traurige Nachricht empfing, daß ein treues Mutterherz gebrochen wäre. Er war kaum über den Verlust zu trösten und die Freunde, vor allen Pfarrer Laengin, versuchten vergebens auf ihn einzuwirken. Ein ganzes Jahr hindurch hielt er sich im väterlichen Hause in Karlsruhe verborgen, seine Bücher waren sein ein-

Digitized by Google

Frau Josephine Scheffel.

ziger Troſt. Mit ihm trauerten die Karlsruher Spitzen der Geſellſchaft um das Dahinſcheiden der beliebten Frau Major, deren Tod eine fühlbare

Digitized by Google

Lücke in dem geſelligen Leben der badiſchen Hauptſtadt ließ. In der dortigen Hof- und Landesbibliothek befindet ſich ein Einblatt-Druck mit Trauerrand, das folgenden poetiſchen Wortlaut ohne Nennung des Verfaſſers enthält:

Frau Joſephine Scheffel

† 5. Februar 1865.

Welch ein reiches Frauendaſeyn
Iſt mit ihr dahingeſchwunden,
Die den Flug gewalt'gen Geiſtes
Edler Weiblichkeit verbunden,
Sie, die das gemeine Leben
Fein und ſinnig ſtets geſtaltet,
Mit dem Zauber holder Anmut
Hohe Geiſteskraft entfaltet!
Wie ihr Herz in treuer Sorge
Für die Ihren warm entbrannt,
Alſo war's der Menſchheit Zielen
In Begeiſtrung zugewandt;
Mutter war ſie allen Armen,
Jedes Schönen treuer Hort,
Prieſterin des Idealen,
Klang ihr hohes Dichterwort;
Ja, es klang — ein friſcher Springquell,

Digitized by Google

Der dem Wandrer labend winkt,
Bis die Harfe jäh zerbrochen,
Nimmermehr uns Lieder bringt.

Trauernd an dem frühen Sarge
Steht der Freunde weite Schaar,
Jeder fühlt, was er verloren,
Was ihr beſſres Theil ihm war.
Auf die Gruft, die friſchgeſchloſſ'ne,
Fällt der Zähren reicher Thau.
Edle Tode! Unvergeſſen
Lebſt Du auf der Herzen Au!

Als das Kriegsgewitter vorüber, lagen zwei neue Werke Scheffels auf dem Büchertiſche. Endlich hatte ſich der Dichter zur Herausgabe des „Juniperus“ entſchloſſen, vielleicht, weil Anton von Werner durch die Anfertigung von Zeichnungen zu dieſer „Geſchichte eines Kreuzfahrers“ auf ihn eingewirkt hatte. Denn auch dieſes Buch ſollte nach der urſprünglichen Abſicht des Dichters, wie bereits angedeutet, als Epiſode dem großen Nibelungen-Wartburg-Romane einverleibt werden. Aus der im Sommer 1866 geſchriebenen Vorrede muß der Schluß-

Digitized by Google

satz hervorgehoben werden, weil er beweist, daß Scheffel allen Bestrebungen, welche auf eine Einigung Deutschlands hinausliefen, ein warmfühlendes Herz entgegenzubringen pflegte. Er schließt mit den Worten: „— möge sie (die Doppelarbeit des Dichters und Malers) zugleich Zeugnis ablegen, daß ehrliche deutsche Herzen nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist, und daß hier ein Mann vom Oberrhein und ein Mann von der Oder in guter Kameradschaft zusammengearbeitet haben an einem Werke deutscher Kunst." Daß „Juniperus" eine Episode aus einem größeren Romane ist oder werden sollte, macht, daß die Erzählung sozusagen in der Luft schwebt, sie hat kein Ende. Das ist aber auch wohl der einzige Vorwurf, den man ihr machen kann. Als Probe aus einem Werke, das noch umfangreicher als der „Ekkehard" gedacht war, macht sie uns das Herz ganz besonders schwer, denn sie legt uns den Gedanken nahe, daß wir durch den Nichterhalt jener geschichtlichen Riesendichtung viel verloren haben. Sie macht eine kritische Würdigung überhaupt überflüssig, weil das Fragmentarische derselben zu sehr auf der Hand liegt und vom Dichter selbst eingestanden worden ist. Der Inhalt macht

Digitized by Google

trotzdem, namentlich infolge der prächtigen, plastisch zu nennenden Naturschilderungen, einen nachhaltigen Eindruck auf den Leser.

Die bedeutsamere litterarische That aber war die in demselben Jahre veranstaltete Herausgabe des „Gaudeamus. Lieder aus dem Engeren und Weiteren", über dessen Inhalt weiter oben schon des näheren gesprochen worden ist. Wie schon der Titel besagt, hatte der Dichter inzwischen fleißig gearbeitet und verschiedene auf Reisen entstandene Gedichte der Sammlung beigefügt. Scheffel war die Veröffentlichung im ganzen nicht sehr lieb. Er hatte das Vorgefühl, daß ihm aus derselben Ungelegenheiten entstehen könnten. „Ihr werdet sehen", gab er den auf ihn eindrängenden Freunden Werner, Bonz und anderen zur Antwort, „daß ich mit diesen Liedern in den Ruf eines Lumps und Kneipgenies komme." Auch achtete er den Wert dieser trinkfröhlichen Dichtungen nicht besonders hoch und es verschnupfte ihn stark, daß das „Gaudeamus" Buch im Handumdrehen vergriffen war, während seine beiden großen Dichtungen sich nur mühsam zur Volkstümlichkeit durchringen konnten. Und wie recht hatte er mit seiner Ahnung, daß das Buch seinem

Digitized by Google

Ansehen schaden würde! Wie sehr sind ihm diese Kneiplieder, an denen sich unsere studierende Jugend Begeisterung getrunken hat und noch trinkt, von einem philisterhaften Rink neidischer Dichterkollegen verargt worden. Wenn Anton von Werner es als eine Thatsache hinstellt, daß noch vor wenigen Jahren eine Dame, deren Tischnachbar Scheffel war, ihn auf den Kopf zufragte: „Sagen Sie, Herr Doktor, ist es wirklich wahr, daß Sie so trinken?", worauf Scheffel mit feierlichem Ernst geantwortet haben soll: „Ja wohl, gnädige Frau, auch fressen thut das Scheusal" —, so ist diese Thatsache ein Beweis dafür, wie allgemein und festsitzend die Meinung von des Dichters „Versumpftheit" verbreitet war. Darüber hätte auch eine weniger reizbare Natur, als diejenige Scheffels, allmählich aus der Haut fahren können. Denn der Dichter trank nur gern und zwar hatte er eine feine Zunge, aber nie zu viel; und wenn es richtig ist, daß sein späteres Leiden mit seiner Trinklust in Verbindung zu bringen ist, so erwuchs ihm ein körperlicher Schaden nur daraus, daß er verschiedenerlei durcheinander zu trinken pflegte. Was nun die „Poesie des Saufens" anbelangt, die Scheffel in die Welt

Digitized by Google

Joseph Victor Scheffel

Porträt aus dem Jahre 1867. Nach einer Zeichnung von A. von Werner.

gesetzt haben soll, so hat sich Gutzkows lästerliche Äußerung durch die beifällige Aufnahme des „Gaudeamus-Bandes“ eigentlich von selbst gerichtet. Eine

Digitized by Google

gewisse natürliche Feinfühligkeit hat sich unsre studierende Jugend neben den burschikosen Ausschreitungen von jeher bewahrt; sie besitzt ein viel schärferes Unterscheidungsvermögen als mancher ausgetragene Kritikaster. Als der Jubel über die Trinklieder, welche den Namen Scheffels mit einemmale im Norden und Süden Deutschlands bekannt machten, kein Ende nehmen wollte, hätten auch die Widersacher des frisch von der Leber sprechenden Dichters ihren Lästermund ruhig verstummen lassen und das Urteil: des Volkes Stimme ist Gottes Stimme, gutheißen können. Alles Falsche, nur auf den Effekt berechnete Machwerk ist bei uns von jeher zu Schanden geworden. Vielleicht sind wir manchem lieben Nachbarn deswegen unbequem, weil wir uns keinen Wind vormachen lassen.

Inzwischen war ein neuer Glücksstern dem Scheffelschen Hause aufgegangen. Am 21. Mai 1867 wurde zu Clarens in der Schweiz Scheffel ein Stammhalter geboren. Dieses freudige Ereignis meldete der Dichter dem Freunde Werner mit den Worten: „Es wird Sie freuen zu hören, daß mir der Monat Mai mit seinen Blüten auch einen wohlgestalteten prächtigen Buben gebracht hat. Möge

Digitized by Google

ihm das Leben ebener und schrankenfreier sich gestalten, als seinem Herrn Vater, der übrigens in diesem Moment vergnügt auf den blauen Genfersee und die verschneiten Kuppen der Savoyer Alpen schaut!"

Die Geburt dieses sehnsüchtig erwarteten Stammhalters, sowie die verschiedenen Reisen, der beginnende Erfolg seiner Bücher hatten in Scheffel wieder die Arbeitslust wachgerufen. „Mir ist für den Winter ziemlich arbeitlustig zu Sinn, auch möchte ich meine diesjährige Montblancfahrt zu einem komischen Reisebild gestalten," schrieb er aus Vevey unterm 3. September 1867 an Anton von Werner. Wie dieser erzählt, hatte sich auch Scheffel wieder an den italienischen Romanstoff, der die Schülerin Tizians „Irene di Spilimbergo" in den Vordergrund stellen sollte, und an den neuen Vorwurf gemacht, der unter dem Titel „Tavernae Rhenanum" eine Geschichte aus der Völkerwanderung bilden sollte. Die „Bergpsalmen" welche 1869 erschienen, waren inzwischen ebenfalls beendet worden. Es sind dies bekanntlich hymnenartige Gesänge, welche von dem Dichter dem im 9. Jahrhundert lebenden Bischofe Wolfgang von Regensburg in den Mund gelegt wurden, als dieser

Digitized by Google

„aus Kaiserfehde und Fürstenstreit entflieht zur Alpeneinsamkeit", und zwar an den Attersee in den salzburgischen Alpen. Die Zeichnungen, welche Werner zu dem Buche geliefert hat, sind auf einer Gebirgsreise des Malers und des Dichters im Sommer 1868 festgestellt worden. Die Gesänge selbst bilden eine großartige Schilderung der Alpennatur in ihren verschiedensten Schattierungen und sind durchsetzt von mannigfachen, bei den Bewohnern der Alpen verbreiteten Sagen und mystischen Anschauungen. Als letztes Buch des Dichters erschien dann noch im Jahre 1880 „Waldeinsamkeit", ein handliches, poesievolles Büchlein, welches der Dichter zu zwölf landschaftlichen Stimmungsbildern von Julius Marak geschrieben hat. Auch diese Dichtung legt Zeugnis dafür ab, daß Scheffel für die geheimsten Regungen der Natur einen scharfen, glücklichen Blick besaß. Sein thatsächliches Schaffen also ging nicht viel über ein Jahrzehnt hinaus.

Im Winter des Jahres 1867 zu 1868 hatte der Sohn den erkrankten Vater zu pflegen. Am 16. Januar 1869 schloß dieser rechtschaffene Mann die Augen zur ewigen Ruhe und Joseph Viktor Scheffel wurde, da auf seinen älteren, dahinsiechen-

Digitized by Google

den Bruder nicht zu rechnen war, das Haupt der Familie. Bald darauf trennten sich die beiden Gatten — „Gott weiß, wann und wie“ ein Zerwürfnis entstanden war, meinte Scheffel zu Freunden. — Jedenfalls benahm dieses Mißverständnis zweier edler Naturen dem Dichter die letzte Lust zu irgend einer größeren litterarischen Unternehmung. Er setzte — mit Ausnahme für die „Waldeinsamkeit“ — die Feder nur noch zu festlichen Gelegenheiten oder zu solchen an, wo es vaterländische Gesinnung zu bekunden galt. Wir besitzen eine bedeutende Anzahl von diesen kleineren Gelegenheitsergüssen des Dichters, von denen späterhin noch einige anzuführen sind. Die größeren Festgesänge und Prologe sind in die späteren „Gaudeamusausgaben“ aufgenommen worden. Ein Bändchen von solchen, bisher unveröffentlichten Dichtungen Scheffels ist nunmehr erschienen.

Im ganzen und großen aber legte sich nach der Trennung von seiner nach München übersiedelnden Frau ein schwerer, nicht mehr weichen wollender Winterfrost auf die zarten Keime, welche dem Blumenbeete Scheffelscher Dichtkunst vielleicht noch entsprossen wären:

Digitized by Google

Hat all verbrannt, was drinnen ſtand,
Es iſt mir nichts geblieben,
Doch epheugleich wächſt aus dem Schutt
Der Name meiner Lieben.

Dieſe „Liebe“ war hier der Sohn, den er bei ſich behielt, um deſſen Pflege und Erziehung ſich der Vater in wahrhaft muſtergiltiger Weiſe bemühte. Alle die unverſtandene und verſchmähte Liebe, welche Scheffel der Welt und den Menſchen entgegengebracht hatte — wie verhängnisvoll war ſein Irrtum, daß ſie verſchmäht worden war! — übertrug ſich auf den Sohn und deſſen Gedeihen. Auffällig war es, daß Scheffel, welcher der katholiſchen Kirche angehörte, ſeinen Sohn zum Proteſtanten taufen ließ. Wollte er einen Trumpf gegen die Familie ſeiner Frau ausſpielen oder entſprang dieſes Vorgehen ſeiner eigenen, inneren Überzeugung — genug, der Sohn wurde gegen alle Einreden Lutheraner. Scheffel pflegte ſeit jenen Unglückstagen wenig danach zu fragen, ob und wen er vor den Kopf ſtieß. Er handelte nach ſeinem Gutdünken und er hat mit ſeiner Querköpfigkeit — man muß ihm das zugeſtehen — ſehr oft in vielen Dingen recht behalten.

Das große Kriegsjahr 1870 brach herein, von

Digitized by Google

dem Dichter freudig begrüßt. Er war der erste, der den Erfolgen der deutschen Waffen zujubelte — leider nicht in der Poesie — wenn er auch nur grollend einem Hohenzollern die Kaiserkrone, dem Preußenlande die Führung überlassen sah. Fürst Bismarck dagegen war ein Mann nach seinem Geschmacke; die eiserne Natur desselben, das unentwegte Festhalten an dem einmal sich vorgesteckten Ziele fand in ihm volle Anerkennung. Der Dichter war später, im Jahre 1878, mehrfach bei dem Reichskanzler während dessen Aufenthalt in Kissingen zu Gaste. „Daß Bismarck am Gaudeamus sich freut, ist eine stattliche Anerkennung .... Ich liebe ihn und die Seinigen in ihrer Eigenart," schrieb er Anton von Werner, welcher ein Jahr vorher dem Fürsten im Auftrage Scheffels ein Exemplar des illustrierten „Gaudeamus" überreicht hatte. Der erstere hat stets Gefallen an der markigen Schreibweise des Dichters gefunden. Es beweist das unter anderem folgende Anekdote. Während einer Abendgesellschaft beim Fürsten kam die Rede auf Viktor von Scheffel. Ein süddeutscher Schriftsteller erzählte bedauernd, es sei kaum noch daran zu zweifeln, daß der geniale Verfasser des „Ekkehard" verrückt ge-

Digitized by Google

worden sei. „Verrückt?“ soll der Fürst erstaunt erwidert haben. Und als wünschte er, daß ein so entsetzliches Schicksal den von ihm geachteten Mann nicht treffen möge, setzte er hinzu: „Das Wort ist doch wohl zu hart? Sollte es nicht genügen zu sagen: Er befindet sich zur Zeit in der Minorität?“

Folgende zwei 1870 an den verstorbenen Chef des Bonzschen Verlages gerichtete Briefe liegen mir vor. Der erste lautet:

Lieber Freund!

In wenig Tagen werden die großen Ereignisse sprechen, die Gott der Herr dem Jahr 1870 vorbehalten hat. Mit unserer Weisheit war nicht gut geplant: die Festschrift der Architekten wird suspendiert, die darin beschriebene Kehler Brücke ist am 22. Juli in die Luft geflogen.

Wir sind auch hier in vollem Krieg . . . ein Tag Alarm, ein Tag Totenstille. Gestern wurden französische Chasseursgefangene durchgebracht. Meine Diener und Hausgenossen stehen unter den Fahnen, ich bin allein mit Kind und lahmem Bruder, die Stefanienstraße, Kriegsstraße mit Führern, Ordonanzen, Kavalleriedurchritt . . . in der stillen Hardt-

Digitized by Google

waldallee ſtehen Vorpoſten und läuft ein Feldtelegraph.

Wenn übrigens Deine Druckerei fortarbeiten will, ſo ſchicke ich die Korrektur, da das Buch mit Ausnahme der Vorrede doch beſſer itzt fertig gedruckt wird als ganz liegen bleibt.

Unſre übrigen Unternehmungen bleiben mit Gott ſuspendiert bis zum Sieg deutſcher Waffen . . . 1866 war der „Juniperus“ in gleicher Kalamität.

Meine Aufgaben ſind zur Zeit: Verproviantierung von Küche und Keller, Sorge um den Bruder, Mutzuſpruch an die Frauen im Hauſe und eigene Sammlung, denn wir werden hier die Kanonen gehörig donnern hören.

Kriegslieder ziemen nur einem, der ſelber die Zündnadel trägt, mir wenigſtens liegt nichts in der Stimmung.

Da ich Deine ſchwere Situation mitempfinde, ſo ſende ich Dir einen freundlichen Gruß mit dem Beifügen, daß ich Dich nach Karlsruhe einladen würde für die Dauer der Kriegszeit, wenn der Ort paſſender läge, aber zur Zeit ſind viele Hoſen hier abgeſägt. Die Teurung iſt im beſten Fortſchritt und die armen Rheinbauern verkaufen

Digitized by Google

ihre Ferkel und jungen Gänse, was immer ein Barometer des öffentlichen Wohlstandes ist. Man denkt itzt auch gründlich darüber nach, welchen Segen ein „herrlicher Krieg“ über die Menschheit bringt.

Mein Gemüt ist ruhig, da ich Schwereres auch schon ruhig erduldet habe. Sollte mir etwas zustoßen, so vergiß mich nicht und sorge, wenn das Geschäft wieder aufblüht, für meinen Knaben Viktor, der mein Nachfolger ist.

Der alte Herrgott wird wissen, wozu alles gut ist.

Dein

J. Viktor Scheffel.

In dem zweiten, vom 28. September herrührenden Schreiben heißt es:

Lieber Freund!

In der Nacht vom 24. bis 25 September fuhr ich an Straßburg vorüber, hier war der Himmel hell von Brand und Geschützblitzen, dort stand blutig rot ein Nordlicht. Heute den 28. tönt hier Kanonendonner und feierliches Glockenläuten, die alte Festung hat in der Nacht von gestern auf heut kapituliert. — Daß in solchen Zeitläuften die friedliche Schriftstellerei nicht vorwärts kommt, ist klar . . . Gott-

Digitized by Google

lob, daß sie wenigstens nicht annexiert oder zusammenzivilisiert ist. Ich freue mich des guten, sonnigen September und bin mit dem kleinen Hausstand wohlauf. Wenn Du nach Eberbach gehst, laß mich's wissen, ich plane schon lang einen Ausflug nach Heidelberg und in die Odenwaldei . . . . (Folgen einige geschäftliche Bemerkungen.)

Für den Fall, daß Deutschland das Elsaß behält, möchte ich in irgend einer Weise mit der Feder des Historikers und Poeten an der Deutsch-Umstimmung der wiedergewonnenen welschen Brüder thätig sein. Wir dürfen alle Gott auf den Knieen danken für die Geschicke dieses Sommers.

Mit herzlichem Gruß

J. Viktor Scheffel.

Die letzte Äußerung ist natürlich nur ein frommer Wunsch geblieben. Scheffel machte allerdings eine Reise in das Elsaß, schrieb auch über diese Fahrt drei Aufsätze, welche in „Über Land und Meer" erschienen, aber nur durch das geschichtliche Wissen ihres Verfassers bemerkenswert sind. Die frühere witzsprudelnde Eigenart desselben, die an jeden kleinen Vorfall gleich eine kleine Erzählung zu knüpfen weiß, ist aus seiner Schreibart völlig

Digitized by Google

verſchwunden, — ein Beweis, wie verloren Scheffel für die Litteratur war. Wenn Scheffel auch keine Kriegslieder und mehr noch gedichtet hat, ſo hat er und ſein Genius doch dadurch nichts eingebüßt. Im Gegenteil, als das deutſche Volk nach verrichteter blutiger Arbeit zu ſeinen friedlichen Werken heimkehrte, da verlangte es auch nach einer geiſtigen Speiſe, welche ihm ſein eigenes Weſen in bunten und doch echten Farben vorhalten konnte. Vieles, was den Anſchein hatte, als wäre es von urwüchſigem nationalen Geiſte durchtränkt, wurde als gefälſcht erkannt. Einer aber behielt Farbe und das war Joſeph Viktor Scheffel mit ſeinen drei Büchern: „Der Trompeter von Säkkingen“, „Ekkehard“, „Gaudeamus“. Ihm ward der ſchönſte Lohn, den ein Dulder und Streiter für die Ideale der Menſchheit auf Erden davontragen kann: Das große deutſche Volk ſelbſt war es, welches ihm den unvergänglichen Lorbeerkranz des Dichters auf die Denkerſtirn drückte:

Wo in ſtürmiſchem Gedränge
Kleines Volk um Kleines ſchreit,
Da erlauſcheſt du Geſänge,
Siehſt die Welt du groß und weit.

Digitized by Google

Neunter Abschnitt.

Das letzte Jahrzehnt.

(1876—1886.)

Sonne taucht in Meeresfluten,
Himmel blitzt in letzten Gluten,
Langsam will der Tag verscheiden,
Ferne Abendglocken läuten —
— — — — — — — — — —

Haupt gelehnt auf Felsens Kante,
Fremder Mann in fremdem Lande,
Um den Fuß die Wellen schäumen,
Durch die Seele zieht ein Träumen —
— — — — — — — — — —

Es sind keine tröstlichen Betrachtungen, welche sich uns am Ende dieses Buches aufdrängen. Was war und ist der Mann, dem diese Seiten gelten, und was war aus ihm mit der Zeit geworden? Den wahren Menschenfreund muß das Bild, welches Scheffels Leben uns.

Digitized by Google

bietet, seltsam ergreifen. Selten hat ein Schriftsteller, ein Dichter schon zu Lebzeiten so viel Ruhm davongetragen, als dieser. Aber jeder Erfolg, den

Seehalde.

er errungen, wurde seltsamerweise stets beeinträchtigt durch irgend ein Mißgeschick, welches teils selbst verschuldet, teils unverschuldet ihn ereilte. Vor einem Jahrzehnt da feierte man den fünfzigjährigen Geburtstag Scheffels in einer geradezu unerhörten Weise. Nicht nur, daß der Herr des

Digitized by Google

Landes, der dem Dichter stets ein wohlwollender Gönner gewesen, sich unter die Festteilnehmer wie ein einfacher Bürgerlicher mischte, nicht, daß der Großherzog ihn in den erblichen Adelsstand erhob und andere Ehren von hohen und höchsten Herrschaften seiner warteten — ein ganzes Volk bekundete dem Dichter seine Teilnahme und legte ihm seine Sympathien in der verschiedensten Form zu Füßen. Das war ein Triumph, der mehr als ein Leben wert war. Und was geschah gleich hinterher? Männer, die sich mit zu den ersten Geistesgrößen unsres Volkes rechneten, Männer von Bildung scheuten sich nicht, auf den schon gebeugten Mann ein Unmaß von Verleumdungen zu häufen; man warf ihm Fürstendienerei vor und seinen Liedern, daß sie die Jugend zum Laster verführten. Wo war also das große Glück, das Scheffel genossen haben soll? Er war ein Märtyrer desselben und beneidenswert nur, weil er zu singen verstand, wie kein anderer vor ihm. Die Gutzkow, Lorm und wie sie alle geheißen haben mögen, die in fast unverständlicher Blindheit des Geistes auf Scheffel losgedroschen haben, sie sollen ja später eingesehen haben, welch ein schweres Unrecht sie auf sich geladen.

Digitized by Google

Doch da war es zu spät. Scheffel hat die ihm widerfahrene Unbill nie vergessen können. Sie war mit ein Nagel, und nicht der kleinste, zu seinem Sarge. Er, der sich ferne von der Welt hielt, hatte nicht glauben gemocht, daß Falschheit und Verleumdung unter den Menschen eine so große Rolle spielen. Seinem Charakter allerdings lagen solche Züge fern.

Er hatte Mitte der Siebziger Jahre in Radolfzell ein Landhaus, welches er Seehalde nannte, gebaut und später noch ein gleiches auf der angrenzenden Mettnau erworben:

Seehalde, Gott walte.
Und schaff' uns auch die Mettenau
Zu einer trockenen festen Au. —

steht in gotischen Buchstaben an dem Hause auf der Mettnau. In diesem traulichen Tuskulum, dessen Ausbau sich der Doktor von Scheffel mit Hingabe widmete, weilte er namentlich gern. Vom Turm der Seehalde aus hatte er den ungestörten Blick auf den geliebten Hohentwiel, auf dem er auch begraben sein wollte. Hier in Radolfzell war er alles: Landwirt, Weinbergsbesitzer, Jäger und Fischer, nur nicht Dichter. Bekannt sind seine Streitereien

Digitized by Google

mit den Fischern des Bodensees um die Fischereigerechtigkeiten auf dem Überschwemmungsgebiete des Sees, also auch auf dem Territorium, das zur Mettnau gehörig war, die er selbst mit der Flinte

Mettnau.

in der Hand energisch zu verteidigen wußte. Hier empfing er auch gern die Gäste, die nicht müde wurden, den freundlichen Herrn aufzusuchen. Als er mit dem Tode abgegangen, da haben Blätter und Blättchen Erinnerungen von berühmten Schrift-

Digitized by Google

stellern und anderen gebracht, welche das Glück genossen hatten, von Scheffel persönlich auf seinem Besitztum empfangen worden zu sein. Alle diese Damen und Herren wurden nicht müde, von der Leutseligkeit Scheffels zu erzählen, mit welcher er seine Gäste zu behandeln wußte, und alle kehrten sie mit der freudigen Gewißheit zurück, daß der Dichter in der besten Gesundheit lebe und gewillt sei, auch fernerhin noch etwas Großes und Schönes zu dichten. Sie ließen sich gern täuschen. Wußte Scheffel doch noch so viel und eigenartig zu erzählen wie in seinen besten Tagen, sandte er doch hierhin und dorthin noch Blättchen mit freundlich gemeinten Zeilen. Es wäre undankbar, wollte man einiges weniges, was man von ihm noch erhalten hat, hier nicht anfügen. Namentlich waren es studentische Verbindungen, welche er, als vielfaches Ehrenmitglied, mit poetischen Zuschriften bedachte. So schrieb er der akademischen Burschenschaft „Libertas“ in Wien zur Feier ihres 25jährigen Bestehens:

Germania streckt den Mutterarm
Nach allen Söhnen segnend aus,
Ihr altes Herz schlägt treu und warm
Auch denen in der Ostmark draus.

Digitized by Google

Nachbarn sind heut' und nicht entzweit
Die an der Donau, die am Rhein,
O mögen sie für alle Zeit
Siegreiche Waffenbrüder sein!

Der Jenenser „Teutonia" sandte er zu ihrem 40jährigen Stiftungsfeste die Worte:

Ahnend schauen,
Gott vertrauen,
Lebend'gen Quell nicht rückwärts stauen,
Mehr vermochten die Alten nicht.
Uns vom Feind herauszuhauen,
Vereint am Reiche weiterbauen,
Ist des heut'gen Mannes Pflicht!

Dem Grafen Adolf Friedrich von Schack in München sandte er zu dessen siebzigstem Geburtstage, am 2. August 1885 die Widmung:

Stimmt auch der Lärm der Menge
Dir jubelnde Gesänge
Zum Wiegenfest nicht an —
Ein Häuflein Auserwählter,
Von ernster Kunst Beseelter
Neigt sich dem hohen Mann.
Und lenken Dich die Schritte

Digitized by Google

Zu Deiner Schätze Mitte,
Zum Glanz der Galerie:
So wird von edeln Toten
Stumm Gruß und Dank entboten —
Denn Du verstandest sie!

Mit ehrerbietigen Glückwünschen
zum 70jährigen Geburtstage

Jos. Viktor von Scheffel.

Ein kräftiges Wörtlein aus seiner Feder zur Toleranzfrage Andersgläubiger steht in dem Selbstschriften-Album „Aus Sturm und Not", welches der Schorersche Verlag zum besten der Gesellschaft der Rettung Schiffbrüchiger ausgegeben hatte:

Gedenkspruch.

Stoßt an: Ein Hoch dem deutschen Reich!
An Kühnheit reich, dem Adler gleich
Mög's täglich neu sich stärken.
Doch Gott behüt's vor Klassenhaß
Und Rassenhaß und Massenhaß
Und derlei Teufelswerken!

Carlsruhe, 16. Februar 1881.

Der J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung, der früheren Verlegerin von Scheffels Werken zum

Digitized by Google

zweihundertjährigen Geschäftsjubiläum, 20. Mai 1882:

Geschäftstreu und in Ehren
Schon seit zweihundert Jahr:
Solch Haus empfiehlt sich selber,
Denn solch ein Fall ist rar.

Was in der Väter Weise
Schlicht vorwärts strebt, besteht,
Derweil, was Schwindel gründet,
Wie Spreu im Wind verweht!

Kissingen, 10. Mai 1882.

Dem Fräulein Bonz widmete Scheffel folgendes allerliebste Geburtstagsgedicht, um welches viele junge Damen dieselbe gewiß beneiden werden:

Stets freu ich mich, o Klärchen,
Und alles freut sich mit,
An Deinen siebzehn Jährchen,
An Deinem leichten Schritt.

Das sind die Backfischzeiten,
Wo kein Ding schwer man nimmt
Und huschig plätschernd und schnalzend
Im Strom des Lebens schwimmt.

Digitized by Google

Das ſind die Frühlingszeiten,
Wo hell man jauchzt und ſingt,
Wo lerchenfroh die Seele
Sich hoch gen Himmel ſchwingt.

Drum preis Du heut wie morgen
Die goldne Jugendzeit,
Schlepp nie ein Bündel Sorgen,
Schlepp nur die Schlepp am Kleid.

Sei wie die guten Eltern
Stets einfach, treu und wahr,
Sprich wenig falſche Worte,
Trag wenig falſches Haar.

Lach über Thoren und Weiſe
Als fröhlich Schwabenkind,
Kaum merkend und bemerkend,
Wie viele gut Dir ſind.

Einsmals kommt auch der Rechte,
Der Dich als Backfiſch fiſcht.
Der Herrgott fügt's ſchon richtig,
Wenn man von Stuttgart iſt.

Und ruht Dein braver Onkel,
Der dieſe Worte ſpricht,

Digitized by Google

Dereinſt in kühler Erde
Von Rheuma, Groll und Gicht,

So denke ſein, erſchauſt Du
Den Unterſee im Glanz,
Und wind aus Mettnaublumen
Ihm den Gedächtniskranz.

Gebhard Zernin teilte in ſeinen recht intereſſanten perſönlichen Erinnerungen an Scheffel ein älteres Gedicht desſelben mit, welches ſich bereits in dem erſten Bande von Profeſſor Eduard Oſenbrüggens kulturhiſtoriſchen Bildern aus der Schweiz befinden ſoll. Es lautet:

Abſchied vom Wildkirchli.

B'hüt Gott, mein lieber Äſcherwirt,
B'hüt Gott, Du brave Frau!
Wie war bei Euch die Luft ſo lind,
Der Himmel prächtig blau.

Iſt auch das Haus nicht rieſengroß,
Es war mir eben recht;
Am wohlſten iſt's im kleinen Neſt
Dem biedern Mauerſpecht.

Digitized by Google

Gegrüßt sei Eure Felsenwand,
Gegrüßt der ganze Berg!
Er ist mir wenig hoch genung,
Hier stand ich als ein Zwerg.

Gegrüßt sei auch die Nachbarschaft,
Die Herrn im Wolkenflor,
Der Säntis und der Alte Mann,
Der Kasten und Kamor.

Die stehen unerschütterlich
Auf festem Grunde da
Und lachen ob dem Türkenkrieg
Und ob der Cholera.*)

Und käm' ich wieder auf die Welt,
Ich ließ den ganzen Qualm
Und zög' als Appenzeller Senn
Zum Äscher auf die Alm.

Dies Liedlein sang als Abschiedsgruß
Ein fahrender Scholar,
Der sieben Tag und sieben Nächt'
Allhier zu Gaste war.

---

*) Im Sommer 1854 wüteten bekanntlich der Krimkrieg und die Cholera.

Digitized by Google

In der von Emil Franzos geleiteten „Deutschen Dichtung“ ist aus dem bisher ungedruckten Nachlasse veröffentlicht:

Gedenkspruch

von einer Schweizerreise heimkehrend.

Blauer Himmel, lichte Wölklein
Spielend um zerzackte Höh;
Gletscherbäche, Wasserfälle,
Sonnbeglänzter, ew'ger Schnee . . .

Schau ich's auch, entzückten Blickes,
Nicht mehr täglich auf der Fahrt —
Die Erinn'rung reinen Glückes
Bleibt so schön wie Gegenwart.

Radolfzell, Seehalde September 1884.

Seefahrt.

Will des Lebens Sorge ihr düster Grau
Dir zeigen in späteren Jahren,
So denk an die Insel Reichenau
Und wie wir zum Festland gefahren!

Grün wogte die Welle, leicht tanzte das Boot,
Harmonisch erklangen die Lieder —

Digitized by Google

Ein Hauch von jenem Seeabendrot
Erlischt in der Seele nicht wieder.

Einem österreichischen Professor, der ihm einst die bedrängte Lage der Deutschen in Krain schilderte, sandte er folgende Ermutigung, welche bisher nicht veröffentlicht worden ist:

Ernsthaft streben,
Heiter leben,
Vieles schauen,
Wenig trauen —
Deutlich im Herzen,
Tapfer und still,
Dann mag kommen,
Was da will.

Karlsruhe, 22. März 1884.

In der „Post", einem Gasthofe zu Donaueschingen befinden sich folgende Verse Scheffels unter Glas und Rahmen:

Dem Heiligen*) in der Post zu Donaueschingen.

Gar viele, die einst man heilig gesprochen,
Erfreuen uns nur mit bestäubten Knochen,

*) Der „Heilige" war ein Verein, dem Scheffel angehörte.

Digitized by Google

Doch der Heilige am Donauquell
That stets als frischer und frommer Gesell
Die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken.
Gott woll' ihm Kraft und Gedeihen schenken
Und den Opferstock füllen durchs ganze Jahr,
Dies wünscht ihm vergnügt heut' als Jubilar
Der Meister Josephus zu Karlsruh'
Und trinkt's ihm in altem Markgräfler zu.
Karlsruhe, 11. Februar 1876.

Und nun, als würdigen Schluß, noch einen tiefempfundenen Spruch Scheffels aus dem Fremdenbuche der Fraueninsel im Chiemsee vom Mai 1860, der auch in „Frau Aventiure" abgedruckt ist. Die Verse sind angeregt worden durch das Bild des Wiener Malers Christ. Ruben, „Ave Maria", und zeigen den Dichter auch einmal von einer anderen Seite.

Einsam treibt ein morscher Einbaum, glatt und ruhig liegt der See.
Purpurwarme Abendschatten färben der Gebirge Schnee.
Eines Eilands Klosterhallen dämmern aus der Flut empor.
Aus dem grauen Münster schallen Glocken zu der Nonnen Chor:
„Sempiterni fons amoris, consolatrix tristium,

Digitized by Google

Pia mater salvatoris, Ave virgo virginum!“
Sanft sich biegend, leis verklingend, süß versterbend kommt der Ton.
Luft und Welle tragen schwingend seinen letzten Hauch davon.
Und der Hand entsinkt das Ruder. Im Gebet erschweigt das Herz,
Und mir ist, als trügen Engel eine Seele himmelwärts.

Von den Schnurren, die Scheffel den Freunden zu erzählen wußte, kann nur weniges und dieses nur als Beweis für die eigenartige Erzählungsweise des Dichters hier seinen Platz finden. Es ist bekannt, wie sehr die Autographensammler den Dichter um eine kleine Gabe zu quälen verstanden. Er war, das muß anerkannt werden, in dieser Beziehung sehr zuvorkommend, ging ihm aber die Bettelei über den Spaß, so konnte er auch sehr unwirsch werden. So sandte er einer Dame aus England das Autographen-Album, welches ihm dieselbe aus Versehen unfrankiert zugesendet hatte, frankiert mit den Worten zurück: „Bildung macht frei“. Jemand anderes fragte ihn an, in der Absicht, einige Zeilen von seiner Hand zu erhaschen, ob „Ekkehard“ vor

Digitized by Google

dem „Trompeter“ erschienen wäre. Scheffel malte über den einen Namen eine Eins, über den anderen eine Zwei. In Heidelberg wohnte eine Zeit lang ein Flötist neben ihm, der unaufhörlich das schöne Lied „Nach Sevilla“ spielte. Als Scheffel die Unendlichkeit dieser Melodie nicht mehr ertragen konnte, schrieb er dem Künstler: „Ich begreife Ihre Sehnsucht nach Sevilla vollkommen und bin gerne erbötig, Ihnen das Reisegeld einzuhändigen, aber — nur bis zur nächsten Station.“ Recht originell muß sich in des Dichters Munde folgende Reiseepisode ausgenommen haben. Als er mit seinem Sohne Viktor den Hohentwiel besuchte, trat er an eine Verkäuferin heran, welche Bilder von der Gegend, auch sein Porträt feil bot. „Wer ist dieser Herr?“ fragte Scheffel die Frau. „Nun, das ist der Herr, der den Berg beschrieben.“ „Lebt er denn noch?“ „Nein, er ist schon tot, es soll ein seelensguter Mann gewesen sein.“

Doch der Dichter war im allgemeinen nur selten in seinen Besitzungen in Karlsruhe oder Radolfzell anzutreffen, es kam auch wohl vor, daß er zu Hause war und sich doch nicht sprechen lassen wollte. Wenn er dann recht ingrimmiger Laune war, bekam er es oft genug fertig, seinen Kopf aus dem

Digitized by Google

Fenster zu stecken und dem Besucher zuzurufen: „Der Herr Doktor ist heute nicht zu Hause.“ Man wußte oft durch Monate nicht, wo er zu finden war. Er zog dann auf einsamen Wanderungen durch die Gebirge, unterhielt sich gern mit dem Landvolke und ging den sogenannten Gebildeten möglichst aus dem Wege. Doch:

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ja, der ist bald allein,
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.

Daher kam es, daß oft genug Nachrichten von des Dichters Tode auftauchten, ja, daß mancher sich schier verwunderte, wenn er hörte, daß Scheffel noch am Leben. Die innere Unruhe, die ihn von Stätte zu Stätte trieb, rührte wohl namentlich aus seinen vielen Krankheitsanfällen her; diese waren es auch, die auf seinen Geist drückten und gewisse Wahnvorstellungen in ihm wachriefen. Die Wassersucht machte sich in ihm bemerkbar; er litt an häufigen Schwindelanfällen, von denen einer im November 1882 einen schweren Fall von der Treppe seines

Digitized by Google

eigenen Hauses herbeiführte. Vergebens suchte er die verschiedensten Bäder auf; sie gewährten ihm nur augenblickliche Erleichterung. Die Hand begann beim Schreiben zu zittern, die Gesichtszüge nahmen eine fahle Farbe, einen krankhaften Ausdruck an, und was das schlimmste war, er sah den Tod schon leibhaftig vor sich, als noch gar nicht an eine Todesgefahr zu denken war. Seinen Gedankengang in den letzten Jahren beleuchtet nachstehendes an Anton von Werner gerichtetes Beileidsschreiben vom 21. Oktober 1883, gelegentlich des Todes der jüngsten Tochter des Letzteren. Es heißt in demselben:

„Gottes Wege sind nicht unsere Wege! Es geschieht manches, was dem Herzen Wunden schlägt und was wir nur ungern fassen und tragen. Mit Deinem warmen liebevollen Gemüt magst Du in des guten Kindes Tod schwer Dich fügen — aber: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen! Unschuldig, wie ein flüchtiger Blick der Sonne in das Erdenleben hineinschauen und wieder hinausgehen — ist auch ein Glück! Meiner vollen aufrichtigen Teilnahme bitte ich Dich und Frau Malve versichert

Digitized by Google

zu sein . . wer hätte an dem fröhlichen Tage in Karlsruhe geahnt, daß so bald Trauer Einkehr halten würde? . . . . Und so gehen wir alle als Pilger durch das Leben und wissen nicht, wann wir abgerufen werden. Und dennoch: Vertrauen und Mut! Mit herzlichem Mitgefühl."

Im September vorigen Jahres besuchte er nach 40 Jahren zum erstenmale wieder Berlin. Es lag ihm daran, die Einführung seines Sohnes Viktor bei den Garde-Ulanen in Potsdam als Avantageur persönlich vorzubereiten. Dann übersiedelte er aber schleunigst nach Heidelberg, um sich bei bedeutenden Ärzten in Behandlung zu geben, und hier ging es reißend mit ihm bergab. Er konnte hier noch seinen sechzigsten Geburtstag feiern, die Schloßruinen im hellen Lichte ihm zu Ehren erstrahlen sehen und hören, wie seine geliebten Studenten ihm brausende Hochs darbrachten. Dann wurde es aber schlimmer und schlimmer, nur wenige Vertraute durften ihn noch besuchen. In einem letzten Schreiben nahm er von seinem verehrten Großherzoge Abschied als treuester der Unterthanen und seine letzte Kraft setzte er zur Dichtung des Heidelberger Jubiläumsliedes ein: „Nun grüß' Dich Gott, Altheidelberg",

Digitized by Google

zu dem Vincenz Lachner eine so ansprechende Musik geschrieben hat.

Es soll hier als Genauestes über die letzten Tage des Dichters folgen, was ein Freund und Sterbezeuge des Verewigten seiner Zeit in der „Badischen Landeszeitung" veröffentlicht hat. Es heißt da: „Angesichts der von ihm so oft und so warm besungenen Neckarstadt mit den fröhlichen Jugenderinnerungen erhoffte er Genesung oder doch wenigstens vorübergehende Besserung; denn sein gefahrdrohender Gesundheitszustand war ihm keineswegs ein Geheimnis; aber nachdem er eingesehen, daß die sorglichsten Bemühungen der beiden Spezialisten Professor Dr. Erb und Professor Dr. Fehr keinen namhaften Erfolg versprachen, daß es im Gegenteil, was in der Natur der Krankheit begründet war, mehr und mehr abwärts gehe, da verlangte es ihn wieder mit Macht in die Stadt zurück, die er lieb gewonnen, nach dem elterlichen Hause, dahin — wo seine Wiege gestanden, wo ihm treu bewährte Freundesherzen aus ferner Jugendzeit, aus schöneren Tagen geblieben waren — nach Karlsruhe. Es kostete harte Kämpfe, um diese von ihm so lebhaft herbeigewünschte Übersiedelung von Heidelberg nach

Digitized by Google

der Heimat wenigstens bis zu einem Zeitpunkt zu verschieben, wo dieselbe nicht unmittelbar todbringend sein mußte. Unter den im Geleite der Krankheit auftretenden Aufregungen hatten Angehörige und Ärzte schwer zu leiden. Besuche seiner Freunde empfing er gleichwohl gern und in der Regel mit der gewohnten Jovialität; aber sie erzählen mit erschütternder Treue, wie der Leidende jeden Anlaß in der Unterhaltung ergriff, um auf seinen Zustand abzuspringen, und wie er dann in die bittersten Klagen gegen das ihm drohende unabwendbare Schicksal auszubrechen pflegte. Als nach Fastnacht auf einige Tage wärmere Witterung eingetreten war und die ersten Amseln in den winterkahlen Rebenhängen des rechten Neckarufers sich hören ließen, da wollte es den Sänger der lenzfrohen Jugend schier auch nicht mehr leiden im dumpfigen Krankenzimmer — und in der That, in diesen Tagen machte er mit einem seiner „Engsten", dem Hauptmann Klose, der ihn von Karlsruhe aus fast täglich besuchte, seine letzte Ausfahrt ins Freie, neckaraufwärts zwischen den sonnbeglänzten Bergen hin, von deren einem die vielbesungene Heidelberger Schloßruine die beiden Freunde eine geraume Zeit geleitete;

Digitized by Google

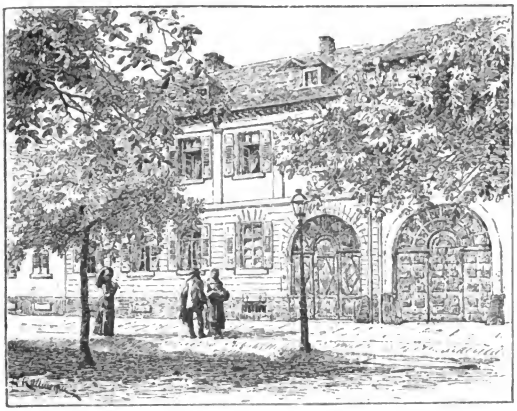
sie hatten vorher gut gespeist und die milde Luft und die friedlichheitere Stimmung in der Landschaft verfehlten ihre gute Wirkung nicht auf das kranke Dichterherz. Um die Zeit des Josephustages hatten die Ärzte wieder ihre liebe Not. Ein Karlsruher Freund, der Scheffel Tags vorher besucht hatte, brachte schlimme Kunde von dem Zustande des Gepeinigten in den abendlichen Kreis, wo man der Nachrichten mit ängstlicher Spannung geharrt. Seinen Namenstag feierte der Dichter mit den Seinen alljährlich gern und er freute sich herzlich, wenn man seiner an diesem Tage gedachte. So erwiderte er denn auch fast umgehend ein Glückwunschtelegramm der Karlsruher Freunde in seiner bekannten launigen Weise. Eine besondere Freude bereitete ihm die allerdings nur einige Tage währende Anwesenheit seines zu Hannover auf der Militärschule studierenden Sohnes Viktor. Ob er wohl ahnen mochte, daß er seinen Einzigen, den der abgelaufene Urlaub zur dienstlichen Pflicht zurückrief, nicht mehr sehen werde!? — Der Abschied von dem geliebten Kinde war kurz — aber schmerzreich. — Nachdem die Ärzte Mittel in Anwendung gebracht hatten, welche wenigstens auf kürzere Perioden den lokalen

Digitized by Google

Schmerz und die Atemnot zu lindern im stande waren, benützte der Kranke solche bessern Augenblicke, um mit dem Reste seiner alten Schaffenskraft und mit der Resignation einer großen Seele den üblichen Buchabschluß mit dem Erdenleben zu vollziehen. Bis aufs kleinste wußte er seine privaten Angelegenheiten zu regeln. So war der ersehnte Tag der Übersiedelung nach der geliebten Vaterstadt herangekommen. Mit besorgtem Blick sahen ihn um die Mittagszeit des 3. Februar seine Ärzte den Schnellzug landaufwärts besteigen; einer gab ihm das Geleite hierher. Und so zog er, ermüdet und zum Sterben angegriffen, am Nachmittag in die alten Räume seines Karlsruher Heims wieder ein, die seine lebendige Phantasie jetzt doch wieder mit den lieben Bildern aus der Kindheit und Jugendzeit bevölkern konnte. Die einbrechende Dämmerung zauberte alle die alten trauten Gestalten, die zum Teil längst nicht mehr auf Erden wandelten, vor das Schmerzenslager des Schlummernden, — den Vater mit dem ernsten, strengen Blick, die liebe, treue Mutter, die den Sohn bis zu seinem Eintritt in das bewegte Leben wie ihren Augapfel behütet, und die so innig geliebte Schwester; der heute zum

Digitized by Google

ſtattlichen jungen Manne herangewachſen des Kaiſers Rock in Ehren trägt, der treue Sohn: als blondlockiger, blauäugiger, roſig blühender Knabe umtändelte er das Lager und — zur Linken, ſeine Hand innig um=



Scheffels Wohn= und Sterbehaus.

faſſend, daß er die Herzenswärme wie einen heißen Strom belebend in die leidende Bruſt überfließen ſpürte — zur Linken ſaß, das thränenverſchleierte Auge auf ihn gerichtet, die Gattin, die ein widrig Geſchick lange Jahre ihm entfremdet. Aber das war kein

Digitized by Google

Traumbild, nein, — sie war es wirklich; sie war gekommen, dem Scheidenden den Abschied zu versüßen, seine letzten Tage zu erhellen, ihm, wenn es denn doch so sein sollte, die müden Augen zum ewigen Schlafe zuzudrücken. Ja, es war ein erschütternd Wiedersehen, das unhörbar den Ausgleich zweier großen Seelen herbeiführte. Das waren im Leben des Dichters die letzten Sonnentage, die jetzt hereinbrachen. Sie erleichterten ihm das Ringen mit dem herannahenden Tode und befeuerten zum letztenmale die erlöschenden Lebensgeister — mehr als die üblichen ärztlichen Erweckungsmittel; mit ängstlicher Sorge jedem Wunsche lauschend, umstand die wackere Dame zur Tages- und Nachtzeit das Lager; stumm und dankbaren Blickes preßte der Kranke die Hand der Teuern an Herz und Mund. In neuen Lebenshoffnungen wiegte sich nunmehr noch das arme brechende Herz. „Jetzt nur noch ein paar Jährle, nur noch eines!" — erwiderte er den Gruß seines Freundes Klose, der ihn am Donnerstag, den 8. April, in einem Zustande freudiger Verklärung außer Bett in seinem Lehnstuhl sitzend antraf. Mit ihm trank — nein nippte er — in dieser Stunde den letzten Tropfen Bieres. Sein

Lächeln bei dem herzlich gemeinten: „Prosit, lieber Alter!“ — war aber doch so wehmütig umschattet, daß es dem Freunde tief in die Seele schnitt. Am Freitag früh schon stellte sich eine bedenkliche Stumpfheit ein; die Sinne schwanden mehr und mehr und einer von Scheffels hiesigen intimen Freunden, Generalarzt Dr. von Beck, der mit dem Hausarzte Dr. Baur dem Kranken in den letzten Tagen noch alle Sorgfalt der ärztlichen Kunst angedeihen ließ, gab seinen ernstesten Befürchtungen einem Besuche gegenüber rückhaltlos Ausdruck. Aus dem apatischen, schlummerartigen Zustande erwachte der Kranke erst gegen 4 Uhr des Nachmittags. Aber er hörte nicht mehr und erkannte niemanden mehr. Eine Äther-Injektion hatte wenig Erfolg. In gleichmäßigen, harten, tiefen und sehr lauten Atemzügen arbeitete die Brust wie mechanisch. Das Atmen war so laut, daß man es bei den offenen Fenstern auf der Straße hat hören können. Mit ängstlich beobachtendem Schweigen standen zu Häupten des Lagers der Wärter und ein Mitbewohner des Scheffelschen Hauses, Finanzrat Gasser, ein Mann, der in den schweren letzten Tagen dem Verewigten viel Liebes erwiesen; zur Seite des Bettes saßen Frau von

Digitized by Google

Scheffel, in Schmerz aufgelöst, und der oben erwähnte Freund. Das dauerte bis gegen 6 Uhr, als plötzlich das monotone schwere Atmen, erst auf eine halbe Minute, dann in immer kürzeren Zeitpausen länger und länger aussetzte, bis es einige Augenblicke vor 7 Uhr vollständig aufhörte. „Es ist vorbei!“ lispelte einer der Stehenden und im gleichen Augenblick strömten zu den offenen Fenstern herein fernher mit der milden Abendluft die tiefen, sonoren Klänge der Betglocke von der Stadtkirche. Es war, als ob die Seele des toten Sängers in diesen Glockentönen ausgeklungen sei. Weihevolle Kirchenstille waltete eine kurze Weile im Sterbgemach; dann verlangte der Schmerz um den Verlust des teueren Verschiedenen sein Recht; die Glocken verstummten; aber ein in Thränen ersticktes Schluchzen erfüllte den Raum: — Es war vorbei! — Wie im Schlummer lagen die sterblichen Reste; der Gesichtsausdruck war nicht eigentlich entstellt, sondern nur mehr der Fülle und Frische des Lebens entkleidet, dem der Dichter so manche köstliche Blüte für den Kranz seiner Unsterblichkeit zu entnehmen verstanden. Der Lorbeer auf der Stirn stempelte das markige Antlitz eher zu dem eines auf dem Schlachtfeld gestorbenen römischen Imperators. —“

Digitized by Google

Das deutſche Volk kann nie und nimmermehr vergeſſen, was Scheffel ihm geweſen. Denn er iſt nicht wieder erreicht worden. Mancher hat ſich mit ihm meſſen wollen und betrachtete ſich ihm gleich, wenn er:

— girrt dem kindiſch leichtbegnügten Schwarm
Sein Spielmannsliedel vor, daß Gott erbarm'!
Sich ſelber dünkend ein gewalt'ger Held,
Wenn er ſein Lichtlein auf den Scheffel ſtellt.

Wie ſelten ein Dichter ward Scheffel beigeſetzt, Kränze und Widmungen, Deputationen, ergreifende Reden und Gedichte folgten ſeinem ſterblichen Teile. Liebe und wieder Liebe ſchmückte ſeinen Sarg, wo er nur immer geweilt, da erheben ſich monumentale Erinnerungszeichen, zwei Städte, Karlsruhe und Heidelberg wetteifern um die Ehre, dem Dichter das erhabenſte Denkmal zu ſetzen. Und doch ſcheint er uns nicht geſtorben. Er lebt unter uns weiter, denn er ſpricht in ſeinen Dichtungen die ewige Sprache der Schönheit, welche unabhängig von Zeit und Geſchmacksrichtung daſteht. Die Schwächen, die der Menſch gezeigt, ſoll der Dichter nicht entgelten, und nur der letztere bleibt uns erhalten:

Digitized by Google

Willkommen, Held! Du haſt Dich nicht geſpart,
Treu bis zum Tod biſt Du dem Kreuz geweſen,
Rück ein zu uns — die Seele iſt geneſen!

Und ſo mögen denn die ergreifenden Worte hier noch einen Platz finden, welche Emil Rittershaus dem Freunde nachgerufen hat. Sie ſind, denk' ich, uns allen aus dem Herzen geſchrieben:

Nun brechen wir den Blumenſtrauß,
Das dunkle Grün der Tannen
Und ſchmücken Dir Dein letztes Haus,
Poet der Alemannen!
Die Nachtigall, die Heimkehr hält,
Bringt Dir den Gruß vom Süden,
Dir, der nun ſchläft im Leichenfeld,
Dem Sturmgeprüften, Müden!

Nun kommen aus der Neckarſtadt —
Alt-Heidelberg, Du ſchöne! —
Mit Totenkranz und Palmenblatt
Die jungen Muſenſöhne.
Poſaunenton und Grabeslied.
In Hütten und Paläſten
Iſt Trauer. — Ja, ein Dichter ſchied —
Und einer von den Beſten! —

Digitized by Google

Welch reichen Lorbeer Du errangſt,
Wie ſchön Dein Los gefallen,
Wie Du die heitren Lieder ſangſt,
Die luſtigſten von allen,
Wie ſonnig Deine Lebenszeit,
Geſagt wird's und geſungen —
Ich aber weiß, wie Du im Streit
Mit Qual und Gram gerungen!

Nichts blieb von Leiden Dir erſpart,
O Freund, in Deinem Leben —
Und, wo Dir eine Freude ward,
Der Schmerz ſtand gleich daneben!
Ein Reif auf Deine Blüten fiel,
Ein Hagel in die Ähren —
Und dennoch wußt' Dein Saitenſpiel
Die Welt uns zu verklären!

Und dennoch weht's wie Maienhauch
So friſch durch Deine Weiſen! —
Laut wie den Dichter darf ich auch
Den Mann, den wackren, preiſen,
Der ganz ſein Herz dem Freund' erſchloß,
Der ſein Vertraun beſeſſen. —
Das will ich nie, mein Sanggenoſſ',
Das will ich nie vergeſſen!

Digitized by Google

Ruh aus, o Freund, dem heißes Blut
In seinen Adern kochte,
Und dem ein Herz, so lieb und gut,
So treu, im Busen pochte!
Ich gönn' Dir in der Gruft die Rast. —
Zerrissen sind die Saiten,
Doch, Freund, was Du geschaffen hast,
Das lebt für alle Zeiten!

Du gabst den Schatz, der nimmermehr
Als wertlos wird veralten! —
Vor meinem Geiste zieh'n sie her,
Die herrlichen Gestalten,
Die alte Zeit, die der Poet,
Der Meister wußt' zu schildern,
Daß sie lebendig vor uns steht
In wunderbaren Bildern. — — —

Alt-Heidelberg sich schon besinnt
Auf seine Jubelfeier —
Des Badenlandes bestes Kind
Rührt nicht zum Fest die Leier!
Stumm ist, der sang vom Rodenstein,
Der Singmund, auserlesen! —
Behüt' Dich Gott! Es sollt nicht sein!
Es wär' zu schön gewesen! — —

Digitized by Google

Posaunenton und Grabeslied.
Ein Klang, ein düstrer, trüber,
Durch meine tiefste Seele zieht
Vom Neckarstrom herüber.
Wenn ich auf Deinen Sargesschrein
Auch nicht die Schollen streue,
So lang' ich leb', gedenk ich Dein
In Liebe und in Treue! —

Digitized by Google

Nachtrag.

Der erste Teil vorliegenden Buches war bereits fertig gestellt, als das schon einmal erwähnte Erinnerungsblatt des Oberamtsrichters Schwanitz in Ilmenau als Festschrift zur Enthüllung des Scheffel-Denkmals in Ilmenau erschien. Nach demselben scheint Scheffel in Heidelberg doch Burschenschafter und zugleich Conkneipant des Corps Suevia gewesen zu sein. Denn der alte Freund des Dichters schreibt: „Scheffel gehörte nach einander der „Alemannia“ (mit mir gleichzeitig), sodann der „Teutonia“, endlich der „Franconia“ an. Beide letztere burschenschaftlichen Verbindungen waren durch Verschmelzung verwandter Elemente entstanden. Die Franconen trugen braune Mützen mit Goldstreifen und hatten ihre Kneipe in „Stadt Düsseldorf.““

Digitized by Google

Unter den verschiedenen Dichtungen, welche Oberamtsrichter Schwanitz bei derselben Gelegenheit veröffentlicht hat, befindet sich auch das Folgende, welches zu merkwürdigen Aufklärungen Anlaß gegeben hat. Es stellte sich nämlich heraus, daß derselbe „Schwanengesang", natürlich mit entsprechend verändertem Ortsnamen, in den verschiedensten Universitätsstädten allgemeiner bekannt ist und gesungen wird, ohne daß jemand von der Verfasserschaft Scheffels, die denn auch scharf bestritten wurde, bisher eine Ahnung hatte. Diese scheint aber authentisch zu sein, denn Oberamtsrichter Schwanitz teilte folgendes darüber mit:

„In den Tagen des 11., 12. und 13. Juni (Pfingsten 1848) fand nämlich eine von zirka 1800 Teilnehmern aus ganz Deutschland beschickte Studenten-Versammlung am Fuße der Wartburg statt. Auch Scheffel, obwohl nicht mehr Student (er war damals Legationssekretär beim Bundestagsgesandten Welcker in Frankfurt a. M.), nahm teil. Wie schon früher wiederholt, so wohnte er auch diesmal bei mir. Am 13. Juni morgens war nun ein engerer Kreis auf der Wartburg zu fröhlichem Thun versammelt. Scheffel nahm bei dieser Gelegenheit das

Digitized by Google

Kommersbuch, das ich mit zur Stelle gebracht hatte, zur Hand und schrieb vier Gedichte, die ich bis dahin noch nicht kannte, auf die noch leeren Blätter ein. In jenen Jahren und noch lange nachher liebte er es, gerade mir seine neuesten Gedichte mitzuteilen, da er wußte, wie treulich ich derartige von ihm kommende Opera sammelte und verwahrte. Unter den vier vorerwähnten, aus dem Gedächtnis niedergeschriebenen Gedichten befindet sich der „Schwanengesang". Er ist von Scheffel gedichtet — von keinem anderen — und zwar, wie ich aus einem besonderen Moment schließen darf, unmittelbar vor seinem Ausscheiden aus dem akademischen Leben. Mir selbst schrieb er nämlich damals, unterm 14. März 1847: „Gestern habe ich zum letztenmal in meinem Leben als deutscher Student auf den Kollegienbänken gesessen. Gute Nacht, Frühling!" ꝛc. Diese letzten Worte aber betrachte ich gewissermaßen als Reminiscenz an das soeben von ihm verfaßte Abschiedslied, denn hier ist ein ähnlicher Ausdruck gewählt, wenn es in der vorletzten und letzten Zeile heißt: „Gute Nacht, Studentenleben, ich werd' jetzt Kandidat!"

Daß sich Scheffel mit fremden Federn ge-

Digitized by Google

schmückt hätte mit dem Eintrag, den er in das Kommersbuch des Freundes machte, ist ganz undenkbar. Darum sage ich noch einmal in bestimmtester Weise: Scheffel ist der Verfasser des „Schwanengesangs". Wahrscheinlich aber wird auf deutschen Hochschulen noch manches andere Lied gesungen, ohne daß man die Quelle kennt, von der meine vorstehenden Zeilen Kunde geben.

Ilmenau, 19. September 1886.

Schwanitz, Oberamtsrichter."

Es lautet das hart bekämpfte Lied:

Schwanengesang.

O Heidelberg, o Heidelberg,
Du wunderschönes Nest,
Darinnen bin ich selber
Dereinst Student gewest,

Ein wackrer, ein flotter,
Ein braver Kamerad,
Der sein Verbindungsleben
Gar sehr geliebet hat.

Verbindung, Verbindung, —
Es kann nicht anders sein,

Digitized by Google

In Heidelberg, in Heidelberg
Verbindungen müſſen ſein. —

Der Vater, der Vater
Nahm Feder und Papier:
„Mein Sohn, thu ab die braune Mütz'
Und komm nach Haus zu mir.

Dort oben, dort oben
Iſt ein Dachkämmerlein,
Darin ſollſt Du ſtudieren
In Büchern groß und klein.

Und haſt Du ſtudieret
Wohl über Jahr und Tag,
Dann gehſt Du ins Examen
Mit Hut und ſchwarzem Frack!"

Die Mutter, ſie weinte:
„O Joſeph, komm' nach Haus,
Du biſt ſchon ganz verwildert
Bei den Studenten draus.

Du trinkſt viel, Du rauchſt viel,
Du wirſt ein Lump am End',
Du ſollſt nicht länger bleiben
In Heidelberg Student!"

Digitized by Google

Ich bat sie, ich klagte,
Es half mir alles nix.
Adjes drum, ihr Franconen,
Adjes ihr lieben Füchs.

O Heidelberg, o Heidelberg,
Du wunderschöne Stadt,
Gute Nacht, Studentenleben!
Ich werd jetzt — Kandidat!

Folgenden Brief Scheffels vom Rigi, dessen einleitende Worte die Herzen der studierenden Jugend entzücken dürften, danken wir ebenfalls der Mitteilung des Herrn Schwanitz.

Rigistaffel, den 23. August 1850
beim Frühschoppen.

Viellieber Jeremias!*) 5500′ über der Meeresfläche gedenk ich Dein. Die Schweiz ist zwar eine schöne Gegend, aber wenn rings um den Menschen bloß nebelgraue Unermeßlichkeit sich ausbreitet und

*) Dies war mein Heidelberger Spitzname. Als ich von dort nach Jena zurückkehrte, wurde dem badischen Freunde, der mich dahin begleitete, der Spitzname Amos zu teil. Er war der kleine, ich der große Prophet! Schw.

Digitized by Google

der Sturm durch das Wolkengewimmel pfeift, so hört die Natur auf und der Frühschoppen fängt an. Wohl dem, der die Wissenschaft des Frühschoppens besitzt, dem thut auch Sturm und Wetter nichts an. Ich sitze mit der innern Freudigkeit eines germanischen Gemütes beim Glase, — nachdem ich zuvörderst pflichtschuldigst den Honoratioren der Umgegend, dem Bürger Pilatus und Glärnisch, sowie dem Schreck-, Wetter- und Aarhörnersystem und der eisigen Jungfrau etwas Erkleckliches vorgetrunken, wende ich mich an Dich und gedenke, daß auch Du weiland mit Alpstock und Feldflasche hier herumgestiegen bist, und steige Dir krampfhaft einen Schluck Markgräfler vor.

O diese Schweiz! Wer vom Standpunkt des Frühschoppens hier reist, hat einen schweren Standpunkt. Diese whistspielenden, theetrinkenden Engländer, — diese sentimentalen deutschen Frauenzimmer, — überhaupt das ganze Publikum stoßen ein fahrendes Schülergemüt gewaltig ab. Und in Welschland erst. Durch was für fabelhaften Wein muß sich der Mensch durcharbeiten! Piemonteser Landwein, Valtelliner, vino d'Asti, der mousiert wie eine alte Melone, — 's ist hart. Und beim

Digitized by Google

ersten italischen Wein hätt's fast deutsche Hiebe gesetzt. Sitz' ich da auf dem Gotthard-Hospiz, zerregnet und zerfroren, und wärme mich mit rotem Tessiner. Bricht der lumpige alte Stuhl unter mir zusammen. Wollen die verfluchten Kelten schließlich außer der Zeche auch noch eine Unzahl Mailänder Lire für diese sedia rotta. Wie ich's im gerechten Unwillen negiere und abscheiden will, wollen mich die versammelten welschen Hausknechte, Fuhrleute 2c. festhalten. Da pfiff aber mein deutscher Hakenstock so scharf durch die Luft*) und eine Unzahl italischer Flüche wechselten harmonisch mit einem „Heiliges Dunnerwetter" und „Chrüztussigdunnerwetter, Gott verdamm mich," wie meine Schwarzwälder sagen, und es regnete und schneite darein, so daß ich würdig und groß einen ungefährdeten Rückzug nach Airolo antreten konnte.

Nur in Bellinzona hab' ich einen wohlthuenden Eindruck erlebt. Mitten unter diesen süßen Faul-

*) Ob das wohl wahr gewesen ist? Bescheidene Bemerkung des Verfassers, der daran erinnert, daß die lebhafte Phantasie Scheffels ihm manchmal einen kleinen Streich spielte und ihn Dinge berichten ließ, welche er selbst erlebt zu haben glaubte, während sie doch nur in seiner Einbildung ein Scheinleben führten.

*

lenzern lebt germanisches Element. Ich entdeckte eine fabrica di birra von einem sichern „Maier". Der Mann war aus Erfurt und sein Bier gut. Daß ich's nach jenischem Maßstab vertilgte, versteht sich. Mit Hochachtung schied ich von ihm.

Aber der lago maggiore, der Simplon ꝛc., alles, wohin mein Herz strebte, war verregnet. Jetzt hab' ich mich auf den Rigi zurückgezogen, wo der Sonnenaufgang handwerksmäßig betrieben wird. Mitten unter diesen Beefs und in Bettdecken eingehüllten Naturbewundrern schaue auch ich zu, — ein Proletariergemüt, aber gehoben durch die Wissenschaft des Frühschoppens. Und die Luft ist frisch hier oben und die Gedanken fliegen höher als zum Kriminal- und Polizeirespiziat in Säkkingen.

Aus dem Fremdenbuch ersehe ich, daß auch Biedermänner vor mir hier waren. Neben allem Gesäusel von Naturpracht und Gemunkel von mystischen Muckern: „Kommet hieher und schmecket, wie süß der Herr ist," hat mir folgendes, wiewohl Flüchtlingslitteratur, wohlgethan:

Fünf Deutsche kamen gehunken
Vom Rhein auf des Rigi Höhn;

Digitized by Google

Sie haben da wacker getrunken
Und nichts als Nebel gesehn.

Einige Jahre früher finde ich auch den Hans E., die Alemannen E. und K. eingezeichnet. Die haben's hoffentlich ebenso gemacht. Der Bursche H. (— ein Jenenser —) hätt's auch so machen können; der hat aber ganz antiburschenschaftlich geschrieben:

Im Thal, nicht auf den Höhen
Such ich mein stilles Glück.
Hier oben — nichts als Nebel,
Tief unten — Liebchens Blick.

Ich überlasse Dir, diesen Text mit einer Note zu versehen. —

Da es jetzt zum Essen läutet, schließe ich. Vielleicht setz' ich heut nachmittag den Frühschoppen fort; es kommt darauf an, ob der Nebel nachläßt oder nicht. Inzwischen leb wohl, alter Jeremias. Den Jammer in Altdeutschland behandle mit Resignation. Dios lo vult, haben die Kreuzfahrer gesagt. Aber das weiß ich, daß diese Alpen hier noch stehen und im Abendrot glühen werden, wenn längst kein Erdbewohner mehr weiß, was für ein

Digitized by Google

Geschöpf ein europäischer Diplomat ist. Das „Chrüz-dunnerwetter schlag drein!“

Bhüet Di Gott und schreib mir bald nach Säkkingen.

Grüße an die Deinigen.

Joseph.

Digitized by Google

Digitized by Google

J. V. von Scheffel's Werke.

Frau Aventiure.

Lieder aus Heinrich v. Ofterdingens Zeit.
14. Auflage.
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 6.—

Frau Aventiure.

Lieder aus Heinrich v. Ofterdingens Zeit.
Mit 12 Bildern von A. von Werner in Lichtdruck.
Groß Oktav. In Prachtband geb. *M.* 10.—

Bergpsalmen.

Dichtung.
Mit 6 Bildern von A. von Werner in Lichtdruck.
Vierte Auflage.
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 6 —

Bergpsalmen.

Dichtung.
Mit 6 Bildern von A. von Werner in Holzschnitt.
Dritte Auflage.
Quart. In Prachtband geb. *M.* 12.—

Fünf Dichtungen.

Okt. Hocheleg. geb. mit Goldschn. *M.* 4.—

Ekkehard.

Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.
92. Auflage.
Oktav. Eleg. geb. m. farb. Schnitt *M.* 6.—, mit Goldschnitt *M.* 6.20.

Ekkehard.

Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.
Groß Oktav. 2 Bände.
3. Auflage.
In Prachtband geb. *M.* 10.—

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren.
45. Auflage.
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 4.80.

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren
Mit 111 Illustrationen und einem Titelbild in Tondruck von A. v. Werner.
Gr. Okt. In Prachtband geb. *M.* 10.—

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren.
Heidelberger Jubiläums-Ausgabe
mit einem Titelbild von A. v. Werner.
Gr. Okt. In Prachtband geb. *M.* 6. —

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren.
Mit 111 Holzschnitt-Illustrationen und einem Titelbild in Tondruck von A. von Werner.
2. Auflage.
Quart. In Prachtband geb. *M.* 25.—

Hugideo.

Eine alte Geschichte.
4. Auflage.
Duodez. Eleg. geb. m. Goldschn. *M.* 2.—

Juniperus.

Geschichte eines Kreuzfahrers.
Mit 28 Holzschnitt-Illustrationen von A. von Werner.
4. Auflage.
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 7.—

Der Trompeter von Säkkingen.

Ein Sang vom Oberrhein.
145. Auflage.
Okt. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 4.80.
in Liebhaberband geb. *M.* 6.—

Der Trompeter von Säkkingen.

Ein Sang vom Oberrhein.
Mit 17 Illustrationen in Lichtdruck und 2 Titelblättern in Farbendruck von A. von Werner.
2. Auflage.
Gr. Oktav. In Prachtband geb *M.* 12.—

Der Trompeter von Säkkingen.

Ein Sang vom Oberrhein.
Mit 17 großen und 60 mittleren und kleineren Illustrationen in Holzschnitt von A. von Werner.
2. Auflage.
Quart. In Prachtband geb. *M.* 45.—

Waldeinsamkeit.

Dichtung zu 12 landschaftlichen Stimmungsbildern von Julius Marak.
Radirungen von Ed. Willmann in Lichtdruck ausgeführt.
4. Auflage.
Gr. Okt. Eleg. geb. mit Goldschn. *M.* 8.—

Das Waltariilied.

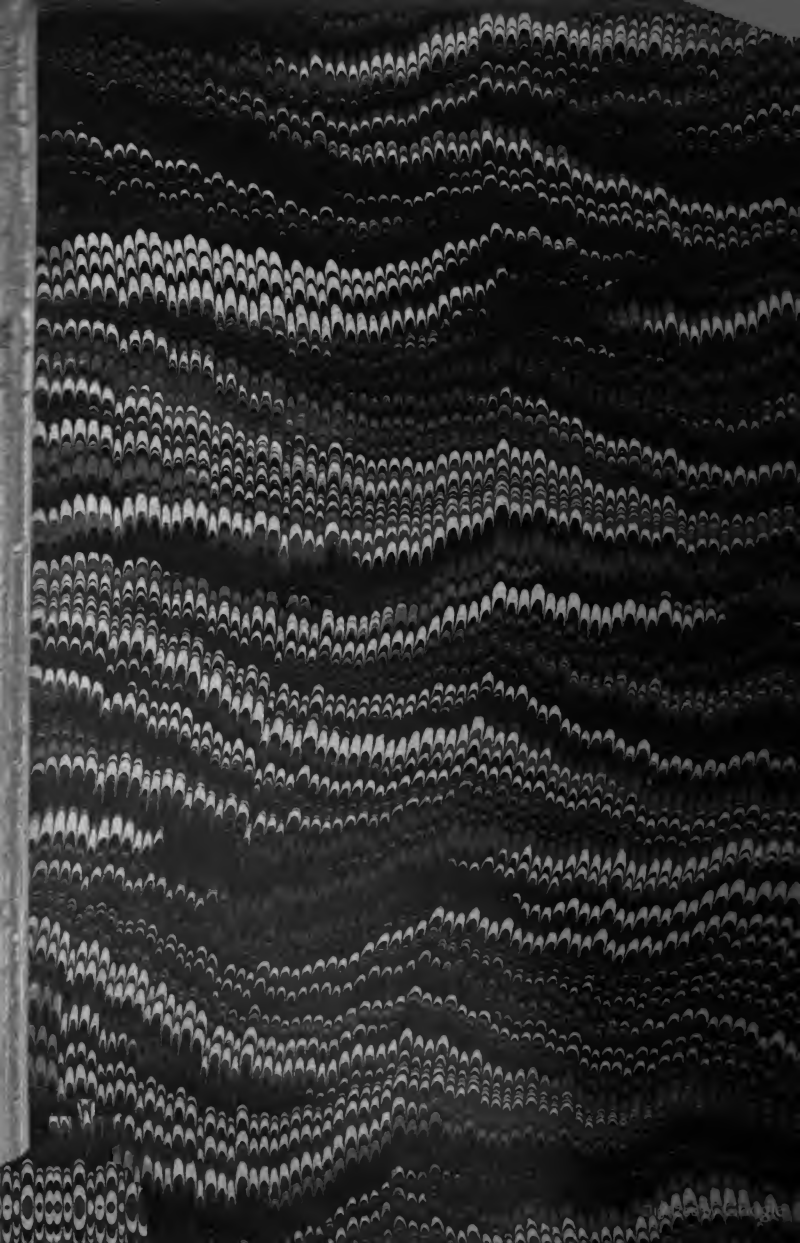
Verdeutscht.
Illustriert von Alb. Bauer.
Quart. In Prachtband geb. *M.* 10.—

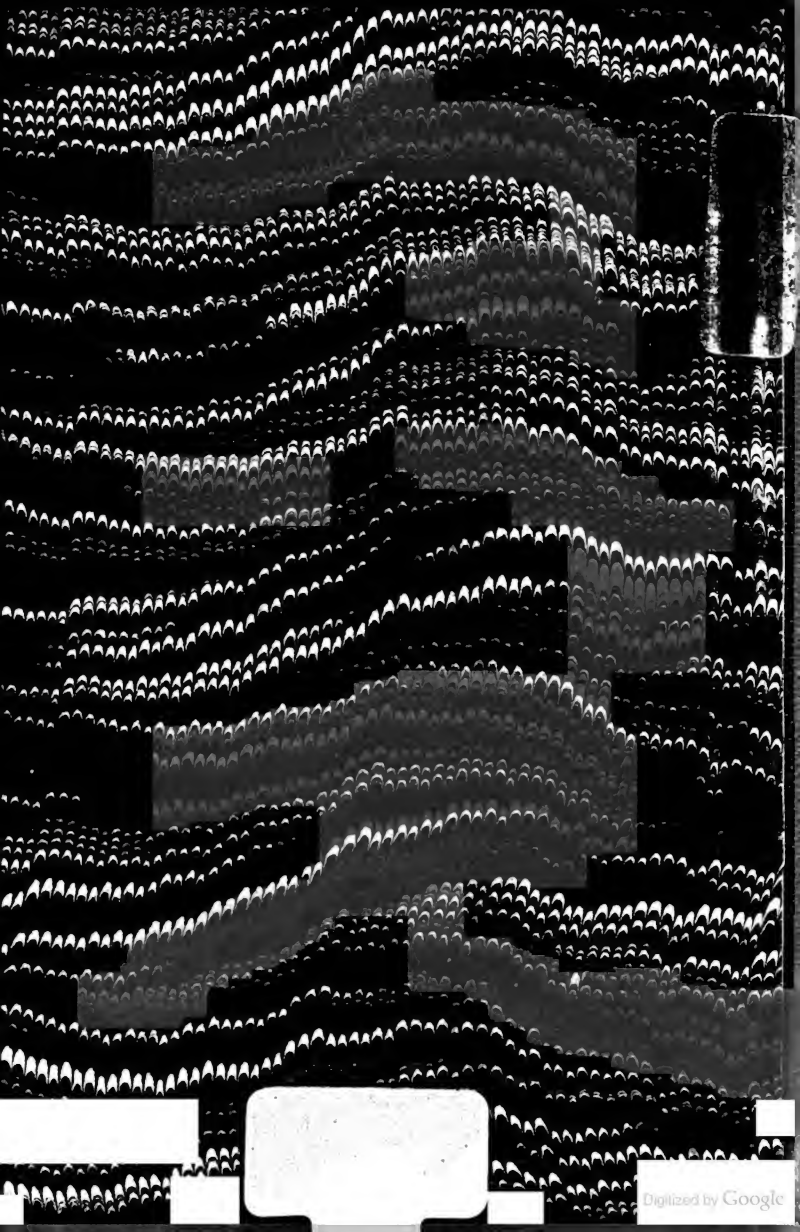
J. V. von Scheffel's Porträt.

(aus dem Jahre 1867)
Nach einer Zeichnung von Anton v. Werner. In Lichtdruck ausgeführt.
Folio *M.* 2.— Kabinett 60 Pf.

(aus dem Jahre 1884.)
Nach einer Zeichnung von Anton v. Werner. In Lichtdruck ausgeführt.
Folio *M.* 2. — Kabinett 60 Pf.

Digitized by Google




Digitized by Google

Digitized by Google